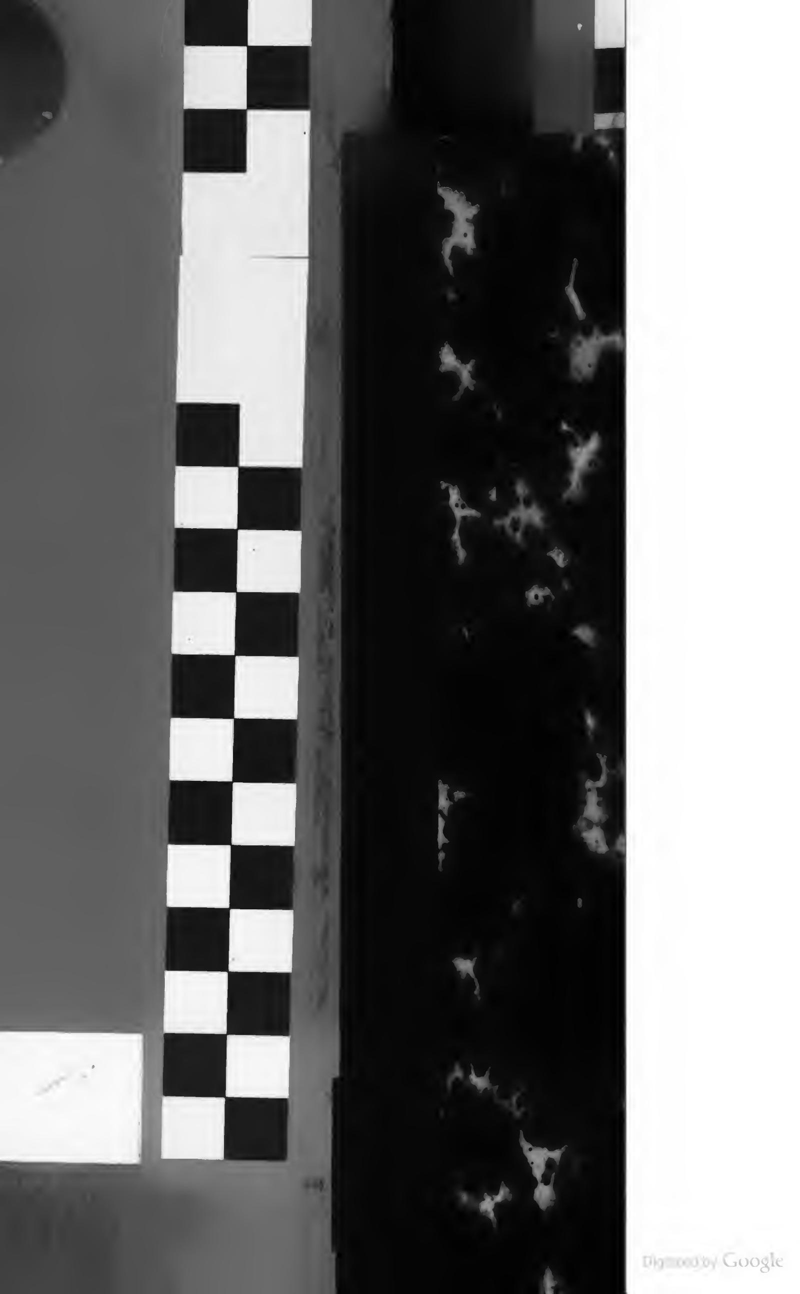
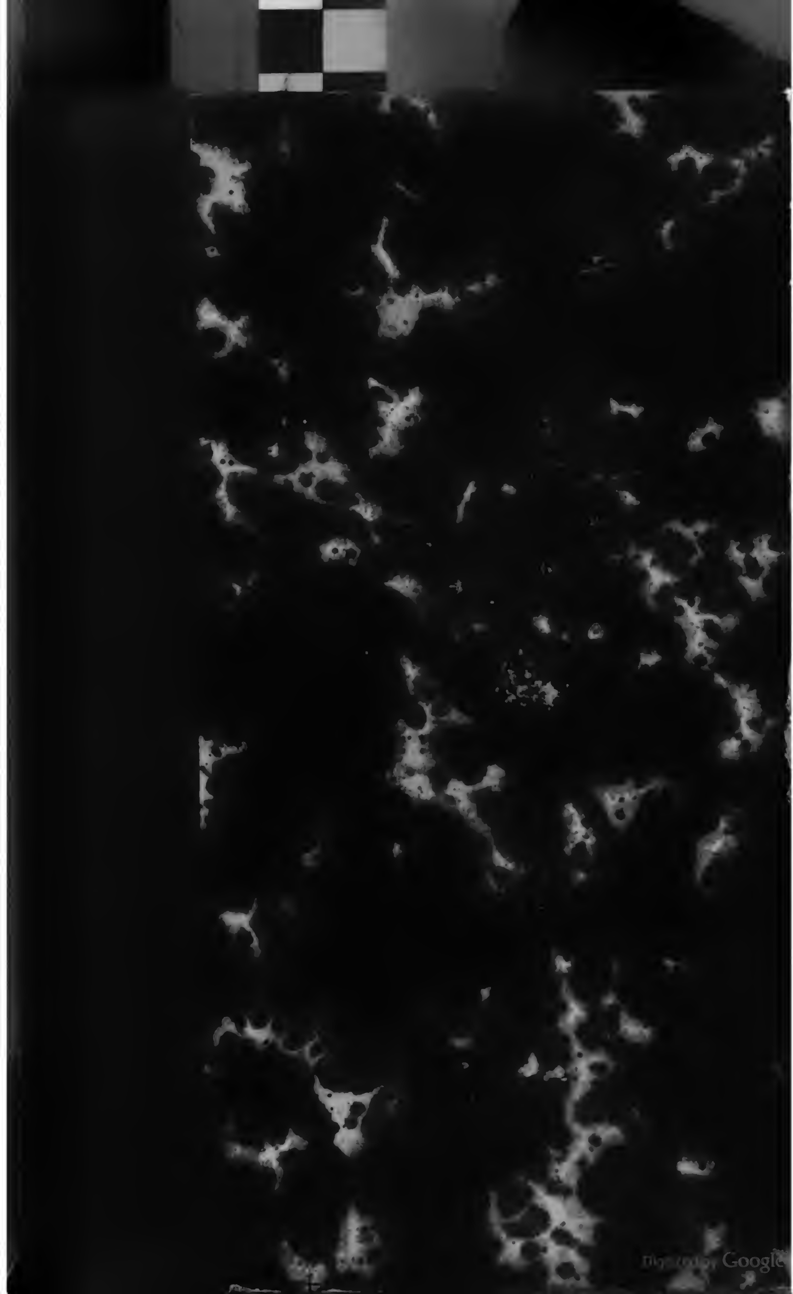
SAGEN UND ERZÄHLUNGEN: WALDHULDE. ELSBETH. JAROMIR...

Ludwig Rellstab







Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Neue Ausgabe.

Fünfter Band.

Sagen und romantische Erzählungen.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1860.

Sagen

und

romantische Erzählungen.

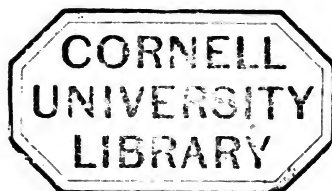
Von

Ludwig Rellstab.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1860.





Vorwort.

Der Leser empfängt in den nächsten vier Bänden dieser Ausgabe gesammelter Schriften eine Auswahl der Arbeiten des Autors im Gebiet der Erzählung. So leicht es auf den ersten Anblick erscheinen mag, eine Anzahl einzeln abgedruckter Arbeiten zusammenzureihen und einige Bände daraus zu bilden, so stellen sich dabei doch mancherlei Schwierigkeiten und Bedenken heraus. Zunächst das Princip der Anordnung. Ein streng chronologisches würde zwar in gewisser Hinsicht ein richtiges Bild von dem Entwickelungsgange des Verfassers geben, aber oft das Ungleichartigste im Stoff zusammenstellen, die Richtungen zersplittern und verwirren, endlich nicht einmal streng festzustellen sein, da manche Arbeiten, gleichzeitig begonnen, doch sehr ungleichzeitig vollendet sind, da man nicht selten in einer bewegten schriftstellerischen Thätigkeit auf ältere Entwürfe nach langen Jahren wieder zurückkehrt, da endlich eine doppelte Chronologie möglich ist, die der Abfassung und die der Erscheinung einzelner Arbeiten. Ich habe daher diese Basis der Anordnung, für die ich mich anfangs entschied, bald aufgegeben.

Eine Eintheilung nach Gattungen war ebenfalls nicht streng durchzuführen, weil diese oft ineinander spielen, sich bisweilen in derselben Erzählung mischen. Ja, eine solche Anordnung hat bei manchen Vortheilen ihre entschiedenen Nachtheile, weil sich eine scheinbare Monotonie erzeugt, indem der Leser, was durch Jahre bei der Arbeit getrennt war, dicht aneinander gerückt sieht, und sich somit wiederholt in ähnlichen Kreisen der Anschauung bewegt.

Endlich entscheidet auch, wie in so vielen Angelegenheiten des Lebens, die rein zufällige Aeußerlichkeit über innere Rechte, nämlich der Raum. Die Bände sollen möglichst von gleicher Stärke sein. Zwei, drei größere Erzählungen, wenn sie auch noch so nahe zusammengehörten, müssen sich trennen, weil eine kleinere, danebengestellt, die Bogenzahl richtiger füllt.

Dies alles bestimmte mich denn für eine, zwar im allgemeinen, aber nicht streng festgehaltene Ordnung nach diesen drei verschiedenen Rücksichten.

Der fünfte Band enthält zugleich meine frühesten und dem Charakter nach verwandte Arbeiten, im Gebiet der Erzählung. Die erste, jugendliche Entwickelung des dichterischen Talents sucht am liebsten das Wunderbare auf; dieser innere Drang mehrte und steigerte sich durch das Studium eines Dichters, der gerade in diesem Gebiet so außerordentlich Schönes geschaffen hat. Dem aufmerksamen und urtheilsfähigen Auge wird es nicht entgehen, daß (besonders in den Erzählungen „Waldhulde“, „Elsbeth“, „Jaromir“, „Berghold“), wenn auch eigener Boden und Triebkraft diesen Blüten eigene Farben gab, sie

doch unter den einflußreichen Strahlen des romantischen Gestirns keimten und wuchsen, mit welchem Ludwig Tieck an unserm dichterischen Himmel glänzt. Oertliche Anregungen zogen mich zu den besondern Stoffen. Ein Studienaufenthalt in Heidelberg, öfteres Durchwandern des Harzes, ein längeres Verweilen in Böhmen veranlaßte die Wahl des Gegenstandes und Schauplatzes dieser Jugendarbeiten. Wohl erkannte ich, bei der nähern Prüfung derselben jetzt, nach zwanzig Jahren und länger, die vielen Schwächen darin, und hätte manches gern geändert, doch der Versuch dazu lehrte mich bald, daß hier mit Einzelnem nichts zu fördern sei, und eine Umgestaltung des Ganzen ein Unrecht sein würde, das der Mann dem Jüngling zufügt. Alle Geleise, welche den innern Entwickelungsgang des Geistes bezeichnen — und darin allein liegt das objective Interesse innerer Thatsachen —, würden dadurch verlöscht worden sein. So ließ ich denn den Jüngling mit allen seinen Rechten und Irrthümern stehen, und vertraue ihn der Güte, welche neben den Mängeln der Jugend auch ihre schönen Vorzüge, die des heiligen, glühenden Eifers und Glaubens, anerkennt, und diesen jene vergibt.

Noch viel größer war der Reiz, im zweiten (sechsten) Bande, umbildend zu verfahren, in welchem ich diejenigen Novellen nach der Zeitfolge ihrer Entstehung zusammengestellt habe, die sich vorzugsweise auf die Besprechung und Behandlung musikalischer Gegenstände gründen; denn es ist begreiflich, daß hier die durch eine seit Entstehung der ersten dieser Novellen, „Theodor", geübte zwanzig-

jährige kritische Thätigkeit gereifte und geläuterte Ansicht des Mannes oft, wenn auch nicht in Widersprüche (denn meine Grundanschauungen habe ich unverrückt festgehalten), so doch in scharfe Conflicte und Reibungen mit der des Jünglings gerieth. Aber hier gerade durfte ich diesem seine Rechte am wenigsten schmälern, wenn ich nicht ein ganz verfälschtes Bild von mir in die Welt senden wollte. Ueberdies sind in keiner Art meiner Arbeiten Leben und Dichtung so innig verwachsen wie hier. Es sind nicht blos durch Wahl und Recht der Erfindung und Phantasie geschaffene, sondern vielfach selbsterlebte Zustände, denen ich hier Gestalt gegeben; und auch die Charaktere, in denen sich hier die Gedanken verkörpern, gehören zum großen Theil der Wirklichkeit an, sind Bildnisse, welche die Dichtung aus dem Leben abgespiegelt hat. Nein! Diese Arbeiten mußte ich unberührt lassen! Sie sind meine Hoffnungen, Träume, Kämpfe, mein Glück und Weh, mein ganzes Selbst aus jener selig jugendlichen Zeit der Begeisterung, des Glaubens und der Liebe! Auch der Uebermuth der Jugend übt die Rechte seines Unrechts darin! Laßt und vergebt sie ihm, ach — wünscht sie euch zurück!

Auch für diese Novellen habe ich eine bestimmte Schuld des Dankes abzutragen an drei Männer, E. T. A. Hoffmann, Ludwig Berger und Bernhard Klein. Alle drei erscheinen sie auch in mehr oder minder positiver Gestalt in den Novellen, gleichzeitig mit dem Autor, der auch sein äußerliches Ich darin scherzend abgemalt, wie ein Maler, der sich selbst unter die Figuren seines

Hintergrundes stellt. Man kann ihn z. B. in der Novelle „Edmund“ mit Ludwig Berger in Treiber's Keller (damals eine Berühmtheit Leipzigs) zu Abend speisen sehen.

Ich muß mich näher über die eben anerkannte Schuld gegen Hoffmann, Berger und Klein erklären.

Hoffmann gegenüber war sie die der Anregung, welche seine musikalischen Novellen gegeben haben; in den Ansichten stand ich ihm aber mehrfach gegenüber; in dieser Hinsicht wird meine Schuld mehr eine negative; ich verdankte, wie beim Fechten, Lehre und Uebung seiner Gegnerschaft.

Berger und Klein dagegen wirkten in jener Zeit (was die Musik anlangt) nur positiv, entschieden führend und lehrend auf mich, und erst später gestaltete sich das Verhältniß zum gegenseitigen Austausch der Ansichten. Ihnen folgt daher, weit über das Grab hinaus, die Verpflichtung innersten, tiefsten Dankes, und ich betrachte es als eine der heilbringendsten Fügungen meines Lebens, daß es mich mit zwei so außerordentlichen Menschen in nahe, innige Verbindung brachte. Und noch heut, mit wie vielfältigen bedeutenden künstlerischen Erscheinungen mein Lebensweg mich zusammengeführt hat, behaupten sie unbedingt den ersten Rang unter denselben. Berger als edelster Charakter, mit seltenstem Talent verschwistert, Klein als Grundtypus und leuchtendes Vorbild einer durchweg künstlerischen Natur, ja als eine der höchsten geistigen Complexionen überhaupt, die mir, berühmteste und hochbegabteste Männer nicht ausgeschlossen, jemals im Leben begegnet sind.

Lese man denn diese Novellen als einen Theil meiner innern Lebensgeschichte, in die Form phantastischer Gebilde, die sich auf dem Grunde der Wirklichkeit bewegen, gebracht.

Vieles hätte der Verfasser, der als sein Herausgeber auch sein Kritiker werden mußte, entschuldigend, vertheidigend, rechtfertigend noch zu sagen. Doch was die Werke selbst nicht sagen, würde doch nur auf dem hohlen Boden der Vergeblichkeit stehen.

Mögen sie denn für und wider mich zeugen bei dem öffentlichen Gericht, das der Leser zu üben berechtigt ist, und das in seiner beharrenden Fortdauer endlich immer den gerechten Spruch fällt. — Und wer dürfte mehr wollen?

Berlin, im März 1843.

Der Verfasser.

Inhalt des fünften Bandes.

Waldhulde

oder

der Wolfsbrunnen.

Erstes Kapitel.

In dem schönen Thale, welches der Neckar silbern durchströmt, wohnte, unfern der Stelle, wo wir jetzt die Trümmer des herrlichen heidelberger Schlosses anstaunen, ein alter Ritter, Cuno, mit einem Sohne Bernhard. Aber damals war die Gegend nicht so lieblich als heut, wo der Fuß der Berge mit Weinreben grün umsponnen ist, und an dem Ufer des sanfter rauschenden Flusses die freundlichsten Dörfer und Städtchen mit hellen Häusern und schattigen Lauben liegen; auch sah man nicht so reich wogende Saatfelder und sonnig über die Hügel sich dehnende Wiesenteppiche als jetzt; sondern alles war mit dichtem Walde bewachsen, der Neckar brauste sprudelnd über die Felsblöcke, die ihm den wilden Lauf sperrten, und kein leichter Nachen konnte so gefahrlos wie heut den muntern Strom zwischen den reizenden Ufern hinabschwimmen, laut ertönend von Gesang und Jubel. So scheint die Welt immer schöner zu werden; und doch mögen wol jetzt selten in dem blühenden Thal so selige Stunden verlebt werden als damals; freilich aber auch nicht so traurige!

Ritter Cuno wurde von der Last der Jahre schon gebeugt. Das scharfe Schwert des Kummers hatte ihm tiefe Furchen in die Stirn geschnitten, und tiefere Wunden in das starke duldende Herz gebohrt. Scheitel und Wange waren gebleicht, doch das Feuer der scharfblickenden Augen hatten die Thränen, die er mit männlicher Härte zu bekämpfen gesucht, nicht erlöschen können. Denn in dem Auge strahlte die Glut des Herzens wider, die Alter und Gram nur in eine mildere, wohlthuende Wärme verwandelt hatten. Und dauernder, tiefer Gram. Denn er saß, ein gealterter Mann, jetzt fast einsam auf seinem Schlosse, da er sonst eine fromme blühende Gattin in seinen Arm geschlossen, die ihm zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, geboren. Nur der Sohn stand noch neben ihm, und der Vater betrachtete ihn oft mit Wehmuth, als blicke er in einen Spiegel, der ihm seine eigene glückliche, sanft kühne Jugendgestalt zeige. Und wie uns in der Erinnerung alles schöner dünkt, so kam auch dem Greise jene Zeit so lieblich vor, wie einem, der auf einer öden beschneiten Alpe steht, das grünend lebendige Thal zu seinen Füßen. Dieses sehnsüchtige Gefühl ergriff ihn jetzt heftiger als jemals, da öftere Krankheit ihn hinderte, dem Vergnügen der Jagd, der einzigen Zerstreuung in jener einsamen Gegend, sich zu überlassen. So schweifte denn sein Sohn Bernhard ganze Tage in den alten Wäldern umher, und kehrte nur mit Sonnenuntergang heim, um dem Vater durch Erzählung der Tagesabenteuer die Abendstunden zu verkürzen und seine Sehnsucht nach der thätigen Jugendzeit noch stärker anzuregen.

Bernhard erzählte aber auch so lebendig, daß es wol jedem ein Verlangen erweckt hätte, das freie, freudige Leben zu theilen. Er war ein Jüngling voll Kraft und

Feuer, aber auch ebenso weich. Und wenn es ihn mit muthiger Lust durchdrang, dem hungernden, blutgierigen Wolf die Bahn zu sperren und ihn mit dem nie fehlenden Pfeil zu erlegen, oder dem schnaubenden Auerstier mit geschwungenem Speer entgegenzutreten, so konnte er dagegen auch an lauen Frühlingstagen oder einem wehmüthigen Herbstnachmittage weich träumend unter den hohen Bäumen liegen und sich von einem Gefühl ergreifen lassen, das ihm ebenso unerklärlich war, als es ihn sanftschmerzlich beglückte. So waren auch seine Erzählungen. Bald fachte er den glimmenden Funken des Muths in der Brust seines Vaters zur innerlich lodernden Glut an, wenn er den gefährlichen Kampf mit einem Eber oder Wolf beschrieb; bald erweckte er in dem Greise die Erinnerung eigener Jugend und aller Sehnsucht und Wonne, deren ein reines Gemüth fähig ist, dadurch, daß er, fragend und erzählend, von dem Vater zu erforschen suchte, was ihn denn eigentlich mit unbekannten zauberischen Banden hinüber oder in die endlose Weite zöge, wenn er unter einer hohen Eiche auf dem Rasen liege und durch die goldhellen, lispelnden Blätter hinauf in den tiefblauen Himmel blicke. „Dann", sagte er, „rauscht es geheimnißvoll in den Kronen der Bäume, die rothen Sonnenstrahlen schimmern weit durch den Wald, daß alles wie in einem glühenden Nebel schwimmt — und die Vögel flattern und singen — und der Neckar braust — und mir wird das Herz so voll! — Endlich sinkt die Sonne, alles wird still und grau, und ich gehe, träumend von wunderbaren Gestalten und Abenteuern, nach der Burg zurück. Trete ich nun in die Halle und sehe das Feuer des Kamins und Euch, mein Vater, so wird mir, als kehrte ich von einer weiten, vergeblichen Reise verarmt heim." Der Vater bekämpfte schwer, was er selbst erinnernd fühlte, und entgegnete dem Sohne nur, das sei die Lust nach

Abenteuern, nach der Welt und ihrem bunten Getümmel, nach Ruhm und Thaten. Es sei ihm in der Jugend auch so gewesen; überdies sei die Zeit nicht mehr fern, wo er diese Lust befriedigen könne, denn der Tod werde dem greisen Haupt bald eine ewige Lagerstätte bereiten. Dann umarmte Bernhard den Greis heftiger und schwur, es sei etwas anderes, was er in der Welt nicht zu finden hoffe, und nie möge er sich von dem einsamen Walde und dem theuern Vater trennen.

Zweites Kapitel.

Eines Morgens zog Bernhard, unbegleitet wie gewöhnlich, in den Wald. Doch vergeblich durchstrich er die Berge nach allen Richtungen; er traf für seinen Pfeil keine Beute an. Dies machte ihn endlich verdrießlich und müde. Als er sich daher nach einem anmuthigen Ruheplatz umsah, bemerkte er, daß er in einen sehr verwachsenen Wald gerathen sei, den er sich nicht erinnerte schon betreten zu haben. Doch schien ihm derselbe nach einer Richtung hin lichter zu werden, und dieser folgte er. Bald gelangte er auch auf einen etwas freiern Rasenplatz am Abhang eines Hügels, von dem er in ein grünes Waldthal hineinsehen konnte, das sich nach dem Neckar hinunterzog. Als er still stand, hörte er einen Quell rauschen, der am Fuß eines mit dichtem Gebüsch umkränzten Felsen entsprang. Die Mittagssonne brannte, die Wanderung hatte ihn durstig gemacht; so schien ihm dieser Ort der lieblichste, den er zur Ruhe auf-

finden könnte. Er trat daher in die Gebüsche, um sich an dem Born auf den blumigen Rasen zu werfen. Aber plötzlich fesselte seinen Fuß der reizendste und überraschendste Anblick. Auf einer Moosbank, die sich an den Fels lehnte, ruhte, vom Kastaniengebüsch kühl umschattet, ein kaum erblühtes Mädchen und schlummerte. Bernhard wagte kaum zu athmen, um die liebliche Gestalt nicht zu erwecken, aber es zog ihn unwiderstehlich zu ihr hin. Leise trat er näher, setzte sich zu ihren Füßen nieder und blickte ihr in das holde, ruhige Antlitz. Das blonde Haar hing ihr lockig über die zarte Hand, die ihr das Haupt stützte, und der schwellende Arm ruhte glänzendweiß auf dem dunkeln Moose, in welches er sich wie in ein Kissen halb hineingedrückt hatte. Ein weißes, schimmerndes Gewand verhüllte die ruhende Gestalt leicht und faltig. Die Linke hielt noch bewußtlos eine wilde Rose; andere Waldblumen, die der Entschlummerten entfallen waren, lagen auf dem Rasen. Bernhard glaubte zu träumen, aber ihm war, als sei er auf eine Insel der Seligen versetzt worden. Wie er die holde Schlummernde mit Entzücken betrachtete, bemerkte er, daß ihre Hand auf dem Moose nach und nach ausgleitete. Er sah den Augenblick kommen, wo das schöne Haupt fallen und sich an einem hervorragenden Felsstück verwunden könnte. Erschreckend wollte er leise den Stein hinwegräumen; aber plötzlich glitt die Hand des Mädchens aus, der schöne Nacken sank herab und ruhte in Bernhard's Arm. Von der Bewegung war das liebreizende Mädchen erwacht. Sie blickte ihn, noch halb träumend, mit tiefblauen, verwunderten Augen an, als könne sie sich nicht besinnen, aber schreckte dann plötzlich besorgt und zitternd in die Höhe. „Fürchte nichts, süßes Mädchen“, bat Bernhard leise; „sieh, du warst in Gefahr, dich an dem Fels zu verwunden, darum

hielt ich deinen Fall mit meinem Arm auf.“ Das Mädchen betrachtete die Stelle und sagte erröthend: „Ich danke dir, Fremdling, aber wie kommst du in diese Wildniß?“ — „Ich bin auf der Jagd verirrt, und wollte hier ausruhen“, erwiderte Bernhard. — „So setze dich zu mir auf die Moosbank, die ich an diesem kühlen Born bereitet habe; denn der Mittag ist drückend, aber hier ist es schön und schattig.“

Bernhard legte Köcher und Bogen auf den Rasen und setzte sich in einer seligen Beklommenheit zu dem freundlich anbietenden Mädchen nieder. „Ruht sich's hier nicht wohl?“ fragte sie mit lieblicher Stimme. „Der Born murmelt leise über die Kiesel und haucht Kühlung empor, die Blätter rauschen so sanft in dem wehenden Zuge der Luft, die Vögel singen freundlich dazwischen und die Sonne lächelt versteckt durch das Laub. Ich bringe oft viele Stunden des Tages hier zu, und immer gehe ich ungern nach Haus.“ — „Aber wohnst du denn hier in diesem Walde, den selten ein menschlicher Fuß betritt?“ — „Dort hinaus über den Bergrücken hinweg wird es viel freundlicher, und wenige Schritte von der Hütte meiner Mutter kann man weit in das offene Land hinaussehen. Von dort kommen auch oft Landleute zu uns hinauf, welche uns Speise bringen.“ — „So wohnst du mit deiner Mutter jenseit des Gebirgs und ihr lebt ganz allein?“ — „Nicht allein; ein uralter Klausner theilt mit uns die Hütte. Er hat uns vor vielen Jahren, als wir lange umhergewandert waren, gütig aufgenommen, und jetzt pflegen wir sein im Alter. Aber ich kann nicht daheim bleiben. Es zieht mich hinaus in den tiefen, schattigen Wald, wo die Bergwasser schauerlich brausen und die Einsamkeit uns tröstend umfängt; dann aber steig' ich auch wieder so gern in die stillen Thäler hinab, die hoch von

den grünen Bergen heimlich und zutraulich eingeschlossen sind. Am liebsten aber weile ich an diesem Brunnen, den ich auf wunderbare Weise kennen gelernt."

Drittes Kapitel.

„Ich hatte mich einst im Walde verirrt, und war erschöpft unter einer alten Kastanie eingeschlummert. Nach einiger Zeit erwachte ich, von einem brennenden Durst gequält, und gewahrte mit Schrecken, daß die Sonne sich schon zum Untergang neigte. Ich war so ermattet, daß ich kaum gehen konnte. Plötzlich hörte ich die Blätter rauschen; ich blickte auf und glaubte einen Wolf zu sehen, der sich aufgebäumt hatte und den Rachen über die Gebüsche hinausstreckte. Erschreckt sprang ich zurück; allein wie erstaunte ich, als ich eine hohe Frau zwischen den Bäumen hervortreten sah, auf deren Schulter ein Mantel von Wolfsfell durch eine goldene Spange zusammengeknüpft war. Ihr Haupt war mit dem Kopfe des Wolfsbalgs bedeckt, in der Hand hielt sie einen Bogen und auf dem Rücken hing ein Köcher mit goldenen Pfeilen. Das lange schwarze Haar fiel ihr über den Busen und Nacken herab, das silbergraue Gewand umschloß ein blitzender Gürtel, und an einer reichen Kette hing ein blutrothes Herz, von einem Pfeil durchstochen, auf die linke Brust herab. Ich war erstaunt und erschreckt, denn die große, schöne Frau glich einem grauen Nebelgebilde, durch welches an einzelnen Stellen die Sonnenstrahlen leuchtend hindurchbrechen. So quoll sie auch gleichsam aus dem

Laube hervor und schien mehr majestätisch auf mich zuzuschweben als zu wandeln. Dennoch hatte sie etwas sehr Sanftes und Rührendes in dem schönen Gesicht, ja es schien mir, als wenn eine blitzende Thräne das große, dunkle Auge schimmernd getrübt hätte. Eh' ich mich fassen konnte, redete sie mich an: «Du bist müde und verschmachtet; folge mir, ich will dich zu einer Quelle leiten.» Sie ergriff meine Hand liebreich, zuckte aber dabei schauernd zusammen und wandte sich um, indem sie mit der Linken über die Stirn fuhr. Durch die Büsche führte sie mich stumm zu diesem Brunnen, deutete mir den Rückweg mit der Hand, und nahm schweigend Abschied.

„Dieses Thal wandelte sie hinunter; ich hatte sie bald aus dem Gesicht verloren, doch hörte ich einige Zeit nachher einen wehmüthig-schauerlichen Gesang aus der Ferne herüberdringen. Hörst du?" fragte das Mädchen plötzlich, und mit Erstaunen und heimlichem Bangen hörten beide eine klagende Stimme aus dem Thale herauftönen. Ein langer, schmerzlich schwellender, wie ein Hauch verhallender Ton schloß das Lied. Dann war es ganz still; doch in der Gegend, aus welcher der Gesang erklungen war, fingen die Gipfel der Bäume leise an zu schwanken, ein geheimnißvoll rauschender Wind wogte näher heran, plötzlich fiel ein dunkler Schatten auf den Rasen, und die Erstaunten sahen einen grauen, wolkigen Nebelstreif durch die Luft schweben, der an dem höhern Rücken des Gebirgs zwischen den schwarzen Gipfeln der Bäume zerfloß. Das Mädchen schmiegte sich furchtsam dichter an Bernhard an, der entzückt seinen Arm um die holde, bebende Gestalt legte und sie fester zu sich zog. „Sei nicht bange, du Liebe", sprach er zärtlich, „dies ist eine milde Erscheinung." — „Ich bin's auch nicht", erwiderte sie, „ich habe diesen Gesang schon oft gehört;

doch wird mir immer gar so wehmüthig dabei, als sollte es mir ein Unglück bedeuten. Auch habe ich bemerkt, daß meine Mutter allemal an solchen Tagen um dieselbe Stunde eine besondere Angst um mich empfunden hat, von der sie mir nachher erzählt, ohne irgend zu wissen, was mir begegnet ist. Denn, ich weiß nicht warum, aber eine bange Scheu hat mich immer gehindert, von der schönen Frau im Walde zu reden, und du bist der einzige, dem ich davon gesagt. Doch lebe nun wohl, ich will hinauf zu unserer Klause, damit die Mutter sich nicht länger ängstigen möge." Sie reichte Bernhard die Hand zum Abschiede; er drückte und hielt sie, sah dem erröthenden Mädchen lange ins Auge und fragte: „Wie heißest du, Liebe?" — „Hildegard", sprach sie leise. — „Und schon willst du mich verlassen, Hildegard?" Sie stand stumm mit niedergeschlagenen Augen; endlich erwiderte sie kaum hinhauchend: „Ich komme morgen wieder." Darauf wandte sie sich um und schwebte leichten Schrittes durch die Büsche den Felspfad hinauf.

Bernhard wollte ihr nach und rief: „Hildegard, darf ich dich nicht geleiten?"

Sie aber winkte versagend mit der Hand und flüsterte noch einmal: „Lebe wohl!"

Viertes Kapitel.

Lange blickte Bernhard dem durch das Laub schimmernden Gewande nach, das ihm nur zu schnell gänzlich verschwand. Dann warf er sich noch einmal auf die Moos-

bank nieder und sah in den hohen Himmel unruhig und doch selig hinauf. Endlich gedachte er des Heimwegs und schritt träumend durch den Wald nach der Burg des Vaters. Bald trat er durch das Gebüsch auf eine Felsspitze hinaus, von der er die Gegend übersehen konnte. Die Sonne neigte sich hinter die violett rauchenden Gebirge jenseit des Rhein; eine matte Glut floß um die Gipfel der Berge und schimmerte durch die Kronen des Waldes; der Neckar rauschte und schlug purpurn schäumende Wellen; die Thürme der Burg brannten im Golde des Abends; im Walde war alles still. Bernhard breitete die Arme sehnsüchtig aus, heiße Thränen stürzten über seine Wangen, Wehmuth und Wonne bestürmten das jugendliche Herz, daß es heftiger schlug und die Brust beklemmte. Der Glückselige wußte nicht, wie er die Fülle der Empfindung fassen sollte; müde setzte er sich wieder auf den Fels und blickte der versinkenden Sonne schwärmend nach. Aber als die letzten glühenden Wolken in einen matten Purpurrauch verdufteten, und der graue Flügel der Dämmerung leise beruhigend über die Erde zu wehen begann, hörten auch die Wogen seiner Brust auf, so stürmend zu wallen, und ruhiger stieg er hinab zu dem alten Vater.

Der Greis war verwundert, daß der Sohn so lange ausgeblieben sei ohne Beute heimzubringen, und begehrte nach seiner Gewohnheit die Beschreibung seiner Wanderung. Bernhard entgegnete nach einigem Stocken: „Was könnte ich dir, mein Vater, von einer Jagd erzählen, die so unglücklich gewesen ist, daß ich nichts angetroffen habe.“ Doch besann er sich, ob er vielleicht von dem erfahrenern Vater über die wunderbare Erscheinung jener Frau und ihres Gesangs im Walde nähere Auskunft erhalten könnte. Er erzählte daher, als sei ihm selbst begegnet, was Hildegard er-

blickt hatte, und fügte zuletzt, was er wirklich an der Seite der Geliebten erlebt hatte, hinzu. Während er sprach, sah der Vater sehr ernst, ja betrübt aus, sodaß Bernhard fast erschrak; doch endete er seine Erzählung. Darauf aber faßte ihn der Vater bei der Hand und sagte: „Lieber Sohn, du hast eine tiefschlummernde Erinnerung in mir erweckt, und nach dem, was du mir erzählt hast, kenne ich die schöne Frau des Waldes wohl. Sei vorsichtig und meide sie, daß dich nicht vielleicht eine Liebe zu ihr ergreife, denn das würde dich in tiefes, unendliches Leid stürzen. Oder sie möchte dir auch sonst gefahrvoll sein. Folge daher lieber meinem Rath und ziehe, sie meidend, morgen fort in die Welt. Wir haben ja treue Knappen, die mich sorgsam pflegen werden, und über ein Geringes mußt du mich ja doch auf immer entbehren.“ — „O Vater“, rief Bernhard, geängstigt von tausend beklemmenden Gefühlen, „wie sollte ich Euch verlassen in Euerm Alter! Fürchtet die Waldfrau nicht, sie hat keine Macht über mein Herz.“ — „Doch, mein Sohn, meide sie, es ist nicht das allein, was sie dir gefährlich macht.“ — „O, mein Vater“, unterbrach Bernhard, „ihr Antlitz sah ernst und traurig, und ihr Gesang war klagend; tiefes Mitleid würde sie mir erregen, aber keine Liebe. Ja, sie scheint unglücklich durch Liebe zu sein, denn sie trägt ein düsteres Sinnbild, ein glühendes Herz von goldenem Pfeil durchbohrt.“ — „Sahst du das, Bernhard?“ rief der Vater erschüttert. Und er wandte sich ab und fuhr mit der Hand über die Stirn. „Du bist lange ausgeblieben“, sprach er umgewendet, erzwungen fest, „laß uns zur Ruhe gehen.“ — „Doch ich verlasse Euch morgen nicht auf ewig“, bat Bernhard, „nur in den Wald muß ich hinaus.“ — „Bernhard“, erwiderte der Greis nach kurzem Schweigen, „versprich mir, morgen vor Sonnenunter-

gang heimzukehren, denn ich will im traulichen Abendgespräch dir etwas sehr Wichtiges entdecken. Gute Nacht.“

Fünftes Kapitel.

Vater und Sohn schieden, um zur Ruhe zu gehen, deren keiner genoß; der Greis, weil ihn die Erinnerung vergangener Tage überwältigend bestürmte, der Jüngling, weil ihn die Seligkeit der Gegenwart überdrängte. Als daher der Mond still über die schwarzen Berge heraufkam, hinter denen die Liebste wohnte, so war es ihm, als schwebe ihr Bild auf seinen Strahlen und blicke grüßend und winkend herab. Er trat auf den Altan hinaus. Die Nacht war lau, doch zogen die Lüfte kühl und streiften über die silbergrauen Wellen des Flusses, der aus dem dunkeln Waldthal licht hervorrauschte. Nach dem Brunnen zu, an dem Bernhard sein Glück gefunden, lagen leichte Nebelschleier auf den Bergen, und bisweilen schien es ihm sogar, als drängen einzelne Töne durch die Nacht herüber. Dies alles erweckte dem Liebenden eine so unbezwingliche Sehnsucht, in der Stille der Nacht dahin zu wandeln, wo er am Tage so glücklich gewesen war, auch zog es ihn so mächtig mit geheimnißvollem Drang, der wunderbaren Waldfrau zu begegnen, daß er sein Jagdgeräth ergriff und aufbrach. Er klimmte den Berg hinan und folgte dem Pfad waldeinwärts. Unter dem Dunkel der lispelnden Bäume war es anmuthig kühl; der Mond äugelte verstohlen durch die zitternden Wipfel, die Bächlein rauschten munter ins Thal hinab. Oft glaubte Bernhard eine leichtschwebende weiße Gestalt vor

sich hingleiten zu sehen, aber immer fand er sich durch die Mondstrahlen getäuscht, die ein gespenstisches Licht auf die alten Stämme der Bäume warfen. Schon mehrmals war es ihm gewesen, als höre er leise anschwellende Klänge durch den Wald hallen, aber jetzt unterschied er deutlich, daß sie aus einem dichten Gebüsch hervordrangen. Behutsam ging er näher, erblickte auf einem Rasenplatz und von hohen Buchen umwölbt, eine weibliche Gestalt, die, das Haupt schwermüthig in die Hand gestützt, auf dem Boden ruhte. Ihr langes, dunkles Haar wallte düster über den Nacken, das silbergraue Gewand schimmerte wie Nebelduft im Mondenstrahl, ein brauner Wolfsmantel war nachläßig unter die Schultern herabgesunken und neben ihr lagen Pfeile und Bogen. So sah er denn die Frau des Waldes wirklich vor sich! Hinter einen alten Buchenstamm geschmiegt betrachtete er sie mit zurückgehaltenem Athem. Sie hatte das Antlitz von ihm abgewendet und seufzte oftmals aus tiefster Brust. Die hochgewölbte Halle der Bäume, in der sie ruhte, war von einem grünlich schimmernden Duft erfüllt, der aus den Blättern, die smaragdartig leuchteten, hervorzuströmen schien, wie wenn die Sonne recht hell durch die zartesten Laubwipfel scheint. Plötzlich begann ein unterirdisches Rauschen, als ob düstere Accorde aus der Tiefe stiegen, die Häupter der Bäume neigten sich gegeneinander, und aus den Wipfeln wehten schwermüthig weiche Klänge hervor, die sich mit den unterirdischen Tönen mischten und eine seltsame, ahnend ergreifende Musik hervorbrachten. Die Waldfrau richtete sich auf und sang mit einer tiefrührenden Stimme zu den Klängen folgendes Lied:

Wohin bist du, Trauter, entschwunden?
Der süß mir geschlummert im Arm!
Ich hielt dich so liebend umwunden,

Am Busen so treu und so warm.
Ach fühle an wallenden Schlägen
Das glühend verwundete Herz!
O laß dich, Geliebter, bewegen,
Und fühle den brennenden Schmerz!
  Weh mir! die Klage, die Thränen,
  Das Hoffen, das Sehnen,
    Vergebens!

Wie schön war's im schweigenden Haine,
Als du noch geruht mir im Schos;
Wir beide im sel'gen Vereine
Gelagert auf schwellendem Moos.
Jetzt unter den rauschenden Bäumen,
Verlassene, weinest du hier;
Du siehst nur in dämmernden Träumen
Zu Füßen den Reuigen dir.
  Weh mir! die Klage, die Thränen,
  Das Hoffen, das Sehnen,
    Vergebens!

So rauscht denn, ihr alternden Kronen,
Ihr Wasser, erbrauset im Thal;
Bei euch will ich Einsame wohnen,
Euch rührt die verzehrende Qual.
Und laut soll die Klage erschallen,
Bis sie zu dem Himmel sich schwingt,
Wo tröstend, aus ruhigen Hallen,
Das Licht der Gestirne uns blinkt.
  Weh mir! die Klage, die Thränen,
  Das Hoffen, das Sehnen,
    Vergebens!

Sechstes Kapitel.

Vergebens! Auf diesem trostlosesten aller Worte ruhte jener schwellende, sehnsüchtige Ton, den wir schon früher vernommen. Bernhard stand mit beklemmter Brust, Thränen traten ihm ins Auge und verdunkelten den Blick. Als er wieder aufschaute, siehe, da war die Waldfrau verschwunden; das Laub wogte wie von einem Windstoß bewegt, und vor dem Mond zog eine trübe Wolke vorüber. Noch stand er sinnend; da vernahm er einen leisen Seufzer und Klageton, der ihn aus seinem Traum erweckte. Er schaute um und sah Hildegard, weinend mit der Stirn an einen Baum gelehnt. Sie hatte ihn noch nicht erblickt; er rief sie, und als wenn das Lied beiden das Geheimniß der Liebe, das ihnen als eine dunkle Ahnung im Busen schlummerte, plötzlich gelöst und dem suchenden Auge enthüllt hätte, sanken sie schweigend, in süßen Thränen, einander in die Arme. „O, verlaß mich nimmer!“ bat das Mädchen endlich mit erstickter Stimme, „verlaß mich nie, niemals!“ Bernhard preßte sie heftiger an den Busen; sie wankte ermattet, er ließ sie sanft auf den Rasen nieder und setzte sich zu ihr, indem er sie fester und fester im seligsten Entzücken an sich drückte. So entschlummerte sie leise in den Armen des Geliebten und erwachte nicht eher, als bis der erste Strahl des Tages auf ihrem Antlitz glühte und die kühlen Lüfte des Morgens ihr durch die Locken säuselten. Da schien ihr aber alles ein Traum zu sein, und sie konnte sich nicht überreden, daß der Geliebte sie wirklich am Herzen halte. Bald sah sie ihn mit den dunkeln, blauen Augen groß und verwundert an, dann schlug sie sie wieder schüchtern auf den Busen nieder. „Holdes, böses Mädchen“, rief endlich Bern-

hard, der sie lange mit stummem Entzücken betrachtet hatte, „wie konntest du es wagen, bei nächtlicher Weile allein durch den Wald zu streifen, wo dir tausend Gefahren drohen?“ — „Mich trieb“, sprach sie leise und erröthend, „eine unwiderstehliche Sehnsucht hierher; ich mußte die Stätte aufsuchen, wo ich mit dir so glücklich gewesen war. Komm nun, laß uns an den Brunnen, er ist wenige Schritte von hier.“ Mit liebender Freundlichkeit zog sie ihn fort. Als der Quell schon näher bei ihnen flüsterte, sprang sie fröhlich voraus und bog die Zweige auseinander, damit die Morgensonne heller hindurchblicken könnte. „Hier ist meine Wohnung“, sprach sie, „hier muß ich dich empfangen.“ Und sie lud ihn mit liebendem Auge, in dem noch Thränen des Entzückens standen, auf die weiche Moosbank. Dort saßen beide im Glühen der Morgensonne; die Vögel jubelten, der Bach rauschte hell, die Blumen dufteten rings umher; die ganze Natur schien das Fest der jungen Liebe, die das holde Paar vereinigte, weihend zu schmücken.

O genießet! Die Flügel seliger Stunden weilen nicht! Wenn ihr weißes Taubengefieder noch im Sonnenstrahl glänzt, stürmt schon der schwarze Raubvogel des Geschicks heran, der die Sonne mit düster ausgespanntem Fittich deckt und schwere Schatten auf die lichten Stätten der Erde wirft!

O ihr Glückseligen, wie füllt es meine Brust mit Klagen, daß ich schon den schwarzen Waldstrom brausen höre, der den klaren Quell eurer Freuden mit Felsstücken verschütten, euch selbst in den Abgrund reißen wird! Hildegard pflückt wilde Rosen und schmückt ihrem Bernhard das Jagdbaret damit. Ein Dorn verletzt die zarte Hand, und Bernhard saugt das süße Purpurblut entzückt aus der Wunde. Seht, jetzt wandeln sie am Weiher auf und nieder, der, zwischen dunkelm Gebüsch gelegen, den Quell auffängt

und ihn reicher weiter strömt. Er ist wie ein Spiegel des Himmels, rein und blau. Die schönen Gestalten treten mit verschlungenen Armen an den Rand des Ufers und blicken hinab, um ihr verklärtes Bild in den ruhigen Wellen lächelnd zu betrachten. Als Bernhard sich herüberbeugt, fällt ein Pfeil aus seinem Köcher in den Weiher; die Welle kräuselt sich, Hildegard's Bild verwischt sich und der Pfeil fährt mitten hindurch! Ihr lächelt beide! „Sieh, dein Pfeil durchdrang mir das Herz", sprach Hildegard lächelnd. — „Auch ich bin tief verwundet von dir", entgegnete Bernhard, „aber die Wunde würde erst dann schmerzen, wenn du den Pfeil herausziehen wolltest. Laß ihn mir ewig im Herzen, sowie jener in den Fluten dieses Weihers begraben ist." Sie umarmten einander und blickten dann wieder hinab in den Weiher, aber ihr Bild war verschwunden, denn der fallende Pfeil hatte den sumpfigen Grund aufgerührt, und an der Stelle, wo die beiden liebenden Gestalten aus der Tiefe heraufgelächelt hatten, war jetzt eine trübe Wolke getreten. Da wandelten sie weiter, aber der Pfad führte abwärts vom Wasser, und sie haben sich nie wieder umarmend in diesen Wellen gespiegelt! Die Sonne beginnt zu sinken; Bernhard, dein Vater harrt, und Hildegard, deine Mutter weint! Als sie sich nun trennen mußten, hielten sie sich noch einmal lange und inbrünstig umschlungen. Schon hatten sie Abschied genommen, da wandte sich Hildegard um und rief: „Noch einmal umarme mich, mein Bernhard, mir wird so bang!" Sie hielten sich umschlossen, Thränen stürzten auf Hildegard's Busen herab, vergeblich bemühte Bernhard sich, sie zu trösten. Sie weinte nur heftiger und riß sich endlich in Thränen los. „Morgen mit dem Strahl der Sonne!" rief ihr Bernhard nach und stürzte fort.

Siebentes Kapitel.

Der alte Vater Cuno saß harrend auf dem Söller des Schlosses und betrachtete mit Unruhe die tiefer und tiefer sinkende Sonne; denn es drängte ihn, die Last der ungetheilt getragenen Schmerzen, unter der er das ganze Leben geseufzt hatte, in die mitfühlende Brust des Sohnes auszuströmen. Endlich kam der Jüngling den Burgweg langsam herauf. „Ich habe dich schon lange erwartet, mein Sohn", sprach Cuno, „um dir jetzt etwas zu erzählen, was ich dir anfangs erst auf meinem Todbette vertrauen wollte. Doch die Erscheinung, die du gestern gehabt, hat mir die Freuden, die ewig verlorenen vergangener Jahre so schmerzlich wieder vor die Seele gestellt, daß ich dem bekümmerten Herzen, das lange einsam geduldet, endlich Erleichterung schaffen muß. Laß dich aber durch einige Unglücksworte nicht aus deiner glücklichen Unbefangenheit schrecken, sondern halte sie, wie ich, für Worte, die nur darum Unheil gestiftet haben, weil man sie geglaubt hat. Komm nun hinab in die Halle; der Nachtwind weht kalt, und jene Nebelwolke, die dort aus den Waldspitzen sich erhebt, scheint Regen zu verkünden." Vater und Sohn saßen in der schaurig dämmernden Halle; draußen war es finster geworden, und der Wind fuhr sausend durch die alten Linden auf dem Wall des Schlosses, Cuno schwieg lange; es schien, als müsse er, bevor er mit Ruhe und männlicher Fassung reden könne, erst viele Stürme im Herzen beruhigen. Endlich begann er mit Anstrengung:

„Als ich in deinen schönen Jahren war, mein Bernhard, liebte ich, so wie du, den einsamen, rauschenden Wald mit

seinen dunkeln Laubgewölben und frischen Rasenteppichen. Tage und Nächte brachte ich in demselben zu, ohne seiner müde zu werden, und ich begriff es wohl, wie unsere Väter ihren Göttern den düstern Hain zur heiligen Wohnung angewiesen. Obgleich ich die um mein Schloß liegende Gegend genau kannte, gerieth ich jedoch einst auf einer meiner Streifereien so tief in die Berge, daß ich mich nicht mehr herauszufinden wußte. Mit dem dämmernden Abend gelangte ich an einen klaren See, der etwa einige Pfeilschüsse breit und lang war. Die Sonne war eben versunken, nur im Westen glänzte noch ein sanftrother Schein, der sich lieblich in dem heitern Wellenspiegel abmalte. Die Vögel hatten aufgehört zu singen und am Himmel blinkten die ersten mattsilbernen Sterne. Der Tag war schwül gewesen, daher wehte die erfrischendste Kühlung aus den sanft sich brechenden Wellen. Ich suchte mir eine Stelle am Ufer, wo ich mich niedersetzen konnte, um ausruhend die erquickende Luft und schöne Landschaft zu genießen.

„Als ich mich den Gebüschen am Strande näherte, hörte ich die Wellen in einer Bucht stärker rauschen; ich trat hinzu und erblickte eine weibliche Gestalt, die sich soeben in den See gestürzt hatte und die Wellen theilte. Erstaunt blieb ich stehen und sah ihr nach, wie sie langsam über die purpurne Flut dahinschwebte. Sie wandte das Haupt nach mir um und sah mich mit so unbeschreiblich holden Blicken an, daß ich ihr nachstürzen wollte. Doch sie winkte mir mit dem schwellenden weißen Arm zurück und ließ sich von den sanften Wellen weiter tragen, während sie mit stets gewandtem Antlitz nach dem Ufer hinüberblickte. Nie habe ich etwas Reizenderes gesehen, als ihr schönes, dunkles Lockenhaupt und den blendenden Nacken und Arm, von dem milden, mit Purpur gemischten Blau der Wogen schwebend

gewiegt. Der See schien mir ein Himmel zu sein, mit Rosenwölkchen bedeckt, und sie eine Göttin, die eben dem blauen Aether neu geboren entsteigen wollte. Gefesselt blieb ich stehen, ja, als ihr Bild meinem Auge schon lange entschwunden war, blickte ich noch unverwandt nach der Gegend hinüber. Da sah ich auf einer kleinen, waldigen Insel eine Gestalt ans Ufer steigen, die ich für die ihrige hielt, und bald darauf drang von dort her schwellend ein Gesang durch die leise bewegten Lüfte, dem an Lieblichkeit nichts auf der Erde glich. Das Geheimniß dieser Töne zog noch mächtiger als der Anblick des schönen Wesens. Die Insel verhüllte sich in die wallenden Schleier silberner Nebel, welche aus dem See emporrauchten; durch wunderbare Klänge, welche aus den Wassern und den Wolken zu dringen schienen, schwellend getragen, schwebte die süße Stimme immer sehnsüchtiger und lockender durch die Lüfte und schmiegte sich bezaubernder an meine Brust. Endlich glaubte ich das rufende Wort: herüber! herüber! in einem lang verhallenden Laut, mit tiefer Sehnsucht gesungen, deutlich zu vernehmen. Da widerstand ich nicht mehr, ich warf Jagdspeer und Bogen hinweg, stürzte in die Wellen, die ich leicht mit geübtem Arm theilte, und erreichte bald das ersehnte Ufer. Hier erblickte ich, von einem schimmernden Lichtglanz erhellt, eine hohe Waldwölbung, über die sich die Nebelwolken als mattweiße Decke wallend ausbreiteten und nur selten das dunkle Blau des Himmels mit einem leuchtenden Gestirn hindurchblicken ließen. Auf dem Rasen saß die Schöne mit herabhängenden Locken; sie blickte mich an — ach! — ich wollte ihr zu Füßen sinken, ihr Arm empfing mich, — von ihrer Lippe tönte das holde Wort: Sei gegrüßt!“ — Hier hielt der Vater inne und verbarg das Antlitz in seinem Mantel. Seine Thränen strömten unaufhaltsam;

Bernhard umschlang ihn bewegt, ja beklommen, denn auch er gedachte seiner Liebe.

Achtes Kapitel.

„Höre weiter, mein Sohn", fuhr der Greis nach einiger Zeit fort. „Ich habe nun einmal begonnen, den Pfeil aus der Wunde zu reißen, und der Schmerz soll meine Hand nicht unmännlich zurückhalten. Von jenem ersten seligen Abend laß mich schweigen. Eine solche Wonne, das erste Finden der Geliebten, erlebt der Mensch nur einmal, und versteht sie erst dann ganz, wenn sie ihn wirklich durchdringt. Das behält dir das Leben als sein köstlichstes Kleinod noch vor. Es ist der Gipfel unserer Wanderung, von dem wir plötzlich mit überraschtem Entzücken die Welt als ein Paradies vor den trunkenen Augen ausgebreitet sehen. Aber dann geht es abwärts, immer tiefer in das Thal hinein, das dir anfänglich nur die Aussicht verschließt, dann enger und kühler wird, bis endlich die schroffen, erstarrten Felsen, die dich ummauern, keinen Wunsch mehr lassen, als den, die Wanderung zu beschließen. Nur, wenn die Stille der Nacht deine unruhige Seele in Schlummer wiegt, und das Dunkel deinen traurigen Aufenthalt verhüllt, dann wird die Erinnerung mächtiger und zaubert dir in sehnsüchtigen Träumen das verschwundene Glück vor die Seele, oder die Sehnsucht wird quälender und du blickst zu den goldenen Sternen hinauf, die deine Nacht nicht erleuchten, sondern nur zeigen, wie finster sie ist.

„Waldhulde, so nennt sich diese Bewohnerin der Wälder,

hatte mich mit den süßesten Banden der Liebe an sich gezogen. Lockte mich sonst das ahnungsreiche Geheimniß des rauschenden Waldes, so war mir jetzt sein schönstes Kleinod kund und eigen geworden. Wir durchstrichen zusammen die schattigen Laubgänge, bald der Jagdlust genießend, bald auf den Gesang der Vögel lauschend, oder uns an dem wunderbaren, ewigen Rauschen der Wipfel, der Wasser und der Winde ergötzend. Denn Waldhulde, die Meisterin vieler verborgener Kräfte, wußte die Wipfel der Bäume melodisch tönen zu lassen, sie schärfte mein Ohr für den Klang der unterirdisch strömenden Wasser, und mitten in diesem Meer wunderbar dahinbrausender Harmonien schwebte sie selbst mit ihrer himmlisch bezaubernden Stimme, in welcher alle Seligkeit der Liebe, alle Tiefe und Innigkeit der heiligsten Empfindungen verborgen war. Oft sang sie mir das Lied, womit sie mich so unwiderstehlich nach der Insel hinübergezogen hatte, und dies ergriff mich noch immer mächtiger als alle andere, weil es ihr, nach ihrem eigenen, süß verschämten Geständniß, die Liebe eingegeben hatte. So vereinigte sich in ihr die holdeste, liebende Weiblichkeit mit der geheimen Macht eines höher begabten Wesens. Aber alle ihre Zauberkünste zerbrachen vor der größern Gewalt der Liebe. Durch zauberische Mittel hätte sie mich leicht für ewig fesseln können; nur durch die Liebe wollte sie es; daher entdeckte sie mir ohne Hehl, wie weit ihre geheimen Kräfte sich erstreckten. So erfuhr ich, daß sie zwar sterblich sei, aber durch frühen Gebrauch wunderkräftiger Tränke ihr Leben bis auf die Dauer dreier Menschenalter verlängert habe. Alsdann verschwinde die Kraft ihrer Zaubermittel, und sie sinke in eine Mattigkeit, die in sanften Schlummer übergehe, aus dem sie nie wieder erwache. Keine andere Gewalt vermöge ihr das Leben zu rauben, keine Wunde sei ihr

tödlich, kein Gift gefährlich. Das Alter übe nur eine geringe Macht über sie, und der Tod sei ihr noch bei blühender Schönheit des Körpers beschieden, obwol die erste frische Jugendlichkeit durch die Reihe langer Jahre verschwinde. So lebte ich mit diesem süßen, sanften und doch erhabenen Wesen viele Jahre, und zu meinem Erstaunen gewahrte ich, daß auch ich in frischer Jugendkraft blieb. Ahnend befragte ich Waldhulden. Sie gestand mir, daß die Liebe, die uns vereinigte, mich zum Mitgenossen der Wirkung ihrer Zaubermittel mache; sie gestand mir weiter, daß diese Theilung mit einem gleichen Verluste von ihrer Seite verbunden sei, sodaß sie gleichsam an meiner Liebe dahinschmachtend starb. Dies erschütterte mich tief; jeden Tag, den sie mit mir lebte, weihte sie meinem Dasein und raubte ihn dem ihren; und so war sie diese ganze Zeit für mich gestorben! Hältst du es nun für möglich, Bernhard, daß ich undankbar gegen dieses liebend opfernde Wesen sein könnte? Und doch war ich's!

„Seit langer Zeit schon bemerkte ich an Waldhulden eine Traurigkeit und Unruhe, die sie mühsam bekämpfte. Endlich befragte ich sie, und da gestand sie mir weinend und erröthend: «Mein Theurer, du hast schon seit langer Zeit den Wunsch geäußert, daß ein Sohn unsere Verbindung beglücken möge. Deine Wünsche bleiben unerfüllt, denn das Mutterglück ist mir auf ewig versagt.» — «Ist das eine Folge deiner Zaubertränke?» rief ich erzürnt. — «O nein, mein Geliebter», antwortete sie sanft unter Thränen. «Als ich deine Wünsche vernahm, mit denen die meinigen sich lange vereinigt hatten, beschloß ich, die geheimen Stimmen der Natur zu befragen, wann uns die Erfüllung derselben gewährt werden könnte. Und da erfuhr ich, daß der Himmel mich von diesem Glück auf ewig ausgeschlossen habe.

Denn sonst hätten meine verjüngenden Tränke auch nicht wirken können, weil die Natur nur einem Weibe, das sich in ihren Kindern nicht neu erschaffen und ewig fortpflanzen kann, zum Ersatz die dauernde Jugend für eine längere Lebenszeit verleiht. Laß mich nun diese Jugend mit dir theilen, denn was wäre mir das Leben ohne dich! Seine Verlängerung würde mir zur entsetzlichen Qual, wenn ich dich verlieren müßte. Nein, ich bringe die Hälfte meiner Tage dir liebend dar, verschönere du mir nur dafür die andere.» Ich schloß die Weinende in meine Arme, doch hatte sich in mein Herz ein Gefühl des Unmuths geschlichen, welches ich schwer bekämpfte."

Neuntes Kapitel.

„Bald darauf erhielt ich die Nachricht, daß einer meiner Verwandten, ein würdiger Greis, krank liege und mich zu sprechen begehre. Ich mußte mich deshalb auf einige Tage von meiner Waldhulde trennen. Ich nahm Abschied von ihr, doch sie war so bewegt dabei, so außer sich, daß sie im heftigsten Weinen mich durchaus nicht lassen wollte. Endlich mußte ich ihr versprechen, nur noch die einzige Nacht, statt auf meinem Schlosse, mit ihr in ihrer Grotte, wie ich fast immer that, zuzubringen. Ich that es. Darauf wurde sie wieder ruhig und lächelte mich, noch mit strömenden Thränen, dankbar an. Sie war jetzt die Anmuth, die liebende Sorgsamkeit selbst. Als wir in die Grotte kamen, zog sie mich kosend nieder, war mit stets emsiger Freundlichkeit um mich her, bereitete mir ein sanftes Lager, ja,

war fast demüthig wie eine Dienerin auf meine Wünsche aufmerksam. Ich sah es mit einer tiefen Rührung, aber doch mußte ich dabei denken: Und dieses liebe Wesen wird nie eine Tochter gebären, die ihr ähnlich werden kann! So leer wird die Grotte ewig bleiben, als sie jetzt ist! Aber daran dachte ich nicht, wie unglückselig öde sie der Armen erscheinen müßte, wenn auch ich sie verließe. Die Nacht verstrich uns beiden unruhig. Wenn ich mich stellte als schlummere ich, so vernahm ich, wie sie leise weinte und seufzte; sobald ich mich aber nur regte, verstummte sie und schien im Schlaf tief zu athmen. Endlich begann die Dämmerung grau und kühl heraufzusteigen. Ich erhob mich und trat vor die Grotte. Ein kalter Wind fuhr über das Gebirg, der Himmel war mit dunkeln Wolken umzogen, die Kronen der Bäume wogten sausend hin und her, alle liebende Wärme schien im Busen der Natur erloschen zu sein. Ich blickte düster vor mich hin; Waldhulde war mir gefolgt und schlang ihren Arm um meinen Nacken. «Lebe wohl», sprach sie matt mit zurückgehaltenen Thränen, «jetzt mußt du fort, ich selbst bitte dich, zu gehen.» Ich sah sie an, sie war blaß und matt, und trug auf der Wange die Spuren der verweinten Nacht. Doch bezwang sie sich und lächelte freundlich. «In wenig Tagen bist du wieder mein, auf ewig mein!» rief sie halb seufzend, halb fragend. Ich antwortete ihr nicht, sondern drückte sie stumm an mich. Da brachen ihre Thränen strömend hervor, sie umschlang mich mit heißer Beklemmung, als wollte sie mich nie mehr lassen. Endlich wand ich mich los und stieg den Felsen hinunter. In meinem Schloß war es schon lebendig, die Rosse standen gesattelt, ich ritt mit zwei Dienern hinweg. Die Sonne hatte jetzt die Nebel zertheilt, die Flur lag frisch vor mir, der Athem des Morgens wehte mich

stärkend an und Heiterkeit drang wieder in mein Herz. Wenn mich aber der Weg durch ein Dorf oder bei einer ländlichen Wohnung vorüberführte, wo Kinder spielten, oder eine Mutter mit einem Säugling auf dem Arm vor der Thüre saß, wurde mir allemal wehmüthig zu Muthe. Ich konnte dann fast einen Haß auf meine Waldhulde werfen und häufte schonungslos ungerechte Vorwürfe auf sie. Das Härteste dachte ich von der Unglücklichen, von ihrer Liebe, die mich doch so lange beglückt hatte. Ach ich verkannte ihr zartes, sehnsüchtiges Herz, das der Liebe bedurfte, die es allein nährte und erfüllte. Ich dachte nicht daran, welch eine Lebenswüste die Arme durchwandeln müßte, wenn sie sich nicht einmal an die tröstende Brust eines Freundes lehnen dürfte. Verschwunden war aus meinem untreuen Gedächtniß die Erinnerung an die eigene Glut, mit der ich die Holde bestürmt hatte, an die Seligkeit, mit der ich die leise Widerstrebende zum ersten mal auf jener Insel an die liebende Brust geschlossen. Alles, womit sie mir liebend, überreich, das Leben versüßt hatte, war vergessen, nur des Einen gedachte ich, was meinem Glück fehlte, was die Schuldlose mir nicht geben konnte. So ungerecht machen die Wünsche nach etwas anderm gegen das, was man besitzt! Ich will schneller fortfahren, mein Sohn. Meinen Ohm fand ich auf dem Sterbebette. Er sagte mir: «Cuno, mein einziger Sohn ist in einer Fehde gefallen; auch mich wird der Tod bald hinwegnehmen. Du bist unsers Stammes letzter und lebst ein einsames, ungeselliges Leben. Es ist meine Pflicht, unsers alten Geschlechtes Fortdauer zu befördern. Daher ermahne ich dich auf meinem Todbette, bald ein häusliches Weib zu nehmen, damit der tiefgewurzelte Stamm unsers Hauses blühend forttreibe und eine reiche Krone gen Himmel strecke. Noch ein theures Ver-

mächtniß übergeb' ich dir sterbend. Bei mir wohnt meiner Schwester Tochter, ein zartes Mädchen, ohne Schutz, wenn ich dahin bin. Du mußt mir versprechen, der Beschützer ihrer Ehre zu sein, wenn mich der Tod abgerufen hat.» Ich versprach; er winkte einem Knappen, der das Fräulein ins Zimmer rief. Sie trat ein, eine sanfte, blondgelockte, erröthende Gestalt, die mit leisen Schritten sich schüchtern vor dem fremden Ritter bewegte. Ich blickte sie überrascht an, sie senkte furchtsam die Wimpern. «Dieser Ritter», sprach mein Ohm, «wird dich beschützen, Hildegard, wenn ich nicht mehr bin.» — „Hildegard!" rief Bernhard. — „Warum fällt dir der Name deiner Mutter, den du so oft gehört, auf?" fragte der Vater. — „Also sie wurde meine Mutter?" entgegnete Bernhard, sich fassend. — „Ja, mein Sohn, sie wurde es, und bald. Wie soll ich dir's beschreiben, mit welchen Banden mich ihre weiblich-holde Anmuth, ihre Unschuld, ihr frommer, häuslicher Sinn zu ihr zogen! Nie werde ich ihre unaufhaltsam hervorbrechenden Thränen vergessen, als der Ohm von seinem Tode sprach. Sie kniete an seinem Lager und küßte gebückt dem Greis die Hände, sodaß ihr die weichen Locken verhüllend über die Wange fielen, und man ihren Schmerz nur noch an dem wallenden Busen bemerken konnte, der von tiefen Seufzern bebte. Und als der Alte gestorben war, wie reizend stand das blasse Mädchen im schwarzen Gewande am Sarge ihres väterlichen Freundes.

„«Nun muß ich ins Kloster», sprach sie weinend. Aber ich ergriff ihre Hand und rief: «Nein, Hildegard, zu mir als meine Freundin, meine Gattin. Willst du?» Unter Thränen sprach sie ein bebendes Ja, und ich schloß sie fest ans Herz."

Zehntes Kapitel.

„Von dem Augenblick an war meine Ruhe verloren. Sowie ich sie als Braut umfangen hatte, gedachte ich Waldhuldens, und die Reue lastete mir schwer auf der Brust. Aber alles versöhnte der sanfte, liebende Blick deiner Mutter. Wir begaben uns nach einigen Tagen auf mein Schloß, wo ich die Hochzeit feiern wollte. Ich war es Waldhulden schuldig, und hatte mir es männlich, unerschütterlich vorgenommen, ihr selbst die Nachricht von dem, was ich gethan, zu bringen. Nicht feig wollte ich ihrem Zorn, ihren heftigen Vorwürfen, die ich vorauszusehen meinte, entfliehen. Ach, wie irrte ich mich! Am Morgen nach meiner Ankunft ging ich in den Wald nach ihrer Grotte. Schon fern erkannte ich sie an dem leisen Nebel, den sie wie einen Schleier um sich her zu weben wußte, um sich den Augen der Menschen zu verbergen. «Waldhulde!» rief ich. — «Mein Geliebter!» tönte es aus dem Gebüsch und sie stürzte auf mich zu und umschlang mich mit heißester Inbrunst. «So bist du mir endlich wiedergekehrt, mein Trautester! O sieh deine glückliche Waldhulde!» rief sie aus und eine hohe Röthe der Wonne überflog ihr kummerblasses Gesicht. Zitternd hing sie an mir, ich wußte mich kaum zu fassen. Endlich sprach ich: «Waldhulde, ich liebe dich heiß und werde nie aufhören, dich zu lieben, allein wir müssen uns trennen. Du bist aus dem Kreise der Menschen herausgeschritten, deine zauberische Mutter hat dich auf eine andere Stufe der Wesen gehoben und den Sterblichen ferne gerückt. Aber nur das Gleiche verbindet sich dauernd. Ich

habe eine Gattin heimgeführt, und die Treue, die ich ihr, die in blühenden Kindern meinen Namen fortpflanzen wird, geschworen, duldet es nicht, daß wir ferner zusammenweilen. Lebe denn wohl und gedenke meiner in Frieden!» Todtenblaß sank sie nieder, schweigend, ohne Thränen. Ich konnte sie nicht verlassen. Endlich richtete sie sich auf und sprach sanft und erschöpft, daß mir die Worte das Herz zerrissen: «Lebe wohl! Ich zürne dir nicht. Jeden Tag meiner Liebe erkaufte ich mit einem meines Lebens; doch du willst mir's ja nicht gönnen, daß ich dir alle meine Tage weihe. Nun werde ich einsam wohnen im schaurigen Walde! Ein blutiges Herz, vom Pfeile schmerzlich durchbohrt, wird an meiner Brust hangen; die Liebe flieht, — der Haß schlägt die giftige Wurzel in meinem Busen; — den Kampf werde ich beginnen mit den Thieren des Waldes, mit den heulenden Wölfen der öden Heide! — das wird Waldhuldens Thun sein, die bisher nur liebte! Weh! O, meine Mutter! Warum reißest du den Schleier von meinem Auge, warum wirfst du leuchtende Blitze in die Nacht des Künftigen! Trübe Sterne wandeln durch den Himmel! Nur meine Liebe ist ewig; die Gattin wird Mutter werden und ihre Liebe theilen! Dem Frevel zieht die Strafe nach! Schon sehe ich die lieblichen Kinder! Das Herz des Mädchens blutet! Sie liegt bleich, sie ist glücklich, todt! Siehe, du Holde, mein Herz blutet noch, und ist schon so lange verwundet, und wird noch lange bluten! Lebe wohl!» Schwärmend hatte sie, gleich einer Prophetin, die letzten Worte gesprochen; dann umschlang sie mit matt herabsinkendem Haupt einen Baumstamm. Eine Nebelwolke zog sich um sie her; Thränen verdunkelten mir das Auge; als ich wieder aufblickte, war sie verschwunden. Ich ging nach meinem Schloß. Der Abend nahte sich grau und kalt. Als ich aus den letzten

Gebüschen hervortrat, hörte ich Waldhuldens Stimme. Da stand sie auf dem Hügel am Strom im Nebel der Abenddämmerung groß und ernst unter hohen Bäumen. Ein Wolfsmantel verbarg finster die leichten sonst so lieblich verhüllten Glieder. Ihre Locken fielen schwermüthig herab, auf der Brust funkelte es glühend, Pfeile ragten aus dem Köcher und ein graues Gewand, mit blitzendem Gürtel geknüpft, umfloß den Leib. Ernst blickte sie, voller Gram, zu mir herüber, drückte dann beide Hände vor die Augen und ging in den Wald. Nebelwolken wogten nach und der Wind rauschte traurig durch die Bäume. So kehrte ich heim, in der männlichen Brust die Reue und den Schmerz mühsam bändigend.

„Die fromme, liebende Demuth meiner Hildegard bewegte mich tief und tröstete mich endlich. Ihre schuldlose Seele hatte keine Ahnung von dem, was in der Tiefe meiner Brust unruhige Wellen erregte. Sie war ganz ein liebendes Weib, das in den Pflichten der waltenden Ordnerin des Hauses ihre schöne Bestimmung liebte. Auch ihre Mutterwünsche wurden erhört, denn sie gebar dich. Da fielen mir die Worte Waldhuldens ein: die Gattin wird Mutter werden und ihre Liebe theilen. Denn fast schien es wirklich, als habe sich ihre ganze Liebe von mir auf den Säugling gewendet. Sie lächelte mich nur an, um auf das Kind aufmerksam zu machen, das sie mit stillem Entzücken betrachtete. Nach drei Jahren gebar sie mir eine Tochter, die ich aus einem dunklen Antrieb, das Andenken meiner Waldhulde geehrt zu wissen, und durch ein Zeichen, wenn ihr auch unbekannt, zu erkennen zu geben, daß mein Herz ihrer noch oft liebevoll gedachte, nach ihrem Namen benannte. Den Vorwand nahm ich von meiner Liebe zum Jagd- und Waldleben, das ich noch immer fortsetzte. Auch

sie, sprach ich zur Mutter, möge sich dereinst in den heiligen Laubgewölben des Waldes wohler fühlen, als unter der schweren Steindecke der Burggemächer. Wirklich geschah es so; denn das Töchterlein, welches von seltener Schönheit war, spielte mit nichts so gern, als mit grünen Zweigen, die du, mein Sohn, ihm brachtest. Denn du liebtest die kleine Schwester mit stürmischer Zärtlichkeit und drücktest sie oft mit den Knabenhändchen so fest an dich, daß das erschreckte Kind weinte. Ein reizenderes Bild habe ich nie wiedergesehen, als deine Mutter, wenn sie die blondgelockte Waldhulde mit den leuchtenden blauen Augen und dem zarten Roth der Wangen auf dem Schos wiegte, während du, an das Knie der Mutter geschmiegt, eine Hand des Schwesterleins ergriffen hattest und sie liebkosend drücktest und küßtest."

Elftes Kapitel.

„Ich schien mir dann oft ein aus dem Paradies Verbannter zu sein. Denn Waldhuldens prophetische Worte tönten mir beständig vor dem Ohr, und es war zu sehen, wie besonders das Mädchen die Liebe deiner Mutter so auf sich gezogen hatte, daß ich ihr gar nicht mehr da zu sein schien. Sie redete mich nur an, um von den Kindern, von dem blühenden Töchterlein zu sprechen; sie winkte mir nur mit den Augen, um etwa auf euch zu deuten, wie ihr miteinander tändeltet oder schlummertet. Aber jede

Pflicht, die die Hausfrau, die Mutter, erfüllen kann, übte meine Hildegard fortwährend mit aufmerkender Sorglichkeit. So konnte ich mich nicht beklagen, aber ich war nicht glücklich. Auf eine wunderbare Weise wuchs indessen die Lust der kleinen Waldhulde an grünen Zweigen und an duftenden Feldblumen. Da dachte meine Gattin zum ersten mal daran, mit ihren Kindern in den anstoßenden Wald lustwandeln zu gehen. Mich zu begleiten, hatte sie nie den Wunsch geäußert. Mismuthig blieb ich im Schloß, denn auch mitzugehen lud sie mich nicht ein. In die Erinnerung verschwundener Tage versenkt stand ich gegen Abend einsam auf dem Söller und harrte auf die Rückkehr der Meinen. Da hörte ich plötzlich — nie werde ich die Wehmuth vergessen, die mein Herz dabei bis ins Innerste durchdrang —, ich hörte den klagenden Gesang Waldhulden's durch die Stille des Abends ertönen. Mit thränenden Augen blickte ich nach der Gegend hinüber, aus welcher die Klänge zu kommen schienen. Da eilte deine Mutter in ängstlicher Hast aus dem Wald, dich an der Hand haltend, die Tochter auf dem linken Arm. Ich eilte hinab, ihr entgegen; sie flog mir ans Herz, athemlos. Erst nach vielen Fragen erzählte sie mir mit beängstigt unterbrochener Stimme: «Bernhard spielte im Walde und brachte der Schwester Zweige und Blumen. Plötzlich sprang er freudig herbei mit einer glänzenden Schlange in der Hand. Die kleine Waldhulde griff vergnügt danach, aber die Schlange zischte und wollte stechen. Erschrocken riß ich das Kind zurück. Zugleich aber trat eine Frau plötzlich von hinten her zwischen uns, faßte die Schlange, erdrückte sie und sprach zum Knaben: Noch darfst du sie nicht tödten! Darauf wandte sie sich und ging in den Wald. Erschreckt durch das Ereigniß und die Erscheinung eilte ich heim nach der Burg.» Hier sank

sie mir ermattet in die Arme; ich führte sie hinauf. An der Erzählung hatte ich wol erkannt, daß Waldhulde die Retterin gewesen, und eine trübe Ahnung füllte mir den Busen. Doch schwieg ich. Von der Stunde an war mir aber die Ruhe verschwunden, denn die Reue drückte mich schwer und auch die Prophezeiung begann mich zu ängstigen. Ich sprach deshalb mit einem alten frommen Mönch, der mich tröstete und sagte: «Wohl treffen dergleichen zauberische Wahrsagungen bisweilen ein, aber nur daher, weil der Mensch sie glaubt und, um seinen Glauben zu rechtfertigen, unwillkürlich selbst an der Erfüllung arbeitet. Prüfe dich selbst; würdest du nicht, wenn dir gewahrsagt wäre, ein stürzender Baum würde dich erschlagen, von der Lust gestachelt sein, dich unter manchen überhängenden Stamm zu stellen und zu versuchen, ob die Wahrsagung wol Kraft hätte? Welch eine böse Lust ist dies anders, als die uns antreibt, frech wagend Kinder über einen Abgrund hinauszuhalten, oder selbst in die Kluft übergebeugt hinabzuschauen, bis wir endlich einmal von dem Schwindel gepackt werden, der wie der unsichtbare Arm eines bösen Geistes aus der Tiefe heraufzulangen und uns hinabzuziehen scheint? So werden wir wahnsinnig, wenn es uns prophezeit ist, weil wir das Gespenst ewig ankommen zu sehen uns anfangs peinigen, zuletzt es wirklich zu erblicken meinen. Die Neigung, die höhern Mächte zu versuchen, ist dem Menschen ein furchtbarer, tief inwohnender Trieb, der alle Prophezeiungen in Erfüllung bringt.» Dies tröstete mich wirklich, denn in der That hatte ich schon den Versuch gemacht, ob vielleicht ein verborgener Haß oder ein blutiger Trieb in dir, mein Sohn, wohne, indem ich dich, scheinbar unbeobachtet, mit deiner Schwester allein ließ und dir einen Dolch oder dergleichen zum Spiel gab. Allein gemeiniglich

warfst du es weg und gingst zur Schwester, die du liebkostest; oder du brachtest ihr das blanke, gefährliche Werkzeug. Von Stund an beschloß ich fest, diese frevelhaften Versuche zu meiden und der Zukunft mit Vertrauen entgegenzugehen. Aber der Himmel wollte es anders. Eines Morgens vermißte ich deine Mutter an meiner Seite. Verwundert stand ich auf und sah das Bett der kleinen Waldhulde leer. Ich forschte, aber vergeblich, Mutter und Tochter waren spurlos verschwunden. In starrer Trostlosigkeit, nur durch dich der Pflicht des Lebens erhalten, brachte ich einige Wochen zu. Da sprach ein Pilger bei mir ein, der mir beim Fortgehen ein Pergament übergab mit dem Bedeuten, es erst nach Sonnenuntergang zu lesen. Hier ist es noch, ich will dir's vorlesen: «Trautester Gemahl und Herr! O wie wirst du zürnen, daß ich dich verlassen habe, aber die geängstigte Mutter konnte es nicht länger tragen, ihr Liebstes in ewiger Gefahr zu sehen. Seit jener Erscheinung im Walde hatte ich keine Ruhe. Du darfst sie noch nicht tödten! sagte die furchtbare Retterin meiner Tochter. Dies noch tönte ewig in meinem Herzen wieder. Noch nicht, aber vielleicht bald, dachte ich. Dreimal träumte ich, daß mir die Waldfrau erschiene und mich warnte. Auch du, mein Gemahl, sprachst im Schlummer dunkle Worte, in denen du den Namen Waldhulde, wunderlich verwirrt, bald deiner Tochter, bald jenem Weibe beilegtest. Daher ist mir der Name so schrecklich geworden, daß ich mein Kind nicht mehr so nennen kann. Viele düstere Ahnungen bestürmten meine Brust, als seist du mit jener Frau, die vielleicht eine böse Zauberin ist, gefährlich verbunden, als sei mein geliebtes Kind ihre Beute. Und doch war sie mir wieder rettend und freundlich erschienen! In dieser wechselnden Mutterangst saß ich die langen Tage, wo du draußen

jagtest, und betrachtete mein lieblich blühendes Kind mit den unschuldigen frommen Augen, wie es mich bittend anzusehen schien, als wollte es sagen: Mutter, du mußt mich schützen vor dem wilden Bruder! Der Knabe sprang auch beständig wild im Gemach umher und dann auf das Schwesterchen zu, das er heftig umschlang, als wollte er es erdrosseln, sodaß ich es ihm oft entsetzt entriß. Und doch liebte die kleine Holde den wilden, ungebändigten Knaben so sehr und weinte, wenn ich sie trennte. Aber beständig sah ich sie blutend vor mir und Bernhard von ihrem Blute bespritzt. Diese ewige Vorstellung brachte mich fast zum Wahnsinn. Kein Gebet beruhigte mich. In dunkeln, verworrenen Bildern wogte es nachts und tages um meine Stirn wie ein Schwindel, der uns unaufhaltsam dem Abgrund zutreibt. Fast war mir's, als müßte ich selbst dem Bruder die Hand führen, um die Schwester zu tödten! O wie empfinde ich alles noch einmal, indem ich dir dieses durch einen frommen Klausner schreiben lasse. Ich mußte entfliehen, um eins meiner Kinder wenigstens zu retten. Lebe wohl und vergib mir, wie ich den erbarmenden Gott täglich flehe, auch dir die Sünde zu vergeben, wenn du vielleicht das Unglück durch einen sträflichen Umgang mit der Zauberin verschuldet hättest. Forsche mir nicht nach, denn ich bin so tief verborgen, daß du mich nie auffinden wirst. Meinen Bernhard, den ich in der Todesangst des Abschieds noch liebend küßte, weihe in frommer Demuth und Reue dem heiligen Klosterleben, dem ich auch deine Tochter weihen werde, daß der Fluch sich abwende von den Unglückseligen.»“

Zwölftes Kapitel.

„So war mein Lebensglück zerschmettert. In jener Gegend war meines Bleibens nicht mehr. Ich ließ das Schloß meiner Väter und zog hierher in den düstern Odenwald. In dem Feuer der Qual aber habe ich mich wie edler Stahl gehärtet und biete den Pfeilen des Schmerzes die eherne Brust. Daher bist du auch nicht dem Mönchsleben bestimmt, sondern du sollst ritterlich prangen und dein Geschlecht fortführen bis zu fernen Jahrhunderten. Um diesen Preis habe ich alles Leid geduldet, nicht leichtsinnig will ich ihn verschleudern!"

So endete der Greis und stand kräftig auf. Die Halle lag in tiefem Dunkel. Die Ampel flammte nur noch matt auf, draußen war es finster und die Nachtstürme wehten in den Bäumen. Bernhard war tief erschüttert. Aber er faßte die Hand des kräftigen Vaters, der die Thränen bezwungen hatte, und rief: „Morgen, mein Vater, soll dein Leben wieder heiter werden. Die Bande der Liebe sollen dich noch einmal fröhlich umschlingen und den Ueberrest deiner Tage sanft ausschmücken. Ja, morgen, mein Vater, hoffe ich dir Freude zu bringen." Ernst schüttelte der Greis das Haupt, indem er wenig erwog, was die Worte des Sohnes andeuten sollten; denn das Herz war ihm zu sehr auf die Vergangenheit gewendet. Er umarmte den Sohn noch einmal mit väterlicher Warnung und ging zur Ruhe.

Wie hätten tausend wechselnde Gefühle Bernhard's Brust erfüllen müssen, wenn sie nicht von dem einen der Liebe ganz durchdrungen gewesen wäre. Doch wie die Sonne den ganzen Erdkreis erhellt und erwärmt, so erfüllt sie das Herz

bis in die innersten Tiefen. Und wie die kleinen Schatten der Berge und Bäume keine Nacht auf der Erde verbreiten können, so können die kleinen Mühen und Sorgen des Lebens die reine Seligkeit eines liebenden Herzens nicht trüben. Nur was dem geliebten Gegenstand droht, ist furchtbar. Und dem drohte ja nichts. Wehe dir, Bernhard! Was ihr alle mit mir ahnt und fühlt, warum soll ich's nicht aussprechen? Zitternd sehen wir die Wolke nahen, in deren schwarzem Schos der Blitz glüht, der uns das Theuerste zerschmettern soll. Wehe dir, Bernhard! Die Orakel werden sich erfüllen und schrecklicher als irgendein Sterblicher es geahnt. Die Liebe erfüllt dein Herz mit leuchtender Lebensglut, wie die Sonne den Erdenball hell bestrahlt! Weißt du aber, daß eben diese Sonne, wenn sie die Erde verlassen muß, eine unermeßliche Nacht über sie verbreitet, die verdunkelnd hinaufdringt bis an die Gestirne des Himmels? Unseliger! weil dich die Liebe auf den Gipfel des Lebens geführt hat, gähnt dir der nächtliche Abgrund um so tiefer. Unter deinem Blumenwege wird sich plötzlich eine Kluft jäh aufspalten, die dich verschlingt. Der Geliebten eilst du in die Arme und die Schlange des Entsetzens wird dir die Brust zermalmend umschnüren!

Der Morgen brach an, freundlich und erquickend, denn die Natur blickt mit ruhig lächelndem Antlitz auf die Schmerzen der Menschen. Bernhard zog stürmisch eilend hinaus, um die Geliebte zu begrüßen, die er heut dem Vater heimführen wollte. Sein Herz war voll seliger Träume! Dem Vater hatte die Nacht nicht Ruhe gegönnt. Als er den Jüngling so heftig hinwegeilen sah, fielen ihm seine glückverheißenden Worte von gestern ein. Vaterliebe, ahnende Sorge, oder vielleicht eine höhere Stimme gaben ihm ein, das Alter nicht zu achten und dem Sohne zu folgen.

Doch entschwand der von Liebe Gespornte bald seinem Blick. Nur die thauige Spur auf dem frischen Rasen diente ihm, seine Schritte zu leiten. Aber Bernhard stand schon nah an dem lieblichen Brunnen. Siehe, Hildegard winkte ihm schon aus der Ferne liebend entgegen. Er eilt stürmischer und sieht nicht, daß eine blasse, edle weibliche Gestalt ihm aus dem Gebüsch entgegentritt. O Entsetzen! er erblickte Hildegard, wie sie, erschreckt vor einem ungeheuern über die Büsche hinweg sich bäumenden Wolf, zitternd zurückspringt. Der Pfeil liegt auf der Senne; o Glück, er soll die Geliebte retten. Da fällt dem Schützen die fremde Frau mit dem Ruf der Angst: „Halt ein! Du tödtest meine Tochter!" in den Arm. Gestört, unsicher entschwirrt das Geschoß, ein Schrei des Schmerzes tönt durch den Wald, die Geliebte sinkt nieder und vor ihr, über sie gebeugt steht — Waldhulde! Entsetzen lähmt Bernhard's Fuß; betäubend tönt der Weheruf der ohnmächtig niedersinkenden Mutter in sein Ohr. Doch Hildegard winkt sterbend und er wankt, sich ermannend, mit der leblosen Mutter in den Armen zu der Geliebten, die erblassend auf dem Rasen sitzt, in Waldhuldens Schos gelehnt. Vergeblich öffnete sie die Lippen zu einem sanft vergebenden Wort; die durchbohrte Brust hatte nicht mehr so viel Athemzüge. Nur die Hand reichte sie dem Verzweifelnden mit einem schmerzlich lächelnden Blick, der schon halb nach dem Himmel gerichtet war. Da erwachte auch die Mutter und warf einen Blick des Entsetzens auf Waldhulden. „Sie ist es!" ruft sie aus und sinkt zurück. Bernhard umfaßt sie, ihr Auge fällt auf einen Ring an seiner Hand, sie bebt, erblaßt, verstört blickt sie umher, endlich bricht sie aus: „Die Zeichen treffen ein, es ist mein Sohn, der meine Tochter getödtet." Da war der alte Cuno durch die Büsche herausgetreten, er vernahm die Schreckens-

worte und stand gefesselt, denn er erkannte die Gattin und die Geliebte. Waldhulde aber richtete sich auf, blickte empor und sprach: „Trübe Sterne stehen am Himmel! Nur meine Liebe war ewig; die Gattin wurde Mutter und theilte ihre Liebe. Dem Frevel ist die Strafe nachgezogen! Siehe jetzt die lieblichen Kinder! das Herz des Mädchens blutet! sie liegt bleich, sie ist glücklich, todt! Siehe, du Holde, mein Herz blutet noch und ist schon so lange verwundet, und wird noch lange bluten! Lebe wohl!"

Dreizehntes Kapitel.

Darauf zog sie ihre Nebelhülle um sich her, es rauschte in den Bäumen, der Weiher wogte dunkel und unruhig auf, die Sonne verdunkelte sich; Waldhulde war verschwunden, Hildegard hatte geendigt. Bernhard kniete vor ihr und benetzte ihre Hand mit Thränen. Da war es ihm, als flüstere sie ihm zu: „Bringe mich hier zur Ruhe und sei der Wächter meiner Gruft." Sanft gefaßt trat er vor die Aeltern und sprach: „O Mutter, die du den Vater verlassen, kehre nun zurück zu ihm, und ihr beide meine Aeltern entbehret duldend der Kinder, weil ihr schuldig geworden für sie. Das wird den Himmel versöhnen! Ziehet hinab und erwartet, ohne mich oder ihren Hügel wiederzusehen, unten im Schloß euer Ende. Dieser Arm aber, der so schwere That vollbrachte, soll keine Waffe führen; unser Geschlecht muß erlöschen, denn wir sind nicht reuig, wenn wir den Lohn der Uebelthat nicht opfern. So will ich denn hier die

Schwester, die Geliebte bestatten, und als Klausner ihren Grabhügel bewachen und pflegen.“

Und so geschah es. Die Aeltern zogen hinab und ertrugen ihr schmerzliches Dasein mit Geduld, bis sie der Himmel abrief. Er ließ sich bald erflehen. Bernhard betete, abgeschieden von der Welt, als frommer Klausner am Grabe der Theuern. Kein Laut des Lebens drang zu ihm. Nur in der späten Stille der Nacht vernahm er bei düsterm Himmel bisweilen das wehmüthige Lied Waldhuldens.

Schon war er ein Greis geworden und hatte seit Jahren ihren Gesang nicht mehr gehört. Er glaubte ihren Schmerz geendigt und pries sie glücklich. Da tönte es in einer lauen mondhellen Frühlingsnacht auf einmal näher und eindringender als jemals, aber sanfter und beruhigender, und er vernahm deutlich die Worte:

Lebt wohl denn, ihr alternden Kronen,
Ihr Wasser, erbrausend im Thal;
Ich werde nun anderwärts wohnen,
Gestillt ist die schmerzliche Qual.
Mein Lied wird euch tönend verhallen,
Wie aufwärts die Seele sich schwingt,
Wo tröstend aus seligen Hallen
Das Licht der Gestirne uns blinkt.
Wohl mir, die Klage, die Thränen,
Das Hoffen, das Sehnen
Erhöret!

Leise verhallte der Ton; in den Bäumen rauschte es flüsternd; der Nebel draußen sank silbern nieder; der Mond blickte hell und sanft durch das reine Blau; ein leises Wehen bewegte die milde Luft und kräuselte den klaren Weiher. Bernhard trat hinaus. Da saß Waldhulde auf dem Rasenhügel, unter dem Hildegard ruhte. Er trat näher, sie schlummerte, ohne wieder erweckt werden zu können. Bewegt

grub er dem liebenden Wesen neben der Geliebten die kühle Stätte und erwartete sitzend auf den Gräbern die Morgensonne, die ihm nicht wieder unterging, denn der Himmel rief nun auch ihn, der unschuldig aber fromm geduldet, belohnend hinauf in das ewige Licht.

* * *

Kommst du, Wanderer, jetzt in das stille Waldthal am Neckar, wo der klare Brunnen (dem die Nachkommen nach mannichfach verschiedener Erzählung der Sage den Namen des Wolfsbrunnen gegeben) aus dunkel umbüschtem Weiher murmelnd hervorquillt, so suche nicht mehr nach den Gräbern der Leidenden, der Liebenden; denn mit überhinrauschendem Fittich hat die Zeit den Sand der Hügel verweht und Blumen sprießen überall aus dem Boden. Nur die Töne der Klage, die am schnellsten verhallen möchten, sind durch die Lippe der an der einsamen Wiege der Geschlechter wohnenden Sage in ferne Jahrhunderte herübergeflüstert worden. Von ihr vernahm der Dichter, der um die verschleierte Verkünderin der Zukunft aus der Wahrheit des Geschehenen buhlt, einige unverknüpfte Laute, die aber, wie der Windzug die Aeolsharfe, die Lyra harmonisch berührten. Da ergriff ihn der Geist, und die sibyllinischen Erzählungen, die aus der Vorzeit verhallend herübertönten: von einer Prophetin, die dort hausend durch eine Wölfin zerrissen wurde; von einem trostlos durch die Wälder schweifenden Ritter, der sie geliebt; von einem einsam am Born wohnenden Klausner: diese knüpfte er, die innere Verbindung ahnend, zusammen, und ließ sich von dem begeisternden Gott die geheimen Fäden zeigen, die die zerrissenen Blüten zum Kranze verbunden hatten. Und so gab er

euch das, was ihr gelesen. Und er darf von dem Schönen darin sprechen, weil es ihm nicht eigen zugehört, sondern ihm nur von einem milden Gott zur Verkündung gegeben worden; und er darf dem Irrthum Verzeihung hoffen, weil es das Schwerste ist, den offenbarenden Gott zu verstehen.

Elsbeth,

eine

Sage vom Ilsenstein.

Je herrlicher die geschichtliche Gestalt eines Volks oder Geschlechts sich ausgebildet hat, um so mehr pflegen im Hintergrunde seiner Vorzeit sich wunderbare Gebilde der Sage zu bewegen, die, als reine Erzeugnisse der Natur, dem Boden, auf dem sie gewachsen, durchaus verwandt sind. So ist die griechische Fabelwelt heiter wie jener Himmel und das sanft lächelnde Meer, in dem die blühenden Küsten sich bespiegeln; die ossianischen Gestalten der Vorzeit dagegen sind riesenhafte Nebelgebilde, die im Sturm über die öden Heiden dahinsausen. Und noch wunderbarer durchzieht die abenteuerliche Gestalt der Sage den im Eis erstarrten Norden. Dort folgen ihr grausenhafte Züge von Riesen und Ungeheuern, und sie selbst, mit wildem, kriegerischem Auge und blutigem Schwert, blickt uns so furchtbar an, daß wir die phantastisch reizende Gestalt, der wir im Süden zuerst zu begegnen gewohnt waren, kaum wiedererkennen. Und doch ist sie eine und dieselbe, gebiert aus ihrem fruchtbaren Schos, dort wie dort, im Laufe der Zeiten die schönsten Früchte für die kommenden Geschlechter. Wie aber das deutsche Vaterland eine schöne Mitte hält zwischen der allzu rasch entflammten Glut des Südens und der fast erstarrt festen Kraft des Nordens, so zeigt uns auch hier die Sage,

dieser wunderbare Hohlspiegel der Geschichte, in dem sich die Völker in ihren ersten kräftiggroßen, kühnern Grundzügen erblicken, zeigt uns, meine ich, auch hier die bedeutsamsten Gemälde, die einen gleichen Reiz von freundlicher Anmuth des Südens und ernster Wehmuth des Nordens haben. Das innere Leben des Deutschen ist eine rührend freundliche Weise, in der sich die schroffen Mollübergänge der skandinavisch nördlichen Völker mit den zu weichen und heitern Durmelodien des Südens lieblich verschmelzen; wie dies auch wirklich in der deutschen Musik recht eigentlich der Fall ist.

Tretet also nun mit mir vor das Gemälde, das ich euch einfach und schmucklos zu zeichnen unternommen habe; und wenn ihr darin das deutsche Gemüth ausgedrückt findet, so darf der Dichter seine Wahl nicht bereuen. Auch der Schauplatz, auf den ich euch führe, wird manchem in der Erinnerung lieb sein und trägt schon das Gepräge jener deutschen Verschmelzung des Ernstes und der Lieblichkeit an sich. Es ist das sagenberühmte Harzgebirge, und in diesem vorzüglich das romantische Ilsethal, welches sich zwischen Wald und Fels an kühlen Wasserfällen von der Höhe des Brocken hinunterzieht, in das blühend reiche Gefilde, das sich nach Norden hin ausdehnt. Allen ist uns dieses Land bekannt, ja vertraut, selbst dem, der nie den Fuß dorthin gesetzt hat. Denn wessen jugendliches Gemüth wäre nicht mit wunderbaren Erzählungen aus jener Gegend schauerlich angeregt worden? Und wer fände nicht in dem Namen dieser Berge Anklänge aus der frühesten Erinnerung seiner Kindheit wieder? So folgt mir denn noch einmal willig in das Gebiet, wo eure Jugend so gern verweilte. Und vermag ich nicht durch eigene Kraft jene gespannt schauerliche Stimmung des aufhorchenden Kindes wieder in euch zu erwecken, so mögen es eure eigenen lebendigen Erinnerungen an die Zeit thun,

wo ihr in den Schos der Mutter geschmiegt mit entzückt schauerndem Gemüth ihren wunderbaren Erzählungen lauschtet.

Erstes Kapitel.

Am Fuß des dunkelbewaldeten Brockengebirgs, auf einer jener steilen Anhöhen, die sich nördlich in die Ebene hinausziehen, stand unfern dem heutigen Städtchen Ilsenburg das Schloß des Wildgrafen Udo von Waldheim. Es war Herbst; die alten Linden auf dem Schloßhofe streuten schon welkes Laub, der Wind rauschte in den schwarzen Tannen am Berge und trieb zerrissene Wolken vor sich her, und die Fluren lagen traurig öde. Auf dem Schloß saßen zwei einsame junge Frauen in ängstlicher Bewegung des Gemüths am Fenster und sahen oft spähend in die Ferne hinaus; denn die Männer waren zu einer Fehde ausgezogen und nur ein alter Knappe und wenig weibliche Dienerschaft befanden sich in der Burg. Noch konnten beide, kaum ein Jahr vermählt, eine so erwartungsvolle Einsamkeit nicht ruhig ertragen. Emma, die Gräfin Waldheim, und Gertrud, ihre Jugendgespielin, nennt sie die Erzählung. Beide waren an gleichem Tage verheirathet worden; Emma, ein reiches Fräulein aus Thüringen, an den mächtigen Wildgrafen und Gertrud an Volkmar, einen getreuen Knappen desselben. Obwol ungleichen Standes, hatte sie ein ähnlich geneigtes Gemüth und gemeinschaftliche Erziehung zu vertrauten Freundinnen gemacht, und mehr deshalb als aus

eigener Neigung hatte Gertrud eingewilligt, die Genossin Volkmar's zu werden, als der reiche, schon bejahrtere Graf das Fräulein heimführte. Doch hatte sich Gertrud's Ehe fast glücklicher geschlossen als Emma's; denn Volkmar, noch jung, offen und treu, wußte sein zwar lebhaftes Gemüth doch sanft mit den stillern Wünschen und Bedürfnissen Gertrud's in Einklang zu bringen. Udo, der Graf, dagegen, schon älter, an ein ungebundeneres Leben gewöhnt, war trotz seiner Liebe zu Emma oft rauh und ungestüm gegen die Schüchterne, sodaß sie in ihm mehr den Eheherrn demüthig achtete, als den Gefährten ihres Lebens innig liebte. Doch wie der Schutz der Männer in jener unruhig wilden Zeit dem zartern Geschlecht nothwendiger war als je, so gewöhnte sich das Herz der Jungfrau schon durch die früheste Erziehung an ein duldendes Unterordnen gegen den herrschenden Mann. Wenn auch die ursprünglichen Rechte der Natur immer fordernd zurückkehrten, so blieb die Gewohnheit zuletzt doch mächtiger und die Tochter hoffte von dem künftigen Eheverhältniß nicht mehr und nichts anderes als die entsagenden Mühen und Pflichten, die sie von frühester Kindheit an die Mutter hingebend üben sah.

Die Freundinnen hatten lange stumm, in die ferne Gegend hinausblickend, nebeneinander gesessen; endlich brach Gertrud das Schweigen: „Wir erwarten sie heut vergeblich; die Sonne steht schon tief, und sie vermeiden es gern, die gefährlichen Felswege bei Nacht zu reiten."

Emma. „Du hast Recht, Gertrud, für heut müssen wir die Hoffnung aufgeben; wenn sie nur nicht verunglückt sind. Ich trage schon seit dem frühsten Morgen eine Ahnung mit mir umher, die mich keinen Augenblick ruhig sein läßt."

Gertrud. „Ich bin bang seit dem Augenblick, wo Volk-

mar Abschied von mir genommen, heute aber nur unruhiger, weil ich seine Rückkunft erwartete."

Emma. „Sollte man nicht meinen, wir müßten uns endlich daran gewöhnen, sorglos die Unserigen auswärts zu wissen? Wie oft habe ich meinen Vater mit banger Seele erwartet! Weißt du, wie wir, noch kleine Mädchen, mit dem Thürmer auf den Söller stiegen, wo wir jeden Reiter für ihn oder für einen seiner Boten hielten, bei jedem aufsteigenden Staub frohbebend sein Geschwader zu sehen glaubten? Bald meinten wir das Blitzen der Waffen, bald sein weißes Roß zu unterscheiden, und, wie oft wir uns getäuscht sahen, immer ließen wir uns aufs neue von der sehnenden Lust und der gaukelnden Phantasie betrügen. So war es dem Kinde, so der Braut und jetzt der Gattin. Denn der Mensch glaubt, was er hofft."

Gertrud. „Hört! der Thürmer bläst!"

Emma. „Ich höre nichts. Du bist noch wie damals, Auge und Ohr täuschen sich gleich gern."

Gertrud. „Nein wahrlich, ich täusche mich nicht! Ich höre Hornstöße unter dem Sausen des Windes."

Emma. „Wär' es der Thürmer, wir würden es deutlicher vernehmen."

Gertrud. „Der heftige Wind treibt den Schall abwärts. Hört Ihr?"

In dem Augenblick stürzte eins der Mädchen ins Gemach und rief: „Gott sei uns gnädig, der Thürmer sieht eine Reiterschar auf die Burg anrücken, die unsere Farben trägt, aber er erkennt kein einziges von des Grafen Pferden, daher glaubt er, es sei ein Ueberfall."

„Um Gottes willen", rief Emma.

„Die Zugbrücke nieder!" tönte eine Stimme von unten herauf. Gertrud sprang ans Fenster. „Es ist Volkmar!"

rief sie, das Fenster öffnend, freudig erschreckt. — „Laßt mich schleunigst ein, ehe sie kommen, es ist die höchste Zeit!" schallte es herauf. Gertrud selbst stürzte hinaus, die erschreckte Emma war einer Ohnmacht nahe, das Mädchen leistete ihr Hülfe. Nach einigen Minuten traten Volkmar und Gertrud ein, er athemlos, sie bleich und zitternd. „O gnädigste Frau", begann Volkmar, „welch eine trübe Nachricht muß ich Euch überbringen! Euer Gemahl ist gefangen und hier droht uns bald die äußerste Gefahr. Wenn nicht diese abzuwenden die einzig mögliche Rettung wäre, hätte ich ihn nicht verlassen." Gemurmel von Stimmen unter den Fenstern der Burg unterbrach ihn. „Das sind unsere Hülfsgenossen, Gott sei's gedankt!" sprach er, ans Fenster tretend. Es war eine Schar bewaffneter Landleute, die ins Thor eingelassen wurden. „Verzeiht mir jetzt, gnädigste Frau, aber ich bin unten durchaus nothwendig. Sobald wir die erste Sicherheit erlangt haben, sollt Ihr alles Nähere hören." Er ging hinaus. Die zitternde Emma hatte noch nicht Sprache und Fassung zu einer Antwort gewinnen können. Gertrud und das Mädchen leiteten sie auf ein Ruhebett. „O meine Ahnung!" sprach sie leise und sank der Freundin in die Arme. Die Sonne ging eben unter, draußen und auf dem Burghof war Getümmel. Angst und Schmerzen wechselten in der Brust der Frauen.

Zweites Kapitel.

Ein Hinterhalt, den der schlaue und verwegene Hugo von Falkeneck, der mit dem Grafen Udo in Fehde be-

griffen war, diesem gestellt, hatte ihn in dessen Gefangenschaft geführt. Ein Knappe Hugo's, der sich als Landmann verkleidet hatte, führte den Zug des Grafen durch einen Wald, in welchem Hugo im Versteck lag. Hier geschah ein plötzlicher Ueberfall von allen Seiten. Kaum gewann Udo Zeit, dem treuen Volkmar, der schon den verrätherischen Führer niedergehauen hatte, zuzurufen: „Suche zu fliehen und schirme meine Feste und die Frauen.“ Mit gewandter Besonnenheit warf sich Volkmar jetzt bei einem Hieb, den er auf den Helmkolben erhielt, wie betäubt vom Pferde. Udo, der ihn für todt hielt, rief aus: „Volkmar ist gefallen, jetzt ist alles verloren, wenn keiner unter euch meinem Weibe Nachricht bringt!“ Einige Knappen suchten sich durchzuschlagen und zu entfliehen. Hugo von Falkeneck rief seinen Leuten zu: „Laßt keinen lebendig davon, bis auf den Grafen!“ Durch die Versuche zur Flucht wurden jedoch die Kämpfer auf einen andern Fleck gezogen. Volkmar ersah den günstigen Augenblick, sich wie in Zuckungen des Todes in den mit Rohr bewachsenen Graben neben dem Wege zu wälzen. Dort ließ er, um den Schein, als sei er versunken, zu geben, seinen Helm, klimmte eine kurze Strecke am steilen Uferrand hin, bis eine Krümmung des Wegs ihn den Blicken der Feinde entzog, und entsprang dann gerettet ins dichte Gebüsch. Das Glück ließ ihn ein versprengtes Roß finden und so gelangte er rascher als er hoffen durfte, in Udo's Gebiet. Hier entbot er die Landleute zur Vertheidigung der Feste, und war eben mit ihnen angekommen, als Hugo in der Ferne mit der verkappten Schar anrückte. Doch diese, da sie zu Roß war, mußte einen Umweg nehmen und so gewann man Zeit, die nöthigsten Vertheidigungsanstalten zu treffen, ehe der Feind vor dem Thore war. „Laßt uns jetzt den Schein annehmen, als wäre die Feste

ganz von Vertheidigern entblößt", sprach Volkmar. „Sicher wählt der Feind die Dämmerung zu seinem Ueberfall und glaubt uns durch die Verkappung zu täuschen. Wenn wir ihm nun auf das erste Zeichen seiner Ankunft die Zugbrücke niederlassen, so wird er ohne Bedenken einreiten. Sowie aber die ersten Leute hinein sind, lassen wir das Gatter fallen und nehmen so vielleicht den Anführer gefangen, um ihn gegen unsern Herrn auszuwechseln." Dies wurde gebilligt. Als es dunkelte, tönte der Hornstoß der Feinde verstellt begrüßend; der Thürmer antwortete wie verabredet und rief hinunter: „Laßt sie einzeln reiten, Herr, die Brücke ist schadhaft." Dies geschah. Sowie aber die Führer innerhalb des Fallgatters waren, rasselte dieses hinter ihnen herunter und die Brücke schloß sich. Die versteckte Mannschaft brach hervor und entwaffnete die Ueberraschten, ehe sie sich vertheidigen konnten. Zugleich empfing die außen Gebliebenen ein Hagel von Steinen und Pfeilen, und was zwischen dem Gatter und der Brücke war, mußte sich ergeben und wurde einzeln durch das ein wenig gehobene Gatter gelassen. Unter diesen erst befand sich Hugo, der aus Vorsicht, weil er doch ein kleines Gefecht fürchtete, wobei leicht ein Einzelner bleiben konnte, um einige Mann zurückgeblieben war. Die Freude über den gelungenen Fang und die abgewendete Gefahr war groß. Volkmar eilte sogleich hinauf, um den beängstigten Frauen die gewonnene Rettung zu verkünden. Dort aber fand er eine neue Unruhe. Emma und Gertrud, wie wir wissen, erwarteten ihre Niederkunft; der heftige Schreck hatte diese beschleunigt, die Gräfin lag in den Wehen und auch Gertrud fühlte sich der Entbindung nahe. Es fehlte an der nöthigen nächsten Hülfe. Alles war in Verwirrung. Volkmar nöthigte daher, um die Ausgänge der Burg frei zu erhalten, den gefangenen Hugo, seinen Reitern

den Abzug zu befehlen, um den Grafen Udo herbeizugeleiten, der gegen Hugo ausgewechselt werden sollte. Zugleich wurde von beiden Seiten ein Waffenstillstand auf drei Monden beschworen. Jetzt konnte die gesperrte Burg wieder geöffnet werden, und Volkmar sandte einige Boten aus, um eine Wehmutter eiligst herbeizurufen.

Drittes Kapitel.

Es war indeß Nacht geworden. Gertrud und Emma lagen getrennt in ihren Zimmern zu Bett. Die dienenden Mägde liefen unruhig hin und wieder, Volkmar mußte die Gefangenen in Sicherheit bringen und für das Unterkommen der Landleute sorgen. Ueberall Unruhe und Verwirrung. Emma lag in einem trüb beleuchteten Zimmer, die dienende Wärterin saß an ihrem Bett. „Mir wird ein wenig besser", sprach sie, „ich möchte schlummern. Setze dich draußen in das Vorzimmer und verhüte, daß mich ein plötzlich Eintretender störe." Die Dienerin that es. Emma fiel in einen unruhigen Schlummer. Da öffnete sich die Thür des Gemachs und eine weißverschleierte Gestalt trat mit leisen Schritten ein. Emma erwachte halb, und sagte ein wenig unwillig: „Stört Ihr mich doch in der süßen Ruhe!" — „Zürnet nicht, edle Frau", erwiderte die Fremde mit sanfter Stimme, „ich komme, Euch in Euern Nöthen beizustehen. Genießet immerhin des Schlummers, Ihr sollt durch meine leichte Hülfe bald Euers Kindes genesen." — „Seid Ihr die Wehmutter?" fragte die Gräfin. — „Wohl", erwiderte die Fremde, „ich kenne die Leiden gebärender Frauen und weiß

ihnen hülfreich beizustehen.“ — „So seid sehr willkommen“, sprach Emma und reichte ihr die Hand, sank aber wieder mit dem Haupt in die Kissen zurück und sank aufs neue in einen betäubenden Schlummer. Ein Geräusch erweckte die Wöchnerin. Es war die Dienerin, die mit einer ältlichen Frau ins Zimmer trat. „Hier bringe ich Euch die Wehmutter, gnädigste Gräfin“, sagte das Mädchen. — „Wen?“ fragte Emma verwundert und sah sich um. Zugleich vernahm man ein leises Weinen und siehe, zum Erstaunen aller Anwesenden lag ein schönes Knäblein wohl eingehüllt und eingewickelt auf einem Kissen zu den Füßen des Betts. „Ihr seid schon entbunden?“ rief die Alte erstaunt. Emma fragte: „Wart Ihr denn nicht schon zuvor hier oder hat mir geträumt, daß eine fremde Frau mit mir gesprochen?“ — „Eure Heilige muß Euch hülfreich erschienen sein“, entgegnete die Wehmutter fromm, „denn Ihr seid glücklich eines gesunden holden Knäbleins genesen.“ Emma nahm verlangend das Kind in die Arme und küßte es mit mütterlicher Freude. Darauf faltete sie die Hände und betete stumm; auch die beiden andern Frauen erkannten die wunderbare Hülfe mit frommem Dankgebet. Die Gräfin war sehr matt und begehrte der Ruhe; man trug das Kind hinaus und sorgte, daß der Schlummer der Kranken nicht gestört würde. Indeß bedurfte auch Gertrud der helfenden Entbinderin. Auch sie gebar einen lieblichen Knaben, den Volkmar mit innigster Freude empfing. Ueberhaupt herrschte die glücklichste Stimmung in der Burg, denn die dicht bedrohende Gefahr war vorübergezogen und der schon düster umwölkte Himmel lachte wieder in ungetrübter Heiterkeit. Die beiden Kinder wurden jetzt in einem Zimmer von der Wehmutter und einem dienenden Mädchen behütet. Die Nacht war ohne bedeutende Zufälle vorübergegangen, und der Morgen eines

heitern Tags angebrochen. Eben war Volkmar vom Lager aufgestanden und wollte hinübergehen, um Gertrud und das Knäblein zu begrüßen, als ihm die dienende Magd außer sich entgegenstürzte und mit dem Ausdruck des Wahnsinns seine Knie umklammerte. „Rettet mich, ich bin verloren!“ rief sie aus, „das Kind der Gräfin ist aus dem Fenster gestürzt!“ — „Unglückselige, das wolle Gott verhüten!“ rief Volkmar entsetzt und eilte hinüber in das Gemach, wo die Kinder gepflegt wurden. Das Mädchen folgte ihm. Er fand dort nur seinen eigenen Knaben auf einem Kissen, welches auf einem Sessel unter dem Fenster gelegt war; daneben lag ein gleiches Kissen leer. Auf seine Fragen erfuhr er endlich, die Wehmutter sei bei der Gräfin; dem Mädchen habe sie die Umkleidung der Kinder aufgetragen. Da sei es ihr gewesen, als riefe Gertrud, sie sei hinübergegangen, habe aber die Wöchnerin schlafend gefunden. Als sie zurückgekommen, habe das Knäblein der Gräfin, das auf dem Kissen in den Windeln gelegen, gefehlt. Natürlich glaubte sie, es sei von der Wehmutter zur Gräfin hinübergetragen. Allein, als sie in das Gemach tritt, winkt ihr die Alte und sagt leise: „Komm jetzt nicht mit dem Kinde, die Gräfin schläft; wenn sie erwacht, wird sie schon danach verlangen.“ Voll Schrecken eilt sie jetzt zurück, sucht nach dem Kinde, findet es nicht und kann sich das Verschwinden desselben in ihrer Unerfahrenheit nicht anders erklären, als daß es sich an der niedrigen Fensterbrüstung aufgerichtet habe und hinabgestürzt sei. Volkmar warf entsetzt einen Blick in den felsigen Abgrund, über den das Erkerfenster hinaushing. „Doch“, sprach er entschieden, „es ist ganz unmöglich, daß das Kind sich selbst aufgerichtet habe und so hinabgestürzt sei. Eher vermuthe ich, daß ein Raubvogel, ein Steinadler oder Habicht es in seine Fänge genommen

und entführt hat.“ Wirklich schwebte ein mächtiger Adler hoch über der Burg in der Luft. Das Mädchen stand bleich und bebend. Plötzlich trat sie ans Fenster und schwang sich hinüber. Doch glücklich sprang Volkmar noch hinzu, ergriff die schon Stürzende am Gewande und zog sie zurück. „Rasende, was thust du!“ rief er sie an. — „Herr, laßt mich sterben!“ jammerte das Mädchen, „sonst wird mich der Graf in einen ewigen schauervollen Kerker werfen.“ Volkmar stand einen Augenblick unentschlossen, dann fragte er: „Hat die Gräfin heut ihr Kind schon gesehen?“ — „Nein“, antwortete die Zitternde. — „So will ich dich zu retten suchen.“ Das Mädchen stürzte ihm zu Füßen, er gebot ihr so ruhig als möglich zu scheinen, und die eine Wiege zu verhüllen, als liege ein schlummerndes Kind darin. Jetzt kam die Wehmutter zurück und wollte das Knäblein zur Gräfin hinübertragen, die sehr danach begehrte. Volkmar eröffnete ihr, was geschehen sei. Die Schuldlosigkeit und das Unglück des Mädchens bewegten die Alte, das Geheimniß zu theilen und Gertrud's Kind für das der Gräfin auszugeben. Mit diesem einem Kinde sollten beide Mütter so lange getäuscht werden, bis Gertrud's Gesundheit es erlauben würde, sie in das Geheimniß zu ziehen. Alsdann wollte man vorgeben, Gertrud's Kind sei gestorben und ein Scheinbegräbniß veranstalten. Volkmar küßte seinen Knaben und sprach: „Ich will dem Vaterrecht, dem Vaternamen entsagen, aber dir doch ein Vater und Erzieher sein!“

Viertes Kapitel.

Nach einigen Tagen sprach Volkmar mit Gertrud. Sie begann heftig zu weinen. „Soll ich mein eigenes liebes Kind einer andern geben? Den Mutternamen, die Mutterpflicht verleugnen?“ Volkmar stellte ihr das Unglück Emma's vor, die all ihre Freude, all ihre Ruhe in dem Kinde finden würde, da sie wegen des rauhen Gatten oft trübe Stunden hatte; er sprach von dem Schicksal des Mädchens, deren Unachtsamkeit der Graf furchtbar strafen würde, und gelobte endlich, wenn es jemals die Umstände forderten, daß sie sich von Emma und ihrem Kinde trennen müßte, alles zu entdecken; so willigte sie zuletzt mit heißen Thränen ein, und schon am folgenden Tage wurde ein leerer Sarg im Burggewölbe beigesetzt. Als die Wöchnerinnen genesen waren und zum ersten male wieder zusammenkamen, weinten sie beide bittere Thränen aus gegenseitigem Mitgefühl und inniger Liebe zueinander. Da tönte plötzlich der Hörnerruf des Wächters, und siehe, der Graf ritt über die Schloßbrücke. Gertrud zitterte, denn jetzt war der Augenblick da, wo ihr Kind einen fremden Vater bekam. Er trat mit Volkmar ins Gemach; kaum hatte er Emma flüchtig umarmt, so fragte er nach dem Knaben. „Ein gesunder starker Sprößling“, sagte er und küßte das Kind und darauf die Gattin herzlicher als zuvor, sodaß es schien, als habe er sie als Mutter seines Knaben lieber gewonnen. Gertrud sank weinend an Volkmar's Brust. „Und Euer Kind, Frau Gertrud?“ fragte der Graf. Die stürzenden Thränen hinderten sie zu antworten. „Ich verstehe Euch“, fuhr er theilnehmend fort, „es thut mir leid; es wären wackere Spielge-

sellen gewesen.“ Volkmar führte Gertrud hinaus. Von jetzt an verstrichen die Tage auf der Burg wie sonst. Zu Zeiten hielten Turniere und Fehden die Männer auswärts und die Frauen blieben sich selbst und ihren Betrachtungen in der Einsamkeit überlassen, die jetzt bei Gertrud eine trübere Gestalt hatten als vormals. So verflossen drei Jahre. Da fanden sich beide Freundinnen wieder in gesegneten Umständen. Mit aller Bangigkeit und Liebe eines Mutterherzens sah Gertrud jetzt hoffend der Zukunft entgegen. Der Tag der Entbindung rückte näher; die Männer waren auf einem fernen Zuge am Rhein. In gleicher Nacht gebaren wiederum beide Frauen jede ein holdes Mägdlein; aber Gertrud drückte das ihrige niemals an ihr Herz, denn das Kind kostete der Mutter das Leben. Man hatte es der Gräfin anfangs verschwiegen, aber diese rief plötzlich im Schlummer: „Ja, meine Gertrud, wenn du mich verlassen hast, so will ich deines Kindes Mutter sein.“ Dies war in dem Augenblick, wo Gertrud verschieden war. Sogleich forschte die erwachte Emma nach der Freundin, und da man ihren Fragen auswich, rief sie: „Nein, ihr verbergt mir nichts, ihr fliehender Schatten hat Abschied von mir genommen, sie ist dahin!“ Man mußte ihr die Wahrheit eingestehen; sie sank in tiefe Betrübniß und lange Ermattung. Als sie sich erholt hatte, verlangte sie beide Kinder in einer Wiege vor ihrem Ruhebette zu sehen. Sie wurden gebracht und Emma ließ sich das ihre geben. „Ihr seid mir beide gleich lieb und hold“, sprach sie, „das Mutterherz macht keinen Unterschied zwischen euch.“ Als sie darauf einschlummern wollte, gebot sie ausdrücklich, die beiden Kinder nicht aus dem Gemach zu entfernen. Sie genoß der Ruhe bis gegen den lichten Morgen. Als sie die Augen aufschlug, schien die Frühsonne durchs Fenster und ihre Strahlen spielten auf dem schuldlosen

Angesichte der beiden Mädchen, die in der Wiege schlummernd beieinander lagen. „Warum hast du die Wiege umgedreht?“ fragte Emma das dienende Mädchen. — „Ich, gnädigste Gräfin? Ich that es nicht.“ — „Wunderbar“, sprach Emma; „ich glaubte doch gestern, die Wiege habe so gestanden, daß mein Töchterlein mir zunächst am Bett gelegen, und nun liegt mir Gertrud's Kind zunächst.“ — „Ihr irrt Euch wol“, sprach das Mädchen, „denn es ist niemand im Gemach gewesen und ich habe mich der Wiege nicht genähert, da die Kinder so wunderbar ruhig schlummerten.“ — „Doch habe ich dich in der Nacht sie warten und kosen sehen, als ich einmal erwachte“, sprach Emma. — „Nicht doch, gnädigste Frau, Ihr habt sicher geträumt!“ erwiderte das Mägdlein. — „Es kann sein“, versetzte Emma, indem sie ihr Kind küßte, „Kranke haben lebhafte Träume und nur dunkle Erinnerungen.“ Nach einiger Zeit kehrten die Männer von ihrem Zuge heim. Mit tiefer Betrübniß empfing Volkmar die Nachricht von Gertrud's Tode, und küßte mit dankenden Thränen der Gräfin die Hand, die ihm versprach, seinem Töchterlein ernährende und erziehende Mutter zu sein. Der Graf freute sich des neuen Zuwachses seiner Familie. „So wird der alte Stamm doch nicht untergehen, sondern sich herrlich verbreiten!“ rief er aus. Volkmar schwieg. Wäre dem Grafen ein Sohn geboren worden, so hätte er jetzt das Geheimniß enthüllt; doch da es ein Mägdlein war, bezwang er sein Vatergefühl und begnügte sich, der treue Lehrer des heranwachsenden Knaben in allen ritterlichen Tugenden und Uebungen zu sein. In der Taufe empfing Gertrud's Tochter den Namen ihrer Mutter; die Gräfin nannte ihre Tochter Elsbeth nach einem Traum, in dem ihr dieser Name eingegeben worden war. Den Knaben hieß man Rudolf.

Fünftes Kapitel.

„Ist der Bub' noch nicht daheim, Anna?“ rief der alte Köhler seinem Weibe zu und warf die Last Holz ab, die er aus dem Gebirg mit herabgebracht nach seiner Hütte. „Noch nicht“, erwiderte die Alte, indem sie von der Bank vor der Wohnung aufstand und die Kräuter, die sie auf dem Schos gepflückt hatte, in der Schürze hineintrug; „hast du ihn vorausgesandt?“ — „An der alten Eiche, wo der Meiler steht, sprang er mir davon, weil ich ihm die Felsen zu langsam herabstieg.“ — „Hm“, meinte Anna, „er wird sich doch nicht verirrt haben, es wird schon finster und sieht nach einem trüben Wetter aus.“ — „Ei was, verirrt!“ brummte der Köhler, „er weiß so gut im Walde Bescheid als ich, aber er ist einmal nicht zur Ordnung zu gewöhnen. Wenn er nur die Nacht zu Haus kommt, es sieht wahrlich bös nach Regen aus. Horch, wie der Wind schon durch die alten Tannen saust. Laß uns in die Hütte gehen und mach Feuer, es wird heut Nacht kalt werden.“ Sie gingen hinein, das Köhlerweib zündete ein hellflackerndes Feuer an; draußen wurde es finsterer und finsterer. Der Donner rollte schon dumpf von ferne und hallte lange durch die Bergschluchten wider, es blitzte stark und bald stürzte der Regen in heftigen Strömen herab. Plötzlich pocht es laut an die Thür. „Das ist der Robert“, rief die Alte, „Gott sei Dank, daß er heimkehrt.“ Sie lief hurtig mit der Lampe nach der Thür und wollte öffnen. Der aufgewachte Hund schlug an und sprang auf, denn er witterte Fremde. Der Köhler hielt ihn am Stricke fest und rief: „Wer da?“ — „Verirrte Weid-

männer!" rief es draußen, „Ihr habt nichts zu befürchten." Die Thür wurde geöffnet und Graf Udo trat mit Volkmar ein. „Woher seid ihr?" fragte der Köhler. — „Wir sind Jagdleute des Grafen von Waldheim", erwiderte Volkmar rasch; „könnt Ihr uns ein Obdach geben, so werden wir Eurer Gastlichkeit dankbar sein." — „So gut ich's habe; aber ihr müßt mit Stroh fürliebnehmen und die Nachtkost wird schmal sein." — „Wir sind's gewohnt, hart zu liegen; Weidleute und Kriegsknechte schlafen selten auf Daunen, und was das Nachtmahl anlangt, so haben wir für Euch und uns noch einen Vorrathsbissen in der Jagdtasche; auch fehlt es nicht an gutem Wein", entgegnete Volkmar. — „Hält euch der Graf so gut?" — „Auf der Jagd zu Zeiten", lächelte Udo. Der Tisch wurde vor den Kamin gerückt und die Gäste langten ihren Jagdvorrath aus der Weidtasche. „Was ich euch fragen wollte; habt ihr keinen Buben im Walde gesehen?" erkundigte sich der Köhler. — „Wohl haben wir", entgegnete Udo; „ein frischer Knabe mit blondem Haar und blauen Augen." — „Recht, Herr, den mein' ich." — „Ist es der Eure? Ein hübscher Bursch! Wenn er ein paar Jahre älter ist, thut ihn zum Grafen, daß er ritterliche Uebungen lernt; ich stehe Euch dafür, er nimmt ihn wohl auf." — „Das wäre ein Glück für den Buben! Er hat so nichts im Kopfe als abenteuerliche Dinge. Wenn ich ihm verspreche, von den Mongolen zu erzählen, wie wir sie vor dreißig Jahren in Schlesien geschlagen haben, da arbeitet er den ganzen Tag und Abends hört er zu und wenn ich die Nacht bis an den lichten Morgen erzählte." — „Seid Ihr nicht in Sorge, daß er in dem Unwetter nicht heimkommt?" — „Doch wohl, aber er bleibt öfters die halben Nächte haußen im Walde." — „Wo meint Ihr, daß er steckt?" — „Ihr wißt's?" — „Er wies uns den Weg hierher, denn wir trafen ihn am

Felsenriff oben auf dem Bergkamm am Ziegenrücken. Als wir ihn aufforderten, mit uns zu laufen, sagte er: «Nein, es kommt ein mächtig Ungewitter, das will ich hier oben ansehen. Ihr könnt nicht fehlen, nur immer den Pfad hinunter und dann rechts an dem Bach entlang, da trefft ihr die erste Hütte.» So steckt der Teufelsbub' oben in dem wilden Felsgehege mitten im Ungewitter." — „Es ist mir lieb, daß ich's weiß", antwortete der Köhler, „jetzt habe ich keine Sorge; da findet er schon ein Felsloch, wo er unterducken kann, wenn er naß wird." Man sprach noch beim gefüllten Becher eine Zeit lang hin und her; der Köhler erzählte von den Abenteuern, die er als unruhiger Bursch in seiner Jugend bestanden, die Jäger blieben nichts schuldig. Das Wetter hatte sich gelegt; da rief es draußen mit jugendlicher Stimme: „Mutter, Vater, macht auf, ich bin's." Robert, der zehnjährige Köhlerbub', trat in die geöffnete Thür. Der weiße Nacken mit den krausen blonden Locken, aus denen der Regen träufelte, die muntern blauen Augen, die frische Gesichtsfarbe stachen wunderbar gegen die dunkeln Lumpen ab, mit denen er behangen war. Er schien nur verkleidet zu sein, so lieblich war sein anmuthiges Wesen gegen die ärmliche Tracht; ein königliches Kind in der Bettlerhülle. Erstaunt sahen ihn die Fremden an, die er unbefangen als alte Bekannte grüßte. „Du bist wol recht naß geworden, Knabe, und frierst?" fragte der Graf. „Trink einmal aus meinem Becher!" Der Knabe faßte begierig nach dem blanken Geschirr und trank einige Tropfen Wein. „Das ist ein köstliches Getränk!" rief er aus, „Ihr seid gewiß ein vornehmer Mann? Und der prächtige Hirschfänger! So einen möcht' ich haben!" Der Graf reichte dem verlangenden Kinde die blanke Waffe. Er zog sie aus, betrachtete sie entzückt, hieb damit durch die Luft und hörte nicht mehr

auf die Mutter, die ihn mit freundlicher Pflege erquicken wollte und ihm Vorwürfe machte, daß er so lange weggeblieben sei. Udo hatte seine innige Freude an dem Knaben und sagte zu Volkmar: „Das wäre ein guter Spielgesell für Rudolf! So alt müßte Euer Sohn nun auch etwa sein. Wie alt ist der Bube, Mutter?" — „Genau weiß ich's nicht", antwortete das Weib; „er wird aber etwa zehn Jahre haben." — „Das wißt Ihr nicht?" erstaunte Udo. — „Er ist meiner verstorbenen Tochter Kind", fiel der Köhler ein und winkte dem Grafen, „uns nur zur Pflege geblieben. Aber mach, daß du zu Bett kommst, Robert, du mußt morgen früh auf; geh in die Kammer, geschwind." Der Knabe sah mit bittend wehmüthigen Augen den Alten an und betrachtete dann wieder das schöne Spielzeug, das er noch in den Händen hielt; doch war er gehorsam, brachte dem Grafen das Gewehr und ging mit einem freundlichen „Gute Nacht" hinaus.

Sechstes Kapitel.

Als er fort war, sprach der Köhler: „Wir wissen eigentlich nicht, wo der Knabe her ist, aber wahrscheinlich ist er vornehmer Leute Kind, vermuthlich aus guten Gründen von der Mutter entfernt. Nun sind es vielleicht sieben Jahre, daß eine Alte spät abends bei uns ein Obdach begehrte. Am Morgen war sie verschwunden und das Kind lag schlafend dort auf dem Sessel, als wir in die Stube traten. Es schien etwa drei Jahre alt zu sein und war sauber gekleidet. Unser einziger Bube war schon lange gestorben und kein

Segen wollte mehr über unsere Ehe kommen. Meiner Frau hatte auch über Nacht geträumt, eine vornehme Dame habe ihr ein Kind zur Pflege gegeben, und so beschlossen wir, den Buben aufzuziehen und es hat uns nicht gereut." — „Habt Ihr gar keine Spur gefunden, wer seine Aeltern sein möchten?" fragte Volkmar. — „Nicht die mindeste. Doch muß er in einem vornehmen Hause zuerst gelebt haben, denn anfangs sprach er immer von seinem schönen Garten, von seinem goldenen Spielzeug, verlangte spazieren zu fahren, fragte nach seinen Bedienten, und dergleichen mehr." — „Ja, eine edle Geburt", erwiderte Volkmar nachdenklich, „sieht man dem Knaben an." — „Doch wollen wir nicht endlich der Ruhe pflegen?" meinte die Alte; „man ist vom Schaffen doch müde, und ihr Jägersleute habt sicherlich auch ein schweres Tagewerk gehabt." — „Ja wohl!" fiel der Graf bei, „über dem Schwatzen verstreicht die Nacht und wir müssen früh aufbrechen." Es wurde jetzt für die Fremden in der Stube ein Strohlager gemacht; die Wirthsleute gingen in die Kammer.

Als Volkmar und der Graf allein waren, äußerte dieser seinen Wunsch, den Köhlerbuben auf die Burg kommen und als Spielgesellen seines Sohnes erziehen zu lassen, wenn Emma nicht dagegen sei. Volkmar war der Meinung, dies sei nicht zu befürchten, doch könnte es sich leichter ereignen, daß bei der jugendlichen Heftigkeit beider Knaben Zwist unter ihnen selbst entstände. „Denn der Köhlerbube", fügte er hinzu, „sieht nicht so aus, als ließe er sich leicht beherrschen, und wo er sich zurückgedrängt oder abhängig sähe, würde er unglücklich sein oder entfliehen. Es scheint bei der jugendlichen Weichheit und Offenheit seines Herzens ein fester selbständiger Sinn in ihm zu wohnen." — „Nun, der Erfolg wird's geben", warf Udo hin, und wünschte eine gute Nacht.

Mit dem dämmernden Morgen brachen sie auf. Robert geleitete sie auf einem nähern Pfade über das Gebirg. Als sie auf dem Gipfel des waldigen Rückens standen, dehnte sich der tiefe Thalgrund in gewundenen Klüften vor ihnen hin, bis er sich gegen die Ebene nördlich hinaus öffnete. Vor ihnen stand der waldige Brocken mit der kahlen Felsenstirn, auf seinen äußersten Vorgebirgen lag Waldheim mit seinen zackigen Thürmen in der leuchtenden Morgensonne röthlich schimmernd. „Nun habe Dank, mein Knabe", sprach Udo freundlich, „dort liegt das Schloß, in dem wir wohnen; jetzt bedürfen wir deiner Führung nicht mehr." Er reichte ihm die Hand zum Abschied, der Knabe sah ihn wehmüthig an und sprach: „Kommt bald einmal wieder zu uns, Herr, und jagt bei uns, aber dann müßt Ihr mich mit auf die Jagd nehmen." — „Das will ich, mein Knabe, und sieh, hier schenke ich dir zum Angedenken mein Jagdhorn; wärst du schon stark genug, so solltest du den Hirschfänger haben, aber noch ist die Waffenübung zu schwer für dich; ergötze dich indeß an dem muntern Hörnerklang." Mit freudig blitzenden Augen ergriff Robert das schöne, mit Silber reich verzierte Wisenthorn und blies laut hinein. Der Graf küßte ihn zum Abschied auf die Stirn und wandelte mit Volkmar den Waldpfad hinunter. Lange sah Robert den beiden stattlichen Jägern nach und verwunderte sich über ihre prächtigen Waffen und die hohen Federbüsche auf den Jagdbarets; dann setzte er sich auf den höchsten Gipfel des Berges und stieß ins Horn, daß das Echo weit durch die Thäler widerhallte. Allmählich aber reizte es ihn, immer sanftere Töne zu versuchen, die er lang anhielt und dann lauschte, wie sie nach und nach in äußerster Ferne verklingend erstarben. Immer wehmüthiger wurde ihm das Herz, endlich brach er in Thränen aus. „Ach, dort hinaus möchte

ich, in die weite schöne Welt, wo die Berge aufhören, wo man alles fernhin übersehen kann, und was ich sehe, müßte mein sein! Dort auf der Burg wollte ich wohnen; da zög' ich zur Jagd hinaus und in den Krieg mit vielen Reitern. Ach, das wäre ein schönes Leben! Aber da unten in der dunkeln Hütte" — hier fing er bitterlich an zu weinen. „Warum weinst Du, mein Knabe?" sprach ihn eine sanfte Stimme an und es faßte ihn freundlich kosend unters Kinn. Er sah durch Thränen auf, und vor ihm stand eine verschleierte weibliche Gestalt im langen weißen Gewande. Erstaunt blickte Robert sie an und schwieg überrascht. „Habe Vertrauen zu mir, holdes Kind, ich will dir wohl. Was bewegt dich so schmerzlich, daß du hier oben einsam sitzest und weinst?" Sie strich ihm die Locken von der Stirn, trocknete seine Thränen und setzte sich zu ihm auf den bemoosten Stein, indem sie den Arm liebkosend um seinen Nacken legte. Die sanfte Theilnahme löste den sehnsüchtigen Gram in eine Flut unaufhaltsamer Thränen auf. Bis dem heftigen Ausbruch des Schmerzes eine Mattigkeit folgte, war er keiner erzählenden Mittheilung seiner Gefühle fähig. Endlich öffnete ihm die freundliche Rede der Verschleierten zutrauend die Lippe, und er erzählte mit kindlicher Unbefangenheit und Treuherzigkeit, was ihm die kleine Brust mit so unruhigem Wallen der Sehnsucht bewegte. Die Fremde hatte ihm wohlwollend zugehört. Als er schwieg, fragte sie: „Aber weißt du denn, wie es dort außen in der Welt aussieht, ob es so schön ist, wie du dir's träumst?" — „Ja", antwortete Robert, „ich glaube, ich bin schon dort gewesen, als kleines Kind; denn ich erinnere mich noch an mancherlei, was ich unten in der Hütte nie gesehen habe. Ich weiß von einem schönen sonnigen Garten, wo tausend bunte Blumen dufteten, wo kühle Quellen durch hohe schat-

tige Grotten flossen; oft saß ich dort auf dem Rasen und spielte mit goldenen Früchten, und die Vögel sangen lieblich in den Zweigen. Ach, das schöne Land möchte ich einmal wiedersehen!" Die tröstende Freundin drückte ihn ans Herz und küßte den rosigen Mund des Kindes. Da sah ihr Robert staunend ins Gesicht, wie sie so sanft blickte aus den schweigend redenden Augen und ihm so wohl dabei wurde. „Ich will deine Freundin sein, mein holder Knabe", sprach sie mit süßem Laut, „aber du mußt es niemand entdecken. Vielleicht kann ich dir auch einen ähnlich schönen Garten zeigen als der war, dessen du dich erinnerst. Komm nun, sei heiter und vertraue dich mir an." Sie nahm ihn an die leitende Hand und beide gingen in das Dunkel des Waldes hinein bis an eine Felsenschlucht, wo sie im düstern Eingang einer Grotte verschwanden.

Siebentes Kapitel.

Die Gräfin Emma von Waldheim saß im Schloßgarten, in lieblicher Schönheit einer sorgenden freundlichen Mutter; vor ihr zwei engelholde Mägdlein, Gertrud und Elsbeth. Die Kinder hatten bunte Steinchen und Blumen in den Schos der Mutter getragen und zeigten ihr die herrlichen Schätze, die Emma mit liebender Mutterfreude gutwillig bewunderte. Da springt ein munterer Knabe herbei und ruft: „Mutter, Mutter, Volkmar und der Vater kommen zurück, eben sah ich sie unten am Felsen vorübergehen; ich laufe ihnen entgegen." So verschwand er wieder. Emma trat auf den Altan, um die Kommenden zu sehen und zu be-

grüßen. Als sie um die Waldspitze bogen, winkte sie mit dem weißen Tuch, und auch die beiden Mädchen riefen begrüßend hinunter und drängten sich danach, wer am ersten gesehen sein sollte. Die Jäger winkten freundlich und Udo war bald oben, um die Gattin zu umarmen. Emma schalt ein wenig über die unruhige Nacht, die ihr das Außenbleiben der Männer verursacht habe, allein Udo wußte sie freundlich zu begütigen. „Ich habe einen Schatz gefunden", sprach er, „da lohnte sich's schon der Mühe, eine Nacht danach zu graben." — „Und der wäre?" fragte Emma. Jetzt erzählte der Graf sein Abenteuer in der Köhlerhütte und sprach von der Absicht, den kecken lieblichen Knaben auf der Burg als Spielgesellen seines Sohnes erziehen zu lassen. Emma war freudig dazu geneigt, und so wurde es sogleich beschlossen.

Graf Udo, früher rauh und heftig, obwol im Grunde des Herzens nie bös, war durch eine lange Reihe glücklich verlebter Jahre, besonders aber durch das Verhältniß des Vaters, welches ihn auch der Gattin inniger verbunden hatte, ungleich milder geworden als früher. Bei einer wüst im Getümmel des Kriegs und der Jagd, und lange unter harter väterlicher Strenge verlebten Jünglingszeit konnte es ja auch kaum anders sein, als daß sich das Herz gegen die weichern Gefühle stählte, während die wildern Leidenschaften losgelassener brausten. Jetzt war die ruhigere Zeit reiferer Jahre gekommen, die Liebe umgab ihn mit sanften Fesseln und drang mit sonnigen Strahlen in das innerste Mark seines Lebens; so trieb der alte Stamm noch Spätlinge von zarterer Blüte, die ihn mit lieblichem Frühlingsschmuck umgaben. Dies machte die Burg Waldheim jetzt zu einem glücklichen Aufenthalt innerlich ruhiger und zufriedener Menschen. Und wenn man auch bisweilen mit stiller

Wehmuth einer Zeit gedachte, wo niemand in dem lieben Kreise fehlte, und wenn auch Volkmar den frischen Knaben, der für Emma's Sohn galt, mit einem wunderbaren Gefühl betrachtete und die Sehnsucht in ihm mächtig rege wurde, den Vaternamen von Rudolf's Lippe zu hören, so hatte doch theils die lindernde Hand der Jahre den wilden Strom der Schmerzen in ein sanfteres Bett geleitet, wo er ruhig floß und die tröstenden Bilder schöner Ufer, des ewigen Himmels und der lächelnden Sonne wieder aufnahm; theils besänftigte die kindliche Liebe des Knaben zu Volkmar die unruhige Wehmuth. Mit desto innigerer Wonne küßte er aber oft seine Gertrud, die, eine liebliche Knospe, reizend heranwuchs. Er war so reich! Da konnte er es sich fassend ertragen, daß er reicher sein könnte und gewesen war.

In der einsamen Köhlerhütte im Walde trugen die Bewohner ein ärmlich beschränktes Dasein mit dem Gleichmuth der Gewohnheit, und der aus Mangel an Reizung stumpf gewordenen Begierde nach etwas Besserm. Robert war an jenem Tage erst mit dem Abend zurückgekehrt, was ihm den Zorn des Pflegevaters erregt hatte, der ihn als Gehülfen bei der Arbeit vermißte. Doch der bittende Knabe erhielt von dem gutmüthigen Alten bald Verzeihung, dem es indeß nicht gefiel, daß Robert die fröhliche Munterkeit abgelegt hatte und mit ernsterer Betrachtung innerlich beschäftigt seine Arbeit nur aus Gewohnheit ohne rüstige Theilnahme daran zu vollbringen schien. „Das ist", meinte er, „die Folge von dem Besuch der Jägersleute. Jetzt steht ihm der Sinn nach blanken Waffen und Jagdgetöse, besonders da er das Horn an der Seite hat. Nun, wenn er im Dienste des Grafen ein wackerer Reiter werden kann und sich in der Welt umthut, so soll mir's auch lieb sein; ich habe es ja ebenso gemacht. Zwar verliere ich den Gehülfen ungern, aber wer

kann's ändern; Jugend muß ihrem Sinne folgen können und durch eigene Erfahrung lernen, was frommt. Es ist ja auch besser so, denn was würden wir für lahme Bursche sein, wenn uns im Jünglingsalter die Lehre der Greise beherrschte. Sie ist gut für den Greis, aber nicht für den Knaben, den Jüngling und Mann. Jedes Alter lehrt sich selbst am besten, was ihm Freude macht und Nutzen bringt; ich wenigstens habe es nie bereut, daß ich in der Jugend munter gelebt habe und erst jetzt in der einsamen Hütte gleichmäßigere Tage zubringe." So tröstete sich der wackere Köhler darüber, daß er den Knaben seinen eigenen Weg wandeln sah, und gestattete es ihm, weil er sich wohl entsann, wie ihm sein eigener Vater Kummer und Verdruß gemacht dadurch, daß er der freien Neigung des Sohnes immer die grämlichen Schranken des Alters und verkümmerter Weisheit entgegensetzte. „Die Jugend bricht sie doch durch; was hilft's also, der Natur so lange Zwang anlegen, bis sie zu einem freien tüchtigen Wuchs verkrüppelt ist?"

Achtes Kapitel.

War es aber wirklich die Lust und Sehnsucht nach einer veränderten Lebensweise, die den Knaben so still und in sich gekehrt gemacht hatte? Wenigstens das nicht allein! Seine Gedanken waren noch mehr bei der geheimnißvollen Freundin und den Wundern, welche sie ihm in der dunkeln, tiefen Höhle enthüllt hatte. An der Hand seiner Führerin hatte Robert das Felsengewölbe betreten, in dessen fernstem Hintergrunde nur ein dämmernder Schimmer matt glimmte.

Als die Wandelnden aber näher gekommen waren, konnte man entdecken, daß dieses Licht aus einer andern Felsenwölbung, die hell erleuchtet sein mußte, in die Dunkelheit hineinströmte. Bald standen sie vor einem hohen Steinportal, das durch einen langen Gang in jene lichtere Halle führte. Hier schimmerte es schon von beiden Seiten wie eherne Säulen, die durch hohe Bogen verknüpft schienen; der Glanz wurde, je näher man der Halle kam, um so lichter. Plötzlich traten sie in eine hohe geräumige Rotunde, die auf mächtigen Erzsäulen eine krystallene Kuppel trug, an der sich's wie in milchweißen Nebelwölkchen wallend hin- und herbewegte. Nach allen Seiten hin öffneten sich tiefe Gänge, in deren jedem sich ein verschiedenes Schauspiel darstellte. In dem einen schimmerte es wie bunte Lampen durch die Nacht; es glich der Anblick dem eines in reizenden farbigen Festons beleuchteten Laubganges. Doch waren es hier die edeln Gesteine und Krystalle, die mit wundervoller Pracht der Farben funkelten. Gleich daneben that sich eine hohe Pforte auf, die den Blick in einen steinernen Wald öffnete, der durch seltsame Verschlingungen verzierender Steingebilde dargestellt wurde. Hohe Marmorsäulen stiegen in blendender Weiße empor; dazwischen lagen oder hingen wundersame Tropfsteinmassen, wie Thiere und Menschen, Bäume, riesige Blumen, Glocken, Wasserfälle, gestaltet. An den Seiten wölbten sich Nischen bald aus dunkelgrünem Blutjaspis, bald aus schimmerndem Lazurstein gebildet. Der Wechsel der Farben und Gebilde war unendlich, und dennoch ließ sich die einfache Ordnung des Ganzen mit schnellem Blick überschauen. Das reichste Schauspiel aber gaben zwei mächtige Felsgeklüfte, in denen Wasser und Feuer bewahrt wurde; sie lagen mit ihren Mündungen einander gegenüber. Im Vordergrunde gestaltete sich in der einen das Wasser

zu lieblichen silbernen Blumen, Lilien, weißen Rosen, Sternblumen; in der andern bildete das Feuer im Wechsel der mannichfaltigsten Farben ähnliche Gestalten. Von beiden zogen sich verzierende Guirlanden und Arabesken zwischen den Säulen und an den Friesen der Rotunde umher. Je mehr man aber in die Tiefe dieser Wasser- und Feuerklüfte blickte, je größer und abenteuerlicher wurden die Gebilde. Auf die Blumen folgten wunderbare, durcheinander geschlungene und sich krümmende Schlangen; dann sah man Säulen, und zwischen ihnen große Vasen, aus denen, hier das Wasser, dort das Feuer, in hohen Büschen emporströmte, bald die Gestalt der Palmen, Cypressen, bald anderer laubiger Bäume annehmend; endlich ganz im Hintergrunde schien es in hohen Fällen und brausenden Strömen theils von Felsen herabzustürzen, theils sich brechend durch die engen Klüfte zu wälzen. Doch hörte man keinen Laut, wie etwa entferntes Brausen, sondern alles war in dieser Rotunde todtenstill, sodaß das Ganze nur ein wunderbares Gemälde zu sein schien. Mit gefesseltem Erstaunen blickte Robert umher. Seine Führerin leitete ihn in die Mitte der Halle. Da verzogen sich die Nebel an der Kuppel und siehe, jetzt stellte sich der Fußboden als ein ungeheurer Spiegel dar, in welchem sich das Ganze in der Tiefe noch einmal zeigte, sodaß Robert in der Mitte zu schweben wähnte. Das Seltsame der Erscheinungen erfüllte ihn doch, trotz der Pracht, mit Bangigkeit und er schloß sich fest an seine Führerin an. Diese schlang liebkosend den Arm um ihn und sprach: „Fürchte dich nicht! Siehe, so sieht es in der Tiefe der Erde aus. Hier wächst alles Köstliche, was ihr in den Bergwerken zu Tage fördert. Aber noch ist es dem himmlischen Licht nicht reif, und brächten wir diese Steine, dieses Wasser oder Feuer an das Licht des Tags, so würde

alles in Staub zerfallen. Du magst es auch nicht mit Händen ergreifen, es siedet und rauschet auch nicht; sondern hier ist alles nur noch ein Luftgebilde, bis es mehr und mehr verdichtet herauswächst an die Oberfläche der Erde. Komm nun aber in den Garten, den ich dir verheißen habe." Sie schritten vorwärts durch eine ähnliche Pforte als die, durch welche sie hineingekommen waren, an deren Ende es jedoch wie ein lichtes Blau glänzte. Bald hatten sie den Ausgang erreicht, und siehe, sie standen unter dem heitern Bogen des Himmels, ein schöner Garten breitete sich vor ihnen aus, und der Strahl der Sonne traf sie mit milder Wärme. „O, hier ist es schön!" rief Robert aus, „schöner als drinnen in dem dunkeln Berge." — „Ja wohl, mein Knabe", sprach die Führerin, „freue dich nur hier, so lange du magst, und willst du heim, so rufe mich." Darauf entfernte sie sich. Robert schwärmte nach allen Seiten durch den Garten, der ihm immer bekannter zu sein schien, je weiter er ihn durchstreifte; es war ihm durchaus, als habe er ihn schon oft gesehen. Jeder Gang, den er verfolgte, jeder Platz, auf dem er weilte, schien ihm nichts Neues zu bieten, sondern nur an lange Vergessenes wieder zu erinnern. Es war ihm zu Muthe wie uns, wenn wir ein Buch lesen, das wir in unserer frühesten Kindheit gelesen; wir wissen nicht, was kommen wird, aber alles was kommt, ist uns schon bekannt und vertraut. Um so höher stieg seine Freude. Er pflückte sich einen herrlichen Blumenstrauß und steckte ihn an den Busen. Endlich schien es ihm Zeit nach Hause zurückzukehren; er rief nach seiner Führerin, die in einer Laube gesessen hatte, wo sie ein Lied zur Zither gesungen, dessen sanfte schwermüthige Melodie ihm gleichfalls längst bekannt schien. Als er ihr sagte, daß er heim zu seinen Aeltern müsse, gebot sie ihm, sich zu ihr zu setzen, sie wolle

ihn erst erquicken. Darauf griff sie einige Töne auf der Laute, worauf ein junges Mädchen aus dem Gebüsch trat, welches eine Trinkschale und Früchte brachte. Als Robert davon genossen, fühlte er sich müde und entschlief im Arm seiner Freundin. Wie lange er geschlafen haben mochte, wußte er nicht, aber als er erwachte, saß er auf demselben Stein auf der Höhe des Gebirgs, wo die Fremde, den Weinenden tröstend, zu ihm getreten war. Verwundert, konnte er sich nicht gleich besinnen, doch kehrte ihm nach und nach die Erinnerung zurück. Er griff nach dem Jagdhorn und es war an seiner Seite; er sah nach dem Blumenstrauß, aber da fand er nur einige Feldblumen, die er sich besann früher gepflückt zu haben. So war denn alles ein Traum gewesen! Er brach in heftigere Thränen aus als zuvor und wollte die Blumen wegwerfen. Aber indem er in den Busen griff, fühlte er etwas Hartes; er zog es hervor, und siehe, es war eine goldene Kapsel, mit krystallenen Scheiben geschlossen, zwischen denen eine Haarlocke lag. An einem leichten Kettchen hing sie um seinen Hals. Entzückt über den Fund, der ihm bewies, daß er nicht geträumt habe, sprang er auf und ging heim; aber sorgfältig verbarg er das Kleinod und erzählte nicht, was ihm begegnet war.

Neuntes Kapitel.

Einige Wochen verstrichen in der Köhlerhütte auf die oben angedeutete Weise. Da tönte eines Tags der muntere Klang der Hörner durch den Wald, und bald wurde

ein Zug rüstiger Jäger sichtbar. An ihrer Spitze ritt Graf Udo, der sich seinem erstaunten Wirth jetzt zu erkennen gab. Neben ihm auf einem kleinen litauischen Pferde saß ein munterer Knabe in Robert's Alter, es war Rudolf. Dieser begrüßte den vor Verwunderung stummen Robert freundlichst und Udo fragte den Köhler, ob er ihm den Knaben zur Gesellschaft für Rudolf mit auf die Burg geben wolle. Obwol die beiden Alten ihren Pflegling sehr lieb hatten, so schien ihnen doch dies Anerbieten zu glücklich für die Neigungen und Anlagen Robert's, als daß sie nicht schnell hätten einwilligen sollen. Sie umarmten den Sohn mit herzlicher Rührung und ließen ihn ziehen; doch mußte er versprechen, sie bald und oft in ihrer einsamen Hütte zu besuchen. Der weichmüthige Knabe that es mit Thränen. Schmerz und Freude lagen hier so nahe nebeneinander, daß man sie, wie oft im Leben, kaum unterscheiden konnte. Doch strahlte die muthige Lust aus Robert's feurigem Auge, als er ein Jagdkleid, das der Graf ihm mitgebracht, angethan hatte und man ihm ein kleines Roß zum Besteigen vorführte. Volkmar zeigte ihm, wie er die Zügel fassen und das Thier lenken, anfeuern und zurückhalten solle; er begriff es sogleich und schwang sich behend in den Sattel. Der Graf lobte ihn und meinte, es könne ein wackerer Reiter aus ihm werden. Mit jugendlichem Hochgefühl grüßte Robert vom Roß herab noch einmal seine Aeltern und sprengte dann an Rudolf's Seite mit pochend freudiger Brust dem Grafen folgend davon. Einige Stunden wurde gejagt, dann kehrte der Zug nach der Burg Waldheim zurück. Emma und die Mädchen waren lustwandelnd den Berg hinab den Erwarteten entgegengegangen. Bei ihrem Anblick sprang Rudolf vom Pferde und fiel seiner Mutter um den Hals. Robert war verlegen und bang, denn er

wußte nicht, was er thun solle und die Gräfin schien ihm so reizend und zugleich so ehrfurchtgebietend, daß er einen Drang fühlte, als müsse er sich ihr zu Füßen werfen. Da indeß niemand seiner gedachte, fühlte er sich so einsam, daß die Thränen ihm ins Auge traten. Volkmar schien des Knaben Gefühl zu errathen und redete ihn an: „Gib dein Pferd einem Knappen und steig mit uns ab; der Graf wird dich zu seiner Gemahlin führen wollen.“ Dies gab dem Erröthenden den Muth wieder und er that, was ihm geboten war. Auch Udo erinnerte sich jetzt seiner und nahm ihn bei der Hand, indem er zu Emma sagte: „Hier bring' ich den Spielgesellen für Rudolf; nicht wahr, er ist ihm ziemlich gleich an Alter und Wuchs?“ Robert konnte die Augen nicht gegen die Gräfin aufschlagen, und wurde hochroth. Allein die wohlwollend gütige Emma sprach ihm mit freundlichen Worten Muth ein und reichte ihm wohlwollend die Hand. Da hatte sie sogleich sein ganzes feuriges Herz so gewonnen, daß er augenblicklich für sie freudig gestorben wäre. Er ergriff die dargebotene Hand mit Heftigkeit und sah ihr mit leuchtenden blauen Augen ins Gesicht. „Ein lieber, holder Knabe“, sprach Emma zu Udo. „Wie heißest du?“ fragte sie ihn darauf. — „Robert“, erwiderte noch etwas schüchtern das Kind; denn zur Rede überwindet sich die verschämte Blödigkeit am schwersten. „Nun so werdet recht getreue Genossen, Robert und Rudolf“, sprach Emma zu beiden Knaben. Diese, schon von der Jagd einander vertraut und lieb geworden, gingen Arm in Arm zur Burg hinauf, während Emma, Udo und die kleinen Mädchen langsamer folgten.

Von jetzt an war Robert nur seinen Neigungen gemäß beschäftigt. Der Unterricht in ritterlichen Uebungen, die Jagd und ein gemeinsames Durchschwärmen der Gegend mit dem

ihm über alles theuer gewordenen Freunde füllten seine Zeit aus. Bald hatte er den Freund an Gewandtheit und Schnelligkeit im Laufen, Klettern und Ringen fast übertroffen, und es war kaum glaublich, mit welcher sichern Geschicklichkeit er die höchsten Bäume und die steilsten Felsen hinanzusteigen wußte. Vorzüglich aber wenn es galt, der täglich holder aufblühenden Elsbeth eine schöne Blume zu pflücken, oder einen Vogel zu haschen; dann schwindelte denen, die es mit ansahen, wie der muthige Knabe in die äußersten Zweige eines schwankend über den Abgrund hinaushängenden Baumes stieg, den der Sturm wallend hin- und herbewegte, oder auf die Zinnen der morschen Burgmauern kletterte und dort so eilig und keck hin und wieder lief als auf ebener Erde. Rudolf dagegen wagte weniger für seine Schwester als für Gertrud, deren lieblich freundliches Wesen ihm mehr zu gefallen schien, als Elsbeth's fromme, still ernste Gemüthsart. Indeß so keck Robert war, so war er doch auch innerlich so weich und ernst, daß man kaum geglaubt hätte, denselben Knaben zu sehen, wenn man ihn bei Tage das Roß tummelnd oder bei den Speerübungen, die er mit emsiger Lust trieb, gefunden hatte, und ihn dann etwa nachts im Mondlicht oder bei einem trüben Sonnenuntergang belauschte, wie er, mit schwermüthigem Sinnen in sich selbst verloren, thränenden Auges in die Sternenpracht des Himmels hinaufblickte oder der verglimmenden Abendröthe nachsah.

So wuchsen beide Knaben zu Jünglingen heran, die ihresgleichen schwerlich fanden. Die leichtere Uebung der Waffen sollte jetzt einer ernstern Anwendung der erlernten Fähigkeiten Raum geben. Der Kaiser forderte seine mächtigen Vasallen zu einem Kriegszuge gegen den Böhmen-

könig auf. Auch Graf Udo beschloß daran theilzunehmen und seine Zöglinge dem Herzog von Braunschweig, zu dessen Banner er gehörte, zuzuführen.

Zehntes Kapitel.

Rudolf sollte in diesem Zuge seine Sporen verdienen. Da wurde es dem ehrbegierigen Robert zum ersten male mit schmerzlicher Empfindung deutlich, wie weit er durch die Verhältnisse des Standes hinter seinem gräflichen Freunde zurückstand. Aber nicht allein der Vorzug der äußerlichen Ehre, den dieser vor ihm voraus hatte, auch noch ein anderer Grund, den der Jüngling höher anschlug, verbreitete eine stumme Trauer in seinem Gemüth. „Er wird“, so dachte Robert, „heimkehren als Ritter, wozu ihn der Kaiser selbst geschlagen! Du magst immerhin tapfer sein, wenn dir das Glück nicht einen außerordentlichen Beistand leistet, wenn dir nicht eine bedeutende, mehr als kühne That gelingt, wirst du als Knappe ewig dienend dein Leben verseufzen. Ein Ritter kann alles Große und Herrliche erlangen, er darf freien um des Kaisers Tochter, ja, er kann den Kaiserthron selbst besteigen wie unser mächtiger Herrscher, Rudolf von Habsburg; aber ein Knappe, ein unedel Geborener! Wenn dir das Glück nicht schützend hold ist, Robert, dann wird dein sehnendes Herz nimmermehr befriedigt!“ Mit dieser Klage saß er am Abend vor der Abreise auf der einsamen Felsspitze, die über den waldigen Abgrund hinaushing. Unten schäumte der brausende Gießbach, in den Kronen der Tannen wogte es schauerlich hin und her, eine Wolke zog trüb vor der heitern Mondscheibe vorüber. Er blickte starr

hinunter. Da schien es ihm, als sitze in der Tiefe am Fels eine weibliche Gestalt, deren Fuß von dem Bach genetzt wurde. Wie er ihren langen weißen Schleier im Winde flattern sah, stieg ihm plötzlich das schon in der Ferne der Jahre verdämmernde Bild jenes weiblichen Wesens wieder auf, das ihm in seiner Jugend, kaum wußte er selbst, ob im Traume oder wachend, erschienen war. Er griff nach der Locke in seiner Kapsel, die er stets sorgfältig im Busen trug, zog sie hervor und betrachtete sie wehmüthig. „Du tröstende Erscheinung, du holde Erinnerung meiner Jugend!“ rief er aus. „O wenn du mir auch jetzt nahen könntest, und, wie du damals des Kindes unruhige Sehnsucht stilltest, die Stürme, die jetzt im Busen wohnen, besänftigen möchtest!“ Und es umwehte ihn ein leiser Geisterhauch. Schauerlich, aber selig erregt, schaute er um sich, und siehe, die Freundin seiner Jugend stand neben ihm. „Du verlangtest nach mir?“ fragte sie ihn theilnehmend. „Auch ich habe deiner heut oftmals gedacht, denn ich bin des Trostes so bedürftig als du!“ Robert konnte vor plötzlichem Erstaunen keinen Laut hervorbringen, aber er schaute mit wunderbar getröstetem Herzen zu der milden Erscheinung auf. Der Wind lüftete ihren Schleier; da sah er in ein schönes bleiches Antlitz mit dunkeln Augen, in denen eine Thräne perlte. Tief schmerzlich blickte sie ihn an und sprach: „Sei treu und standhaft, es kann noch alles gut werden.“ Aber plötzlich stieß sie einen Schrei aus, ein Dolch blinkte in ihrer Hand, sie schwang ihn gegen die eigene Brust und stürzte vom Felsen in den Abgrund. Besinnungslos starrte Robert nach. Sein irrend schweifender Blick fiel auf das Schloß; er sah es glänzend erleuchtet, in der Kapelle einen ehrwürdigen Vater, der ein junges

Paar vermählte. Zugleich ertönte, indem der Geistliche die Ringe wechselte, ein Chorgesang; dann heulte der Sturm dazwischen, alles war wieder dunkel und Robert verlor die Besinnung.

Auf andere Weise brachte Rudolf den Vorabend seiner Abreise zu. Schon längst hing er mit inniger Freundschaft an Robert, noch mächtiger aber wurde jetzt des Jünglings Gemüth durch die Bande der Liebe gefesselt. Es war die anmuthige Gertrud, die eben in der holdesten Blütenentfaltung ihrer zarten Schönheit stand, welche des Jünglings Herz ganz erfüllt hatte. Niemand war es in der Burg unbemerkt geblieben, wie die Gemüther beider sich einander anschlossen; allein den hohen Grad der Leidenschaft, den Rudolf empfand, hatte keiner geahnt, selbst Robert nicht, denn die Offenheit jugendlicher Freundschaft bemerkt nicht, was sich geheim in des Herzens Tiefe bewegt, und zum Vertrauen ist die erste Liebe zu schüchtern. Gesteht sie das heilige Geheimniß doch kaum sich selbst, wie sollte sie es dem Blick eines Fremden zu entschleiern den Muth haben! Erst später, wenn das Treiben des Lebens jene zartesten Ahnungen des Herzens in die Wirklichkeit der Hoffnungen fester, aber auch nicht so rein göttlich, überträgt und begründet, dann kommt der Muth, das theuerste Geheimniß zu gestehen und zu theilen. Früher ist das Verschweigen kein Mangel des Vertrauens, kein Verrath der Freundschaft; es ist nur jene heilige Ehrfurcht vor der göttlichen Ahnung, die die Brust in der Erscheinung der Liebe empfängt, welche die Lippe verschließt; und du liebst einsam wie du einsam betest. Emma hatte das Verhältniß der Liebenden mit der schuldlosesten Unbefangenheit ihres allen wohlwollenden Herzens betrachtet, denn das innerste Geheimniß der Liebe war ihr durch ihr ganzes Leben hindurch nur eine

dunkle Ahnung geblieben; Udo lebte viel zu sehr in der Gewohnheit seiner weit überragenden Standesverhältnisse, als daß er eine gegenseitige Annäherung zwischen einem Grafen von Waldheim und der Tochter eines Knappen nur hätte vermuthen können; Volkmar endlich glaubte mit geheimer Freude den Zug der Natur zu erkennen, der die Herzen der Geschwister vereinigte, wie sie auch scheinbar getrennt waren. Die Liebenden selbst waren mit der Unschuld des Herzens sich gegenseitig ergeben, die die Gefahr noch nicht ahnt, wenn schon die Rettung unmöglich ist. Erst jetzt, da die Stunde der Trennung nahte, da Udo beiläufig von einer Vermählung Rudolf's gesprochen hatte, sobald er dem Ritterstand einverleibt sein würde, erst jetzt öffnete sich ihnen das Auge, und sie erblickten sich mit Schrecken am Rande eines Abgrundes, dessen geheime furchtbare Tiefe sie nicht einmal ermessen konnten.

Elftes Kapitel

Es war in der dämmernden Stunde des Abends gewesen, als des Grafen Worte den Liebenden, wie ein fern rollender Donner, das Gewitter verkündeten, das drohend schon über ihrem Haupte hing, während sie stets unterm heitern Bogen des Himmels zu wandeln glaubten. Die Sonne war eben untergegangen, man sah vom Altan in das rosige Gewölk des Abends hinein, durch das die Gegend in duftenden Purpurhauch gehüllt war. „Wenn uns

die Morgenröthe leuchtet", sprach Udo, „sitzen wir zu Roß, und bist du deiner Ahnen würdig, Rudolf, so kehrst du als Ritter heim, und dann wähle ich dir bald eine Gattin aus unsern edelsten Geschlechtern." Wie die Flamme des Muths bei dem Anfang der Rede in Rudolf's Auge emporloderte, so wurde sie doch augenblicklich durch eine hervorquellende Thräne der Liebe und des Schmerzes gelöscht. Er wandte seine Blicke auf Gertrud, die eben mit verhülltem Antlitz, als sei ihr plötzlich unwohl, den Altan verließ. Auch Robert eilte mit schnellem Schritt davon, hinaus ins Freie. Gern wäre Rudolf der fliehenden Gertrud gefolgt, und noch gestern hätte er es unbefangen gethan und nach ihrem Leide geforscht, aber jetzt hielt ihn die Scheu zurück, denn er war sich's plötzlich bewußt geworden, was er fühlte. So blieb er mit den Aeltern allein auf dem Söller in peinlicher Bedrängniß der Gefühle; Elsbeth war auf ein Wort der Mutter ihrer Freundin nachgegangen, weil die liebend sorgende Emma einen Unfall fürchtete. In der Beklommenheit seiner unruhigen Empfindungen fiel er der Mutter um den Hals. Diese küßte ihn innig, denn sie wähnte, es sei der jugendliche Schmerz der ersten Trennung, der des Sohnes Herz so heftig bestürmte, und lieh ihm die Gefühle des Mutterbusens. Heftig riß sich Rudolf aus ihrem Arm und eilte hinab. „Der Knabe ist zu weichmüthig", sprach Udo, „die Zeit wird ihn härten." Beide gingen in die Halle.

Als Rudolf durch die weiten Gänge der Burg an Gertrud's Thür vorüberging, trat diese plötzlich aus ihrem Gemach und stand vor ihm. Wie oft war es ihm begegnet, unvermuthet auf die Gespielin der Jugend und Hausgenossin zu stoßen, ohne daß er etwas anderes gethan hätte, als sie freundlich zu begrüßen; und jetzt erschreckte er fast. Doch

faßte er sich und sprach: „Gertrud, wenn du mir wohl willst, so komm nach dem Abendmahl in den Garten, ich möchte dich wol noch einmal sprechen, ehe ich fortziehe. Wer weiß denn, ob ich zurückkehre! Willst du?“ Sie lispelte ein fast unhörbares „Ja“, und entzog ihm ängstlich ihre Hand, die sie ihm sonst unbefangen gern ließ. Die Stunde kam heran, mit pochendem Herzen erwartete Rudolf die Freundin an ihrem Lieblingsplätzchen. Sie erschien endlich zitternd, obwol sie sonst fast täglich dort allein mit Rudolf gesessen hatte, ohne etwas anderes dabei zu fühlen als die Freude, mit ihm zu sein, dem sie so herzlich gut war. „O Gertrud“, begann Rudolf, „hörtest du, was mein Vater sagte?“ — „Wohl“, erwiderte sie, „morgen zieht ihr hinweg!“ — „Ach Gertrud, wäre es das allein! Aber du hörtest wol, er sprach von einer Vermählung“ — da fühlte er Gertrud's Hand in der seinigen heftig zittern, er sah ihre Thränen hervorbrechen; länger hielt er sich nicht, er zog die Weinende mit Inbrunst an sein schlagendes Herz und die Umarmung war ein Geständniß der Liebe und Gelübde unverbrüchlicher Treue. „Was thust du, Rudolf!“ sprach bebend, von Thränen unterbrochen, das von der Allmacht ihres Gefühls überwältigte Mädchen. „Ewig werde ich dich lieben, aber darf ich daran denken, dich zu besitzen? Nimmermehr! Ein Kloster wird das Grab meiner Jugend, meiner Schmerzen, meiner Liebe sein.“ — „Nein, Gertrud, das soll es nicht, ich werde dich erringen durch kühne That, dem Kaiser selbst werfe ich mich zu Füßen, und gewährt er mir dich nicht, so verachte ich seinen Ritterschlag.“ Da heulte der Sturm grimmig durch die Berge. Erschrocken fuhr Gertrud auf und eilte nach dem Schlosse, im ängstlich beschleunigten Wandeln stieß ihr Fuß an einen Körper, sie fuhr mit einem Schrei zurück, Rudolf faßte

sie in seinen Arm, und mit Entsetzen sah er Robert, einem Todten gleich, vom Monde blaß beleuchtet im Grase liegen. Der Leblose wurde ins Schloß getragen.

Zwölftes Kapitel.

Robert's Zustand erregte große Bestürzung im Schloß. Da er im fieberhaften Wahnsinn lag, holte man nach dem Glauben der Zeit einen Geistlichen aus dem benachbarten Kloster herbei, dessen Ruf in Vertreibung bösartiger Uebel dieser Art groß war. Dieser kam gegen Mitternacht. Als er die einzelnen Worte vernahm, die der Kranke ausstieß, welches dunkle Erinnerungen seiner Erscheinung waren, die niemand verstehen konnte, schien er sehr aufmerksam zu werden und sagte für sich: „Schreiben wir nicht heut St.-Johannistag? Wohl, es ist so, sie muß ihm erschienen sein!“ Darauf zog er den Grafen beiseite und sprach insgeheim mit ihm. Alles war in ängstlicher Spannung, denn Udo wurde sehr ernst bei des Geistlichen Worten. „Sobald ich heimkehre, ehrwürdiger Vater!“ Mit diesen Worten schloß Udo das Gespräch. Für den Kranken gab der Mönch gute Hoffnung, daß er in wenigen Tagen hergestellt sein werde und dem Banner des Heeres folgen könne. Darauf schied er aus der Burg, nachdem er für Robert nur Ruhe und kühlende Getränke verordnet. Am Morgen zogen Udo und Rudolf davon. Volkmar blieb nebst den Frauen, die den Kranken hüteten, in der Burg zurück. Vorzüglich aber war es Elsbeth, die mit besonderer Treue stets am Bett des Leidenden weilte. Wie es bei heftigen starken Naturen der Fall zu sein pflegt, daß sie länger und gefährlicher

krank sind, weil der schwer zu besiegende Körper lange mit der Krankheit kämpfen kann, so war es auch mit Robert. Schon mehrere Tage hatte er ohne helles Bewußtsein bald in heftigen Fieberträumen, bald in mattem todesähnlichen Schlummer gelegen. Eines Nachmittags, da Elsbeth und Gertrud sorglich seiner wartend bis gegen den sinkenden Abend an seinem Lager geweilt, sprach Gertrud, als die röthlichen Strahlen der gesenkten Sonne mit scheidendem Gruß hereinlächelten, zu der schwesterlichen Freundin: „Laß mich ein wenig hinausgehen, die niedergehende Sonne zu betrachten; wenn der Mond heraufkommt, wandle du in die Kühle; ich weiß, du liebst die stille Sommernacht.“ So blieb Elsbeth allein im Gemach. Der Blick der Sonne fiel auf Robert's Augen, die im matten Schlummer schon mehrere Stunden geschlossen waren. Da schlug er sie auf und sah mit erstaunten Blicken in den glühenden Abendhimmel hinein, denn die Fenster des Gemachs waren geöffnet und man konnte weit hinausblicken in das Blau des Aethers, in dem die Wolken mit rosig goldenen Flügeln sanft dahinschwebten. In äußerster Ferne sah der Erwachte einige dunkle Bergspitzen, die Grenze des Horizonts, sodaß er sich auf hocherhabenem Orte zu stehen schien, von wo die Erde klein in weiter Ferne unter ihm lag; etwa wie der Sonnengott gebildet wird, dessen Gespann stolz durch die Wolken braust, während unten die Städte und das Meer noch in dämmernder Hülle der Ferne und der Nacht ruhen. Und vor dem träumend Sinnenden stand, mit der verklärenden Röthe des Abends überstrahlt, die schlanke lieblich fromme Gestalt seiner Pflegerin, die ihm mit inniger Freude in das offene, große Auge blickte. Es war ihm, als erwache er auferstehend im Paradies und ein Engel stände vor ihm, dessen Bild ewig dem sehnenden Herzen vorgeschwebt; die

Erfüllung aller Träume des wünschenden Erdenlebens war erreicht. „Bist du wohl?“ fragte sie mit der sanften Stimme innigster Theilnahme, und erst jetzt kehrte dem Erwachten Erinnerung und Bewußtsein zurück. — „O meine Elsbeth“, rief er, „ich habe wol recht lange unruhig geschlummert?“ — „Viele Tage bist du krank gewesen, und wir waren sehr bekümmert.“ — „Viele Tage? War es denn nicht gestern Abend, wo ich auf der Felsspitze saß, und geht nicht eben die Sonne auf? Müssen wir nicht heut hinausziehen?“ fragte er noch verwirrt. Elsbeth erzählte ihm, was geschehen sei. Sogleich griff Robert in den Busen nach seinem Kleinod. Er fand es nicht. Elsbeth, die seine Bestürzung sah, befragte ihn. Da vertraute er ihr alles, was ihm begegnet war. Und wie er von der Sehnsucht seiner Kindheit, dann von der, die ihm jetzt die Brust erfüllte, sprach, überströmte die Macht des Herzens alle Schranken der Besonnenheit und er gestand der Theuern die Glut, die unwiderstehlich in dem tiefsten Busen für sie loderte. Sie ließ ihm die heftig ergriffene Hand, die er mit Küssen und Thränen bedeckte, und kniend sank sie vor seinem Lager nieder und verbarg das weinende Antlitz.

Dreizehntes Kapitel.

Eine reine Seligkeit durchdrang die unschuldigen Herzen; es waren Thränen der Wonne, die sie vergossen, es war die wallende Unruhe des höchsten Entzückens, dem die Menschenbrust zu eng ist, was in ihrem pochenden Busen

wogte! Denn es gibt eine Minute, wo wir sterbliche Selige sind, und sie bürgt für die Ewigkeit. Wer diese erlebt hat, der hat den goldenen Preis seines Ringens und Wanderns gesehen und muthig wird er fortstreben; wie auch Nacht seine Bahn umhülle, er weiß, es gibt ein glückliches Ziel und er kann es, er wird es erreichen. Gertrud trat ein, und ihr, der das Geheimniß der eigenen Brust schon gelöst war, blieb jenes nicht verborgen. Aber wie ein gleicher Glaube verband sie das gleiche Gefühl und sie waren Vertraute, noch ehe das Versprechen der Lippe sie dazu gemacht. Schließt euch fest aneinander, denn der Sturm wird euch wild fassen auf diesem Gipfel des Lebens!

Allmählich kehrten Robert's Kräfte zurück, doch war er bis ins Innerste erschüttert gewesen und noch immer faßte die Erinnerung an jene wunderbare Begebenheit und die Räthsel, mit denen sein Dasein verknüpft war, ihn mit geheimen Schauern an, obwol sich doch wieder eine freundliche Hoffnung dareinmischte, sowol wenn er an seine Jugenderlebnisse dachte, als auch wenn er die verheißenden Worte der wunderbaren Freundin erwog. Die Wonne der ersten Liebestage ließ ihm nicht Zeit, das Gewagte seiner Glut zu ermessen, und er drängte das schreckende Bild der Zukunft wie ein unheimliches Gespenst gern zurück. Doch immer mit erneuerter Macht drang es sich ihm, je öfter zurückgewiesen, um so mehr auf. Nach einigen Tagen ging er, von Elsbeth und Gertrud geleitet, zuerst wieder in den Garten hinab. Er ließ sich nach der Felsspitze, wo er an jenem Abend gesessen hatte, führen, und siehe, die Hoffnung, die er hegte, dort das vermißte Kleinod zu finden, täuschte ihn nicht. Es lag im hohen Grase versteckt, wo eine gütig vorsehende Macht es ihm bewahrt hatte. Froh drückte er's ans Herz, denn es dünkte seinem ahnenden Ge-

müth ein Talisman zu sein, dessen Kraft ihn in der Bedrängniß schirmen würde.

Im verschwiegenen Bewußtsein glücklich und traurig hoffend und bang zagend, verstrichen den Liebenden die milden Sommertage. Udo wurde zurückerwartet, denn es war nicht seine Absicht gewesen, den Zug selber kämpfend mitzumachen, da er schon die Beschwerden des herannahenden Alters fühlte. Seine Ankunft sollte Robert's Abreise bestimmen, der, so sehr er sich nach Kampf und Gelegenheit zu Thaten, als der einzigen schwanken Hoffnung, die ihm blieb, sehnte, doch mit Unruhe der Rückkehr seines Herrn und Pflegers entgegensah. Nach einigen Wochen erfolgte sie endlich. Rudolf war von dem Kaiser, dessen Namen er trug, als Sohn des altberühmten Grafen Udo von Waldheim begünstigend aufgenommen worden, der Zug hatte schon begonnen und Robert sollte am andern Tage eiligst als Kampfgenosse Rudolf's nach Thüringen abgehen. Mit trüber Ahnung sah er bang der Stunde der Trennung entgegen. Es wurde noch unter ihnen Dreien eine nächtliche einsame Zusammenkunft verabredet, wo Gertrud dem Abreisenden tausend Grüße der Liebe an den entfernten Freund mitgab, Elsbeth und Robert aber die Schwüre der Liebe und Standhaftigkeit in der bangen schmerzlichen Stunde des Abschieds als stets tröstende Erinnerung wiederholten. Graf Udo war sehr ernst, fast düster gewesen, was die besorgende Bangigkeit der Liebenden noch erhöhte. Sogleich nach seiner Ankunft hatte er Volkmar als Boten abgesendet, ohne zu sagen wohin. Früher als gewöhnlich verließ er den Kreis der Seinigen und ging zur Ruhe, wie er sagte, von der Reise ermüdet. Allein ihn erwartete jener Mönch, dessen wir gedacht, welchen der vertraute Volkmar heimlich in die Burg geführt hatte, weil

Udo nicht rathsam fand, die Geheimnisse, die jener ihm bei dem Unfall Robert's angedeutet und nach seiner Rückkehr vertrauen wollte, zum Gespräch des Burggesindes zu machen. Denn es war nicht des Grafen Weise, viel mit Geistlichen zu verkehren, weshalb man allerlei vermuthet und besprochen haben würde, wenn man gewußt hätte, daß er eine Nacht, einsam auf seinem Gemach mit dem frommen Vater eingeschlossen, zugebracht habe.

Vierzehntes Kapitel.

Als Udo in sein Gemach trat, saß der Mönch schon bei einer dunkeln Ampel vor alten Schriften und las aufmerksam. „Gott zum Gruß, würdiger Vater; könnt Ihr mir jetzt die Geheimnisse mittheilen, die Ihr in den Schriften Euers Klosters gefunden habt, und die mein Geschlecht so nahe angehen sollen, so lasset hören; hier kann uns niemand belauschen oder unterbrechen." — „Soeben lese ich noch darin, edler Herr", erwiderte der Klosterbruder, „die Schrift ist vor Alter halb erloschen; laßt sie mich noch etwas allein durchlaufen, damit ich Euch das, was Euern Stamm betrifft, ununterbrochen mittheilen kann." Udo ging, während der Mönch für sich las, mit langsamen Schritten auf und nieder; als dieser bereit war, setzte er sich zu ihm und jener begann:

„Es sind dies die Schriften eines Klosterbruders, welcher der Beichtvater der Bewohner dieses Thales war. Er schrieb oft nieder, was ihm das Gemüth besonders bewegte;

wir haben viele alte herrliche Lieder, die er gedichtet hat. Dies alles ist hier, wie er es jeden Tag aufgezeichnet, gesammelt. Vor allem merkwürdig aber ist die Geschichte eines jungen Mädchens, eines seiner Beichtkinder, die hier im Thale gewohnt hat. Sie findet sich zerstreut in diesen Blättern; ich habe das Nöthigste zusammengelegt und will Euch nun vorlesen. Wenn auch manche Umstände nicht genau erklärt und verbunden sind, so laßt Euch das nicht irren, Ihr werdet dennoch leicht den Zusammenhang finden. Der es schrieb, wollte es schwerlich genau verknüpft darstellen, sondern zeichnete nur auf, was er nachgerade erlebte und erfuhr, ohne zu bedenken, ob es zu einem Ziel führen würde oder nicht. Hört nun:

„Was es eine rührendschöne Sache um ein unschuldiges Gemüth ist! Hat heut die junge Elsbeth aus dem Waldthal mir die Beichte gesagt. Das fromme Herz! Wie es allen wohl will und freundlich ist; wie ihre schuldlosen Wünsche dem fromm bescheidenen Sinn immer zu hoch scheinen! Darum klagst du dich des Hochmuths an, du gutes Kind, weil du eine Lust gehabt an buntem Putz, und an einem kleinen Kettlein um den Hals? Freue dich immer daran; an solcher Freude, die niemand wehe thut, ist kein Böses! Wie anders sind wir dagegen oft, die wir heilige Männer genannt sind! Wie tragen wir ein ehrgeiziges, eitles Herz im Busen, wie suchen wir mit frommer Gesinnung zu prunken, wie wähnen wir oft, wenn wir vor der versammelten Gemeinde reden, wir würden angebetet! Wie thun wir oft alles, um das Herz, nicht zu Gott dem Vater, nein, zu leerer Bewunderung unsers eiteln Treibens zu wenden! Gute, unschuldige Elsbeth, wahrlich ich sage es, du stehst näher an der heiligen Pforte des Himmels als der unsern einer!

„Heut sammelte ich Almosen für das Kloster. Müde kam ich zuletzt an die einsame Köhlerhütte, wo die fromme Elsbeth wohnt. Die Aeltern waren nicht daheim; das Mägdlein saß vor der Thür mit dem Schwesterlein auf den Knien. Sie herzte das Kind und wiegte es in den Armen. Wie die Natur spricht, dachte ich bei mir selbst, wie sie der Brust der Jungfrau schon die Liebe einhaucht, mit der sie als Mutter die zarten Kinder pflegen soll! Ehe dem Schos eine eigene holde Blüte entkeimt, hegen und pflegen sie die fremde, sei es eine Schwester oder ein Nachbarkind. Es war mir wie ein warmer Sonnenstrahl im Herbst, als das freundliche Mädchen mich mit holdem Gruß bewillkommnete. Ich bin ein alter Mann geworden, mein Scheitel ist kahl, mein Bart silberweiß. Aber im Herzen lebt doch noch ein Fünkchen, das eine milde Wärme durch den Busen verbreitet. Mein Leben habe ich frommer Betrachtung geweiht; betet sie aber den Herrn nicht vielleicht reiner an als ich, wenn sie die frommen Pflichten, die ihr die Natur gebietet, treu und hingebend erfüllt? Will es mich jetzt im hohen Alter doch fast bedünken, als habe ich geirrt, als habe uns der Herr in die Welt gesetzt, um dort zu leben und zu handeln! Die einfache Labung des frischen Trunks, den mir Elsbeth gereicht, war mir ein köstliches Mahl. Mögest du holdes Kind glücklich sein dein ganzes Leben hindurch.

„St.-Johannistag. — Vater, treuer Sorger dort oben, du hast mein Gebet gehört. Wie erfreut mich das Glück meiner holden Elsbeth. Heut am Morgen hat sie sich einem wackern Burschen verlobt, und kam sogleich zu mir, um es mir zu erzählen. Was der Bube ein kühnes Antlitz hatte, und wie ihm die Augen funkelten! Der mag ein Schwert führen, seine Trautin zu beschützen! Mein Gebet

soll eurer Ehe Segen erflehen. Glück zu, fromme Elsbeth, wackerer Udo!"

„Udo?" fragte der Graf, „so nannte sich auch mein Ahnherr, der Stammvater dieses Hauses." — „Es ist derselbe", sprach der Mönch, „laßt uns nur weiter lesen." Er schlug einige Blätter über, dann fuhr er zu lesen fort.

Funfzehntes Kapitel.

„Mußt auch du Kummer leiden, meine Elsbeth? Sei getrost, der Herr wird deinen Bräutigam behüten, wie er uns alle schirmen wird vor dem wilden Strom des heidnischen Hungarnvolks. Unser großer Kaiser Otto wird das Kreuz verfechten und der Herr wird seinen Arm stärken. O, was fühlt und empfindet ein menschliches Herz alles, was wir in unsern Klostermauern nur dunkel ahnen! Wie war die sanfte Elsbeth so geändert! Sonst so heiter und ruhig wie das lächelnde Auge des Frühlingshimmels, und jetzt unruhig, untröstlich und doch so fromm ergeben. Wol muß die Liebe von dem ewigen Vater stammen, denn sie verkündet sich göttlich. Die Tugend, die wir uns mühsam angewinnen, übt sie frei und freudig. Sie vergißt sich selbst und liebt den Nächsten mehr als sich selbst. Sollte denn das Herz nicht in diesem Gefühl seine rechte Weihe und Heiligung finden? Weiß denn der wol, was das Schöne und Gute eigentlich ist, der niemals sich selbst in einem Wesen seinesgleichen ganz wiedergefunden und ganz sich diesem hingegeben hat? Dafür kann er leben, sterben, und alles mit Freudigkeit ohne Kampf, während uns jedes Opfer

erst Mühe und Ueberwindung kostet. Ja, dies ist die wahre Erleuchtung der Herzen durch den Herrn, und wer darin sündigt und Verrath übt, wehe dem!

„Welch eine Freude ist meiner Elsbeth geworden! Sagte ich's nicht, der Bube kann ein Schwert führen, die Trautin zu beschirmen? Seinem Kaiser hat er das theure Leben gerettet, und nun ist er Schirmvogt hier geworden und soll herrschen auf der Burg. Was meine Elsbeth eine milde Edelfrau sein wird, wie sich nun die Armen ihres hülfreichen tröstenden Gemüths erfreuen werden! . . .

„Unglückselige, so mußtest du getäuscht werden? Vater im Himmel, warum prüfst du die Arme so schwer! O, steh' ihr bei mit deiner heiligen Gnade! Wie soll das verzweifelnde Herz das überwinden? Udo, Udo! Eine schwere Last wird auf dir ruhen! So hat dich der Glanz verblendet, daß du die arme Elsbeth verstoßen willst, als wäre sie deiner unwürdig?

„Udo! Udo! du führest nicht den Segen des Herrn in dein Haus mit der ritterlichen Braut, die du heimzuführen gedenkst! Bebend wirst du das Jawort aussprechen vor dem Altar, ohne Freude wirst du deine Genossin umarmen! Wenn Elsbeth weinend am Fuße deines Felsenschlosses sitzt, dann wirst du ihre Seufzer hören im Sturm der Herbstnacht, im Taumel des Gelags, in der Stunde des Todes!...

„Heiliger Gott! Welch ein Tag! Heute vor einem Jahre, am St.-Johannisfeste, wie war Freude in meinem alternden Busen! Und heut, welch ein Jammer, welch ein Graus und Schrecken! Wer es liest von den kommenden Geschlechtern, der flehe zum Herrn, daß er dem Sünder vergebe. Wird ihm nach seinen Thaten gewogen, so ist der Abgrund sein Aufenthalt. Früh war Elsbeth hier. Sie hat schon täglich gebeichtet und gebetet, seit der Treulose

sie verstieß. Wie sahst du bleich aus, holde Rose! Wie standen kalte Thränen in deinen matten Augen! Armes Herz, und kein Trost wollte dich erquicken. Sehr krank warst du wol, Elsbeth? Ja, sehr krank! der Himmel hatte deine lichte Seele finster gemacht, sonst hättest du wol noch Muth gewonnen! Dein Wollen war getreu, aber du warst krank und eine trübe Wolke umzog mit düstern Wirbeln deine hellen Sinne. Ja, Wahnsinn hat dich dahin gebracht. Sei getrost, der Herr wird dir verzeihen! Der du hier sitzest und liesest, wahre dein Herz vor Schuld! Udo, stolz auf das Glück, ward ungetreu und verschmähte die arme Elsbeth. Eine reiche fürstliche Braut führte er heim, heut am Johannistage. In der Schloßkapelle hat unser Prior sie verbunden. Als er die Ringe wechselte, tönte außen ein lauter Schrei, — es war meine Elsbeth, die sich verzweifelnd von dem Fels in den Abgrund gestürzt hatte. Herr, sei ihrer Seele gnädig!"

Sechzehntes Kapitel.

So weit hatte der Mönch gelesen. Hier hielt er inne und trocknete sich das Auge. Udo ging stumm mit düstern Blicken auf und nieder. Endlich brach er das lange, ängstliche Schweigen und fragte: „Seid Ihr am Ende, frommer Bruder?" — „Noch nicht ganz", entgegnete der Mönch. — „So fahrt fort", bat Udo, „laßt mich die trübselige Mär weiter hören." Der Mönch schlug lange hintereinander die Blätter über, dann hielt er wieder still und las:

„Vater im Himmel, du rächest die Sünde; schwer ist deine Hand dem Verbrecher, aber hülfreich dem Unschuldigen und Schwachen. Wie sieht unser Graf bleich und jammervoll aus! Es sollen ihn böse Träume plagen. Heut begegnete ich ihm in der engen Schlucht unten am Schloß. Als er mich von ferne sah, ließ er das Visir fallen und eilte mit abgewendetem Gesicht vorüber. Er wagte nicht, dem armen alten Mönch ins Antlitz zu schauen. Das ist der Fluch der Sünder!

„Gestern war der unglückselige Johannistag! Wunderbare Gerüchte verbreiten sich. Ein alter Köhler sagte mir schon vor zween Tagen, er habe um die Mitternachtsstunde eine klagende Stimme unten am Fels vernommen, wo Elsbeth hinabgestürzt ist. Einem Knappen ist das Pferd dort scheu geworden, es hat durch die Nüstern geschnoben und sich mit fliegenden Mähnen hoch aufgebäumt. Als drauf der Mond über die Berge gekommen, will der Reiter eine weiße Gestalt, mit fliegendem Schleier am Ufer sitzend, gesehen haben. Hätte wol ihre arme Seele noch nicht Ruhe und Gnade gefunden? Herr, erhöre mein Gebet und verzeihe der Unglückseligen; doch walte nach deiner ewigen Weisheit und nicht nach unsern thörichten Wünschen.

„Am Abend. Heiliger Gott, du hast gerichtet! Gestern Abend in der Stunde seiner Hochzeit ist der Graf im Wahnsinn gestorben. Er hat nicht mehr gebeichtet, der Tod faßte ihn unvermuthet entsetzlich an. In seinen Sünden ist er dahingegangen ohne Buße! Vater im Himmel, richte nicht nach der Gerechtigkeit, sondern nach deiner allliebenden Gnade! Der Bote, den die Gräfin zum Prior schickte, erzählte auch, es sei ein stürmendes Unwetter auf dem Schloß gewesen und der Graf habe mit stieren Blicken durch die Fenster nach dem Abgrund hingestarrt und gerufen: «Seht

ihr sie dort? Sie ringt die Hände! Sie zückt den Dolch! Jetzt stürzt sie! Weh meiner armen Seele!» — Doch die Leute des Grafen haben nichts gesehen.

„Heute ist er im Kloster beigesetzt. Herr des Himmels, welch ein Anblick! Ein junger blühender Mann und er glich einem Greise. Das Haar grau, die Züge entstellt von Angst und Verzweiflung! Ich habe für seine Seele gebetet, daß sie Gnade finden möge vor dem Allvater.

„Nun sind schon viele Jahre verstrichen, und ich glaubte nicht mehr in diesen Schriften der armen Elsbeth zu gedenken. Neunzigmal habe ich jetzt den Frühling gesehen, gestern zum neunzigsten male den Tag St.-Johannis erlebt. Ich gedachte in meinem Nachtgebet der unglücklichen Elsbeth. Als ich eingeschlummert war, träumte mir, sie trete an mein Lager und spreche zu mir: «Du hast unsere traurigen Begebenheiten aufgezeichnet. Die Strafe des Himmels ist nicht ausgeblieben, aber noch dürfen wir Verzeihung hoffen; vielleicht kann unsere Seele bald eingehen zur himmlischen Ruhe. Ich weile hier in der Nähe, Udo schmachtet am düstern Orte; beide sind wir befreit von unserer Strafe, wenn aus Udo's Stamm» — weh — ich kann nicht vollenden — der Tod — Vater, Gnade —"

„Hier endet die Schrift des heiligen Greises, den der Tod plötzlich bei dem frommen Wort überfiel. Seht, die letzten Züge sind verwischt und mit zitternder Hand geschrieben und die oben begonnene Seite bleibt leer. Danach folgen andere Schriften aus der Chronik des Klosters. Wunderbar ist es aber, daß das Pergament hier keine Schriftzüge annehmen will. Ich versuchte einmal dort ein Lied anzufügen, auf die traurige Begebenheit gedichtet; allein die Schrift war andern Tags erloschen, und so oft ich es neu versuchte, erging es wieder so. Da habe ich das Blatt mit

heiliger Ehrfurcht zurückgelegt, denn eine wunderbare Macht scheint darüber zu walten.“ So sprach der Mönch. Der Graf schwieg lange Zeit, dann fragte er: „Wie hieß der Bruder, der die Sage aufgezeichnet?“ — „Benedict.“ — „Ich habe sie wol gekannt“, sprach Udo, „allein ich hielt sie für eine Fabel des Volks. Die Erzählung der Landleute sprach auch nur von dem herabgestürzten Mädchen, das eine wahnsinnige Liebe zu dem ersten Grafen dieser Burg gefaßt haben sollte. Ueber Udo's Tod steht in unsern alten Schriften nichts, als daß er am Johannistage plötzlich gestorben sei. Seine Gemahlin, die bald nach seinem Tode ein Knäblein gebar, endete im Kloster zu Quedlinburg, allwo das aufgezeichnet ist, was ich Euch eben sagte. Fast hat sich also nichts erhalten, als der Name des Baches und Felsen, den sie den Ilsenstein nennen; und doch sollte die Seele der Verstorbenen noch keine Ruhe gefunden haben? Laßt in Euerm Kloster, frommer Mann, täglich eine Messe für sie lesen, das mag wol heilsam sein. Nun gehabt Euch wohl.“

Er beschenkte den Mönch, den Vater Augustinus, reichlich, und führte ihn durch eine geheime Pforte zum Schlosse hinaus. Darauf kehrte er in sein Gemach zurück. Ernst sinnend stand er am Fenster und sah hinaus in die Gegend. Da fielen seine Blicke auf die Felsspitze; er sah eine weibliche Gestalt im weißen Gewande. Sie ist es, dachte er, gürtete sein Schwert um und trat hinaus, um die Erscheinung näher zu erforschen.

Siebzehntes Kapitel.

Er hatte sich nicht getäuscht. Wirklich bewegte sich eine Gestalt auf der Ecke des Felsen hin und her. Aber es war nicht Elsbeth, die vom Felsen gestürzte, deren Schatten umging, sondern Elsbeth, Udo's Tochter, welche mit Robert noch in der späten Nacht dort weilte. Weh euch, ihr Liebenden! Die letzte bitterselige Minute des Abschieds wird noch eure Verrätherin. Mit zitterndem Grimme hörte der Graf die vertrauten Worte des Scheidens, erkannte er Robert's Stimme, die den Schwur der Liebe und Treue aussprach. „Verrätherischer Bube!" rief er und trat mit gezogenem Schwert zwischen sie. Elsbeth sank ohnmächtig zurück. Udo faßte sie hart an. „Was hindert mich", rief er aus, „die Ehrvergessene mit ihrer Schande hier in diesen Abgrund zu begraben", und schwang sie empor. Allein Robert warf sich kühn dazwischen, überwältigte den Grafen und entrang ihm die Tochter. — „Ich folge Euch, wohin Ihr wollt, und unterwerfe mich Euerm Willen", rief Robert, „wenn Ihr auf Eure Rittere hre schwört, Eurer Tochter zu schonen." — „Elender, du willst mir Gesetze vorschreiben?" entgegnete Udo mit gezücktem Schwert drohend; „nieder mit euch beiden!" Doch auch in Robert's Hand blinkte der Stahl. Nach wenigen Schlägen war der Vater entwaffnet und Robert senkte das Schwert, indem er nochmals gehorsam zu folgen gelobte, wenn der Graf beschwören wolle, seiner Tochter kein Leid zuzufügen. „Nun so schwör' ich's", rief Udo voll Ingrimm, „aber dein Tod ist gewiß." — „Ich sträube mich nicht", entgegnete Robert fest, „Ihr werdet mit mir verfahren, wie Ihr dürft, wenn

Ihr mit gutem Bewußtsein Eurer letzten Stunde entgegengehen wollt.“ Schweigend folgte er ihm, die bewußtlose Elsbeth tragend, in das Schloß; dort wurde die Ohnmächtige leise in ihr Gemach getragen, das Udo hinter ihr schloß. Dem unglücklichen Robert befahl er zu folgen. Zuerst gingen sie auf des Grafen Gemach. Hier holte Udo die ungeheuern eisernen Schlüssel des tiefsten Verließes in seiner Burg. Robert erbebte, doch faßte er sich und sprach: „Graf, Ihr wollt grausam mit mir verfahren. Bedenkt, daß Ihr vor einem himmlischen Richter Rechenschaft ablegen müßt! Was habe ich verbrochen? Mein Herz schlägt edel, mein Arm ist tapfer, nur des Glückes Gunst fehlt mir und ich dürfte einer der Euern sein. Mein Verbrechen ist das heiligste Gefühl, was eine edle Brust erfüllen kann; und ich bin Eurer Tochter würdig, denn hättet Ihr sie zum Preise für den schwersten Kampf gesetzt, ich würde ihn kühn gewagt haben. Ja, ich habe ihn gewagt, denn ich bezwang mich selbst für sie. Wir standen Mann gegen Mann, und meine rüstige Jugend war Eures Alters Meister geworden, und doch unterwarf ich mich Euch. Ja, wir stehen noch Mann gegen Mann, Ihr droht mir mit dem entsetzlichsten Gefängniß; ich könnte noch leicht Eurer Herr werden, ohne daß irgendwer in diesem abgelegenen Theil des Schlosses Euern Ruf um Hülfe hörte. Fliehen könnte ich mit meiner Geliebten, Seligkeit der Liebe und Freiheit winken mir, aber ich bleibe, schone Euch, folge Euch freiwillig in den abscheulichsten Kerker. Handelt nun wie Ihr dürft, wenn Ihr ein Ritter seid.“ Der Graf stand mit eiserner Miene vor ihm. Dann sprach er fest: „Nicht schonst du meiner aus Großmuth, sondern weil dir der Muth zu dem ungeheuern Frevel fehlt, auch noch deinen Wohlthäter zu morden, dessen Tochter zu verführen du dich ehrlos

nicht gescheut hast. Ich werde handeln wie ich als Ritter, dem seines Hauses unbefleckter Ruf das Theuerste ist, handeln muß. Jetzt folge.“ Der Alte ging voran, Robert folgte mit gefaßter Würde. Sie stiegen die tiefen unterirdischen Gänge der Burg hinab, die sich weit durch den Felsen erstreckten. Dort öffnete Udo eine schwere Eisenthür; ein düsteres Gewölbe that sich auf, aus dem eine dumpfige schwere Luft kalt hervorwehte, die fast die Lampe erlöschte. „Hinein!“ sprach düster Udo. Robert erblaßte; er warf einen Blick auf den entsetzlichen Ort, dann maß er seine Jugendkräfte gegen den Grafen. Hier war es so öde, daß selbst der Angstruf des Entsetzens nicht in der Burg gehört werden konnte; schon hob er die Arme, um statt seiner den Alten hineinzuschleudern, der doch halb erbebend zurücktrat, doch er raffte sich zusammen und sprach: „Denkt an Gott!“ und ging hinein. Die Thür schlug dumpf hinter ihm zu, die Riegel rasselten davor, des Grafen Schritte tönten verhallend noch einige Secunden, dann war es todtenstill.

Achtzehntes Kapitel.

Elsbeth, die indeß in ihrem Gemach wieder zur Besinnung gekommen war, flehte in Thränen den Himmel für die Erhaltung Robert's an. Da rasselte das Schloß und der Vater trat ein. Die Zitternde wollte sich ihm zu Füßen werfen, er stieß sie zurück und sprach: „Wenn morgen nach Robert gefragt wird, so hüte dich, von dem Ereigniß dieser Nacht zu sprechen. Er ist fort und wird diese Burg niemals wieder betreten. Du bist dem Kloster be-

stimmt. Verräthst du etwas von dem Geheimniß, so ist es dein und Robert's Verderben." Darauf verließ er die Trostlose.

Am andern Tage wußte es niemand anders, als daß Robert in der ersten Morgendämmerung das Schloß verlassen habe, um sich als Kampfgenoß mit seinem Jugendgefährten zu vereinigen.

Von dieser Zeit an wurden nur trübe Tage auf der Burg verlebt, um so ängstlicher, da niemand seinen Kummer laut werden lassen durfte. Nur Elsbeth und Gertrud fanden im gegenseitigen Vertrauen einige Stärke; Udo war finster und schweigend, denn er hatte Robert geliebt; Emma und Volkmar deuteten die stumme Trauer der Burgbewohner, nach ihren eigenen Gefühlen messend, nur auf die Besorgniß um die beiden Lieblinge des Hauses, um deren Haupt jeder bange Furcht zu hegen schien, ohne es gestehen zu wollen. So verstrichen Monden. Da kam die Nachricht von der Besiegung Ottokar's auf dem Marchfelde zuerst als dunkles Gerücht, dann durch erfreuliche Boten bestätigt, in die Burg Waldheim. Mehr als alles aber erfreute die bald darauf durch einen Abgesandten Rudolf's verkündigte Botschaft, daß es diesem gelungen sei, in einem gefährlichen Augenblicke des Kampfes dem Kaiser Rudolf selbst das Leben gerettet zu haben. Alles war in freudiger Bewegung auf dem Schloß. Nur Elsbeth litt bange Pein, denn niemand sprach von Robert und sie selbst hatte nicht den Muth, nach ihm zu fragen. Endlich war es der Bote selbst, der im anfangs vergessenen Auftrag seines Herrn nach Robert fragte, ob er lebe, und weshalb er nicht zum Heere gestoßen sei? Alles that besorgte und erstaunte Fragen; Elsbeth zitterte, denn sie ahnte ein entsetzliches Schicksal des Unglücklichen, um so schrecklicher, als es mit einem

schauerlichen Dunkel verhüllt war. Auch Udo hatte sich zwar erstaunt gestellt, allein dem spähenden Auge der Liebenden war es nicht entgangen, daß er sich verstellte. Robert's Tod schien ihr nur zu gewiß; so sah sie dem angedrohten Kloster als der einzigen tröstenden Hoffnung entgegen. Der Bote wurde gut bewirthet als Bringer einer glücklichen Nachricht. Nach dem Mahl suchten Elsbeth und Gertrud sich gegenseitig auf, um sich allein zu besprechen; die eine um ihren hoffnungslosen Schmerz am Busen der vertrauten Freundin auszuweinen, die andere, weil ihr eine freudige Botschaft geworden war, die sie der schwesterlich Geliebten mitzutheilen nicht länger sich bezwingen konnte. Der gewandte Bote nämlich hatte einen Augenblick ersehen, wo er Gertrud zuflüsterte: „Mein Herr läßt Euch grüßen, schönes Fräulein; Ihr möchtet gute Hoffnung hegen, denn der Kaiser wolle selbst sein Freiersmann werden; bei wem, möget Ihr wol errathen.“ Welch eine Ueberraschung der Wonne lag für die Liebende in diesen Worten, wie öffneten sich ihr goldene Aussichten in das Gefilde der Zukunft! Arme Elsbeth, selige Gertrud! Beide in Thränen, beide zitternd! Schmerz und Wonne tragen ein gleiches Antlitz; aber wenn die Wonne Thränen im überfüllten Auge hat, dann ist sie unendlich größer als der Schmerz. Darum weinen wir so selten Freudenthränen. Die Quelle des Kummers aber wallt leicht über, doch tröstend; denn wehe dem, wo sie versiegt ist! Er erliegt dem glühenden Pfeil, der ihn auf den Tod verwundet hat.

Neunzehntes Kapitel.

Einige Tage darauf kam ein Knabe als Bote von dem alten Köhler, der noch immer in seiner einsamen Hütte hauste, auf die Burg. Der Alte lag krank, seine Frau war schon mehrere Jahre todt. Der gesendete Knabe erzählte, es sei Tags zuvor eine Alte zu dem Köhler in die Hütte gekommen, welche dieser sogleich für dieselbe erkannt habe, die ihm damals das Kind zurückgelassen. Sie habe auch nach dem Knaben gefragt, und als sie Robert's Schicksale vernommen, dem Köhler ein Kästchen eingehändigt, welches dieser dem Grafen Udo selbst übergeben solle, oder wenigstens einem ganz vertrauten Diener desselben. Da nun der Köhler krank liege, und niemand das vermuthlich wichtige Pfand gern vertrauen möchte, so bitte er, daß ihm der Graf, wenn er nicht selbst kommen wolle, einen getreuen Diener zusende. Die Alte war wie damals verschwunden. Volkmar übernahm es, das Kästchen zu holen und ritt denselben Tag nach der Hütte. Gegen Abend hörte man plötzlich lustiges Hörnergetön aus der Tiefe des Thales heraufschallen und der Thürmer meldete frohlockend, daß sich ein prächtiger Zug von Rittern nahe, an deren Spitze Rudolf an der Seite eines herrlichen Kriegers reite. Voller Freude stürzte alles in der Burg den Ankommenden entgegen. Wie groß aber war Udo's Erstaunen, als er den Ritter, neben welchem sein Sohn ritt, für den großen Kaiser Rudolf selbst erkannte, der sich als unvermutheten Gast in der Burg ankündigte. Voll Ehrfurcht empfing Udo den erhabenen Herrscher, indem er ihm den Bügel hielt und ihn sodann in

das Schloß geleitete. Hier begrüßten ihn züchtig die Gräfin mit ihrer Tochter und Pflegetochter. Als die Frauen vor dem Kaiser standen, wandte sich dieser zu Udo und sprach: „Graf Waldheim, ich bin Euerm Sohne mein Leben schuldig geworden, und dafür hab' ich ihm eine freie Gunst verheißen, die er sich selbst erwählen möge; jetzt mag er in Eurer Gegenwart bitten." Da trat der Jüngling erröthend hervor, ging auf Gertrud zu, ergriff sie bei der Hand und führte sie vor den Kaiser. „Ehrwürdigster Herr und gnädigster Kaiser", redete er den Fürsten an, „wenn Eure Gnade mir eine Gunst gewähren will, so bitte ich, daß Ihr mir diese Jungfrau zur Gemahlin geben möget." Udo zog finstere Mienen und trat hervor. „Mein Herr und Kaiser, erlaubt mir, Euch zu sagen, daß dieser junge Mensch eine unverständige Bitte thut, die seinem Stande wenig Ehre bringt; denn die Jungfrau, die er erwählt hat, ist eines Knappen Tochter und ihm nicht ebenbürtig." Da sprach der Kaiser würdig: „Euch, Graf, hat mein großer Vorgänger auf dem kaiserlichen Thron, der gewaltige Otto, in Euerm Ahnherrn die Ehre des Adels verliehen, und kraft meiner kaiserlichen Macht verleihe ich sie diesem Fräulein. Und wenn diese tugendsame Gräfin das holde Mägdlein sonst an Sitte und Zucht ihres wackern Sohnes würdig hält, so will ich hiermit die Ehe fest und unwiderruflich geschlossen haben." Statt der Antwort küßte Emma die bebende Gertrud, die sich bang an sie schmiegte, auf die Stirn, und der Kaiser legte die Hände der Liebenden ineinander. Udo aber beugte sich ehrfurchtsvoll und Elsbeth sank ihrer Mutter bitter weinend ans Herz. Da trat plötzlich Volkmar eilig in das Gemach. Mit Freudigkeit flogen ihm die Verlobten entgegen und verkündigten ihm das unvermuthete Glück. Er aber wurde bleich, schwankte und

stürzte dem Kaiser mit dem Ausruf „Verzeihung!“ zu Füßen. Alles war stumm vor bangem Erstaunen, als man jetzt aus Volkmar's bebendem Munde vernahm, daß Rudolf sein eigener Sohn und Gertrud's Bruder sei. — „Und wo ist mein Sohn?“ rief Udo grimmig. — „Er ist gefunden und ist verloren“, rief Volkmar aus. „Ein Adler hatte das Kind, durch seinen glänzenden Schmuck angelockt, geraubt und brachte es in seinen Fängen einer Alten. Die erzog es drei Jahre und gab es dann jenem Köhler im Walde. Robert ist Euer Sohn, Robert, der Verlorene, Verunglückte.“ Da erbleichte Udo und zitterte. Dann rief er aus: „Gott sei gelobt, noch ist es Zeit!“ und stürzte hinaus. Volkmar öffnete jetzt das Kästchen, das ihm der Köhler gegeben hatte, und nahm einige Kinderkleidungsstücke heraus, die er der Gräfin Emma darreichte. „Seht da die Wiegentücher, die Ihr selbst gefertigt, Euer Name mit Gold eingestickt! Daran habe ich erst jetzt den Verlorenen erkannt, das hat die räthselhafte Alte gestern dem Köhler gebracht und ist darauf spurlos verschwunden.“ Emma betrachtete mit Thränen die Tücher, die sie nur zu wohl erkannte. „So also bin ich getäuscht! Und mein Mutterherz erkannte den wahren Sohn nicht! Gertrud, was hast du mir für ein Opfer gebracht!“ So rief sie weinend aus. Erstaunen, Schmerz und Verwirrung hatte sich aller, selbst des Kaisers so bemächtigt, daß es umsonst wäre, es schildern zu wollen. Emma hatte einen neuen Sohn zugleich gefunden und verloren, Gertrud verlor den Geliebten und empfing einen Bruder; die unglückselige Elsbeth büßte zugleich beide ein. Da öffnete sich die Thüre und der Graf trat ein und hielt Robert bleich und abgezehrt an seiner Hand. Emma stürzte auf ihn zu und lag mit einem lauten Schrei in seinen Armen. Klirrend fiel etwas auf den Boden. Es war das goldene

Kleinod Robert's, das er stets bei sich getragen hatte. Wie Emma es erblickte, rief sie aus: „Ja, er ist es, es ist kein Zweifel mehr! Diese Kapsel mit meinem und meines Gatten Haar hing ich dem Knäblein um, das mir in jener Nacht so wunderbar geboren wurde. Seitdem habe ich das Kleinod nicht mehr gesehen! O, mein Sohn, mein Sohn!"

Zwanzigstes Kapitel.

Udo gestand dem Kaiser reuig, was er gethan hatte, und die wunderbaren Begebenheiten, die diese zugleich trübe und freudige Verwickelung herbeigeführt, wurden nun gegenseitig erzählt und aufgeklärt, sogar die Erzählungen aus den Schriften jenes alten Mönches. Da sprach der Kaiser ernst: „Herr, deine Gnade ist groß, der du dich zur rechten Stunde offenbart hast, um ein großes Verbrechen zu verhüten. Eine unheilbringende Ehe hatte ich eingesegnet. Wähle dir nun eine andere Gunst, mein junger Freund, denn diese kann selbst die Macht des Kaisers dir nicht gewähren." Aber Rudolf stand stumm, denn Schmerz und Verzweiflung zerriß ihm die Brust; endlich sprach er: „Die Freuden dieses Lebens sind mir dahin, wenn Ihr mir aber eine Gunst gewähren wollt, so" — hier wurde er unterbrochen, denn die Thüre öffnete sich und Vater Augustin trat ein, mit ernstem Antlitz, alte Schriften tragend. „Graf Udo", sprach er, „wunderbare Dinge sind geschehen und der geheimsten Räthsel Lösung muß ich Euch verkünden. Folgt mir auf Euer Gemach." — „Nein, redet hier, würdiger Vater, wenn es wichtig ist", unterbrach Udo, „denn diese

alle wissen, was Ihr mir verkündet habt. Ist es aber nicht dringend, so spart es auf bis zu günstigerer Zeit, denn hier herrscht Trauer und Schrecken." — „Es ist wichtig", rief der Mönch, „es wird Euch Kinder rauben und schenken, und wenn meine ahnende Seele mich nicht trügt, so wird es Freude hier verbreiten. Vernehmt denn, und betet Gottes wunderbare Fügungen an." Der Kaiser setzte sich, die andern umstanden seinen Sessel, der Mönch begann: „Die Schriften unsers heiligen Bruders Benedict, in welchen die traurige Geschichte der Ahnen dieses gräflichen Hauses enthalten war, schließen mit einer geheimnißvollen Andeutung, wie der Bann, der die Seele der Schuldigen nicht ruhen läßt, zu lösen sei. Allein mitten im Wort hemmte der Tod die Hand des heiligen Greises. Die ledig gebliebene Seite des Pergaments hatte die wunderbare Eigenschaft, daß sie durchaus keine Schriftzüge annehmen wollte. Gestern Nacht, als ich schlummernd auf der Matte in meiner Zelle lag, glaubte ich plötzlich die Thür sich öffnen zu sehen, und herein trat Pater Benedict, den ich aus dem Bildniß von ihm, das in seiner Zelle hängt, sogleich erkannte, mit einer Ampel in der Hand. In gefesseltem Erstaunen blickte ich unverwandten Auges hin, wie er sich an den Schreibtisch setzte, die alten Pergamente aufschlug und mit kunstgeübter Hand emsig schrieb. Nach einiger Zeit stand er auf, kniete nieder und betete still mit verklärten Zügen; dann ergriff er wiederum die Ampel, die mit rosigem Glanz zu leuchten schien, und nun zerfloß die ganze Gestalt in einen purpurnen Lichtglanz, der nach und nach verschwand und die alte Dunkelheit im Gemach zurückließ. Mich aber, der ich kein ängstigendes Gefühl, sondern nur Schauer heiliger Ehrfurcht empfunden, umhüllte wieder der dämmernde Schlaf. Beim Morgenstrahl erwachte ich; da meinte ich, ein Traumgesicht

habe mich getäuscht. Als ich aber an den Schreibtisch trete, wer empfindet mein Erstaunen, das geheimnißvolle leere Pergament war mit frischen Zügen beschrieben!"

So sprach der Bruder Augustinus und alles war stumm um ihn her. Jetzt aber schlug er die alten Schriften auf und fuhr fort: „Der Tod hatte den frommen Benedict bei diesen Worten abgerufen: beide sind wir befreit von unserer Strafe, wenn aus Udo's Stamm" — hier brach er ab, nun aber fährt er fort: „wenn aus Udo's Stamm freiwillig ein Sohn und eine Tochter sich unebenbürtige Ehegenossen wählen." Jetzt beginnt ein neuer Abschnitt und den vernehmet nun: „Der Vater des Himmels hat mein Flehen gehört und mir vergönnt, für die büßende Elsbeth noch einmal zurückzukehren in das irdische Gebiet; und so genüge ich denn ihren bittenden Thränen und zeichne auf, was sie betend gebeichtet: «Ehrwürdiger Vater! Als ich der Gräfin zur Genesung von dem Knäblein geholfen, dem Erstling ihrer Ehe, da erschien mir der verzweifelnde Udo. Noch immer fühlte mein Herz Liebe zu ihm, und um ihn zu erlösen von dem schweren Gericht, vertraute ich mich der ewigen Gnade und überwand die schwere That, der Mutter das Kindlein zu entführen; denn ich wußte, ich würde es ihr mit doppelter Wonne wiederschenken. Der Vater im Himmel ließ es zu, daß die fromme Gertrud so, duldend und schwere Pflichten übend, sich die himmlische Gnade errang; und als sie des zweiten Kindes genas, führte der Engel sie hinauf in das Licht der Seligen. Die Nacht aber war auch die Gräfin niedergekommen, und ehe ihr Mutterblick die zarten Kindlein kannte und unterschied, wechselte ich ihnen in der Nacht die Wickeltücher und Hüllen, und täuschte so das Mutterherz. Nun führte ich den geraubten Knaben wieder heim in seine väterliche Burg, und betend

zum ewigen Vater ließ ich jetzt die göttliche Hand walten. Und es gelang; Robert und Gertrud, des Grafen Kinder, und die Geborenen der hingeschiedenen Gertrud, sie lieben sich mit heißer standhafter Liebe. Nicht Geschwister sind sie, wenn aber der Herr ihr Herz leitet, so kann nun die Schuld der Gestorbenen gesühnt werden durch die Liebe und Treue der Lebenden.» So hat mir Elsbeth gebeichtet im heißen Gebet. Vater im Himmel! Dank deiner Gnade, der du mir vergönnt hast, der geliebten Unglücklichen hülfreich zu sein. Erbarme dich nun ihrer Seele mit deiner unendlichen Liebe. Amen." Hier schwieg der Mönch und alles betete stumm. Drauf aber stand der Kaiser auf und sprach: „Robert, ritterlicher Graf, ich biete dir eine Kaiserstochter, und dir, Gertrud, einen Fürsten zum Gatten. Mögt ihr sie, so harrt eurer Glanz und Ruhm. Wer aber sich unebenbürtig vermählt, der steigt hinab in den niedrigern Stand des Gatten." Aber die Liebenden umschlangen sich fest unter Küssen seliger Thränen. Die rollten auch dem Kaiser aus den Hoheit blickenden Augen. Er zog das Schwert und sprach zum Bruder Augustin: „Führt uns zur Schloßkapelle, frommer Vater!" Der Mönch schritt voran, ihm folgte der Kaiser, die liebenden Paare, Udo, Emma, Volkmar. Vorm Altar standen sie still. „Jetzt segnet diese Ehen ein, frommer Mann!" gebot der Herrscher. Es geschah. „Und nun, Graf Udo, seid Ihr Euers Stammes letzter", sprach der Kaiser, „denn der Adel dieser hier hat mit der Vermählung geendet." Da verbreitete sich ein lichter Glanz in dem heiligen Gebäude, und es schwebte mit feierlich leisen Tönen wie wehender Zug der Lüfte an den Staunenden vorüber. Betend sank alles nieder, und lange knieten sie stumm. In göttlicher Entzückung aber rief der fromme Bruder: „Das Werk ist voll-

endet, Verzeihung ward den Schuldigen, sie sind eingegangen in die himmlischen Pforten." — „So kann ich denn", rief jetzt der Kaiser mit freudigem Auge, „meinem Herzen nun auch genügen. Ihr hattet entsagt und überwunden. So werde euch jetzt der herrliche Lohn: Empfangt ihr beiden Jünglinge mit diesem meinem Kaiserschwerte den Ritterschlag, und steht auf als Grafen und Beschirmer des Landes; und diese Ehre sei euch und den Eurigen und euern Nachkommen bis ins späteste Glied." Und so war alles Glück verdoppelt. Vier Kinder umschlangen Emma's und Udo's Arme und zweien Vätern sanken die herrlichen Söhne, die lieblichen Töchter ans Herz, und aus doppeltem Stamm entblühte reich die Krone ritterlicher Nachkommen.

Jaromir.

Eine

romantische Erzählung.

Erstes Kapitel.

Wenige Stunden von der Hauptstadt Böhmens stand ehemals an dem Ufer der dunkeln Moldau ein hohes prächtiges Kloster, das sich von dem Gipfel eines grünbewachsenen Hügels in den Wellen des Stromes stolz bespiegelte. Gegenüber lagen einige ärmliche Hütten, halb im Tannengebüsch des wildern Ufers verborgen. Jetzt finden sich nur noch Trümmer der Abtei, von den leichten Hütten aber keine Spur. Nach einer dieser geringen Wohnungen lenkte der ritterliche Graf Wolziska sein Roß, allein, in seinen Mantel dicht eingehüllt; denn es wehte ein kalter Octoberwind, und die Sonne war schon untergegangen. Um die Thurmzinnen der Abtei dämmerte der Himmel noch in violettem Purpurrauch; alles war still. Plötzlich tönte ernstes Geläut von dem Kloster herüber und erfüllte den stillen Abend mit bang schwermüthigen Tönen. Wolziska fuhr aus tiefen Betrachtungen auf. Auf seiner Stirn malten sich unruhige Sorgen und finsterer Mismuth. „Was soll das Glockengeläut?“ dachte er bei sich selbst, „ist doch die Vesper schon vorüber!“ Indem sah er Mönche, die eine Bahre trugen, aus der Mauerpforte des Klosters

treten; ihnen folgte der Zug der Brüder, der sich durch einen offenen Kreuzgang nach der Kirche zu bewegte. „Also einer jener heiligen Sünder zur Hölle gefahren“, dachte Wolziska; sein Finstermuth schien in bittern Grimm überzugehen. „Daß ich ihnen doch beikommen könnte!“ rief er erbittert aus. „Mich machen sie unglücklich und zum Bettler durch ihre Heuchelkünste und unersättliche Habsucht! Nun, ich will nichts weiter danach fragen; jetzt muß ich mich allein aus dem Schiffbruch retten. Mögen die, die untergehen, die Schuld auf den Himmel wälzen; ich kann ihnen nicht helfen.“ Während er so halb sprach, halb dachte, rief plötzlich eine weibliche Stimme aus dem Gebüsch über ihm: „Kommst du endlich, theurer Gatte? Ach, wie habe ich mich so bang nach dir gesehnt!“ Und sogleich schwebte die begrüßende Gestalt mit wenigen leichten Schritten auf den Pfad herab und ergriff liebkosend die Hand des Reiters, der sich indeß nur kalt zu ihr beugte und ihr die Stirn küßte. „So finster, da du mich nach drei langen Wochen wiedersiehst?“ fragte die fast Erschrockene. — „Mir ist nicht wohl, und ich bin vom langen Wege ermüdet“, entgegnete Wolziska. — „Ach sonst warst du nie ermüdet, wenn du zu mir kamst!“ seufzte sie mit erstickter Stimme und ging nun schweigend neben ihm, bis sie die wenige Schritte entfernte Hütte erreicht hatten. Der Graf schwang sich aus dem Sattel und trat in die kleine Wohnung. „Wo ist deine Mutter, Anna? und wo der Knabe?“ fragte er die Verstummte. — „Sie sind beide noch im Walde, aber ich denke, sie kommen gleich zurück; soll ich sie rufen gehen?“ — „Nein, bleib'“, erwiderte Wolziska. „Wer wird drüben im Kloster begraben?“ — „Ach, es ist der gute Vater Benedict, der unsere Ehe eingesegnet hat.“ Ihre Thränen brachen hervor. Wolziska stand rasch auf und ging unruhig auf und nie-

der. „Also wirklich Benedict?" wiederholte er; „er war schon sehr alt; unter den Mönchen noch einer der Besten!" Wiederum ein langes drückendes Schweigen. Endlich näherte sich ihm Anna und redete ihn mit innig bittendem Laut an: „Lieber Freund, du bist sehr düster gestimmt, sage mir, was dich bekümmert; ich habe so lange auf die Stunde gehofft, wo ich dich wiedersehen würde, und jetzt scheint sie mir schmerzlicher als die Trennung war. Das ist wol nicht gut." — „Sei ruhig, Anna", entgegnete der Gemahl, „nur deinetwegen bin ich bekümmert, denn ich sehe voraus, daß du eine lange Trennung, die uns bevorsteht, schwer ertragen wirst. Ich muß ins Heilige Land; mich bindet ein Gelübde; nur um Abschied zu nehmen, kam ich zu dir, denn noch diese Nacht muß ich wieder zurück nach Prag. Drum wünschte ich, der Knabe wäre hier, daß ich ihn küssen und dann aufbrechen könnte." — „Um des Himmels willen", rief Anna aus, „so schnell willst du mich verlassen, und noch immer soll unser Bund ein Geheimniß bleiben? Was soll aus mir und meinem Kinde werden, wenn du fern bist, wer wird mich schützen, wenn dein Vater erführe —" — „Mein Vater erfährt nichts mehr! Er ist mit Bruder Benedict im Paradies oder in der Hölle!" — „Er ist todt?" rief Anna, „nun so hindert dich ja nichts mehr, mich öffentlich für deine Gattin zu erklären. Das wird mir doch wenigstens in deiner Abwesenheit einen ruhigen sichern Aufenthalt schaffen." — „Einen sichern Wohnort sollst du haben, aber als meine Gemahlin kannst du öffentlich noch nicht erscheinen, denn der Erbe des reichen Grafen Jaromir Wolziska ist ein Bettler, dem kaum ein altes Felsenschloß übrig bleibt. Solche Herren, wie drüben im Kloster, haben die eine Hälfte meiner Güter an sich zu bringen gewußt; die andere habe ich freilich leichtsinnig

als Jüngling im voraus verthan. Jetzt könnte ich ein Bauer werden, wenn mir noch so viel Land geblieben wäre, daß ich mich darauf ernähren könnte! Abenteuer, ein Kriegszug, Beute, weiter kann mir nichts helfen!" Anna hatte sich weinend und ermattet am Fenster niedergesetzt, und stützte ihr Haupt in die Hand. „Mein frommer guter Vater Benedict ist todt, du willst fort, was bleibt mir nun!" Indem öffnete sich die Thür und Anna's Mutter trat mit dem dreijährigen Enkel ein. Das Kind sprang freudig auf die Mutter zu, die es in tausend Thränen herzte. Die erstaunte Alte erfuhr indeß von Wolziska, was geschehen sei, und unterdrückte mit Mühe ihren Zorn. „Und wenn Ihr, Herr Graf, in die weite Welt gezogen seid, vielleicht nicht wiederkehrt, wer zeugt dann dafür, daß meine Tochter Eure rechtliche Gemahlin sei? Vater Benedict ist stumm." — „Ruhig", entgegnete Wolziska finster, „sie wird auf meinem Stammschloß wohnen, und ich werde für alles sorgen. Jetzt muß ich fort, Anna; wer dir diesen Ring zeigt, der ist von mir gesendet und dem darfst du folgen. Vielleicht sehe ich dich noch einmal, bevor ich scheide." Sie hing stumm, weinend in seinen Armen; er riß sich heftig los, küßte den Knaben und schwang sich aufs Roß.

Zweites Kapitel.

Zu Prag hielt der alte Herzog Ottokar seinen Hof auf dem Wisherad, wo Libussa die böhmische Stammburg gegründet. Es war gerade Sonntag, und soeben kehrte er

aus der Messe in die Burggemächer zurück. An seiner Seite ging der würdige Erzbischof, es folgten ihm viele Große und Ritter. Die Knappen und Diener standen ehrfurchtsvoll an den Stufen der Marmortreppe, die der Zug sich hinaufbewegte. Der Fürst ging schweigend und ernst durch die Reihen, es schien, als wenn tiefe Gedanken ihn innig bekümmerten. In einem prächtigen Saale, aus dessen Fenstern man den Burghof und die zu den Füßen des Hügels ausgebreitete thurmreiche Stadt übersah, nahm Ottokar seinen fürstlichen Sitz ein; die Edeln versammelten sich im glänzenden Kreis um ihn her. „Sah niemand unter euch meinen Sohn Boleslaus? Mir schien es, als fehle er in der Messe?“ — „Ich vermuthe, der Herzog ist nicht in der Stadt“, sprach vortretend der Graf Wolziska, „denn als ich gestern, unsern von St.=Johannes Kloster, durch den Wald hierherritt, begegnete er mir abwärts von der Stadt reitend, und es war schon spät am Abend.“ Bei diesen Worten sahen sich der Erzbischof und der Herzog bedeutend an. In demselben Augenblicke hörte man das Geräusch mehrerer Pferde auf dem Schloßhofe; Wolziska sah sich um und rief: „Soeben kommt der Herzog Boleslaus in den Hof gesprengt.“ Es dauerte nur wenige Secunden, und der Fürst trat mit ritterlichem Anstande in den Saal. Alles neigte sich ehrfurchtsvoll. Der Herzog selbst aber blickte seinen Sohn streng an, und wollte ihn, wie es schien, verweisend anreden; doch dieser kam dem Vater zuvor, ergriff seine Hand, küßte sie, und sprach: „Verzeiht, mein Vater, daß ich die heilige Messe nicht mit Euch besuchte, allein ich verirrte mich gestern beim Jagen, und komme soeben erst zurück.“ Ottokar blickte den Sohn streng und durchdringend an; dieser erbleichte und trat stumm zurück. Darauf sprach der Herzog gegen die Versammlung:

„Hat jemand unter euch ein Anliegen an mich, der spreche etzt, damit wir vor der Tafel alle Geschäfte abthun mögen." Wolziska trat vor und erbat sich die Erlaubniß, sich an den Zug der französischen und englischen Ritter, den diese für die Ehre des Kreuzes nach Palästina unternahmen, anschließen zu dürfen. „Gibt Euch der Ernst der Trauer um Euern Vater diesen wackern Vorsatz ein?" fragte Ottokar. — „Es war von jeher mein Wunsch, meinem Geschlechte durch die Wahl eines würdigen Ziels meiner Kräfte keine Schande zu bringen!" — „Ihr seid noch unvermählt! seid Ihr aber auch unverlobt?" fragte der Herzog weiter. Wolziska stockte einen Augenblick, dann sprach er, sich verneigend, ein festes „Ja." — „Verweilt noch im Vorsaal, Graf Wolziska; ihr, meine Ritter, seid entlassen bis wir zur Tafel gehen. Mein würdiger Erzbischof und du, Boleslaus, folgt mir in mein Gemach." Bei diesen Worten erhob sich der alte Mann von seinem Sitz und schritt mit stolzem Gang durch den Saal; mit tiefer Ehrfurcht beugten sich die Ritter, an denen er vorüberging; der Erzbischof und Fürst Boleslaus folgten. Als sich die Flügelthüren des Gemachs hinter ihnen geschlossen hatten, zerstreute sich der bunte Kreis von Rittern und geistlichen Herren im Schloß und Garten. Nur Wolziska blieb allein im weiten Saal und ging gedankenvoll auf und nieder. „Ja", sprach er für sich, „es geht nicht anders. Ich lasse sie nach meinem Bergschloß im Böhmerwald bringen, wo sie in sicherer Einsamkeit erwarten muß, was das Geschick über mich beschließt. O, ich wollte, die unselige Verbindung wäre nie geschlossen worden, denn, wer weiß, ob mir's der Herzog je gestatten wird, die Tochter einer unbekannten Alten zu meiner gräflichen Gemahlin zu erheben. Gräfliche Gemahlin! Ein schöner, stolzer Name für die Frau eines Bettlers!" In

diesen Gedanken unterbrach ihn die laute Stimme des Herzogs, die drinnen mit eherner Strenge ertönte; er lauschte, doch konnte er kein deutliches Wort vernehmen. Jetzt schien es ganz still zu sein; dies dauerte einige Minuten, dann öffnete sich die Thür und der Herzog trat herein, ernst, aber erschüttert, wie es schien. Der Bischof hatte eine Thräne im Auge, Boleslaus war blaß. „Graf Wolziska", rief der Herzog, „würde es Euern frommen Vorsatz stören, wenn Ihr vermählt wäret?" Wolziska stutzte, faßte sich aber und sprach: „Gewiß nicht, mein Herzog. Ich denke wenigstens, ich würde auch dann den Beruf zu ritterlichen Thaten kräftig in mir fühlen." — „So habe ich Euch eine Gattin ausgesucht." — „Gnädigster Herr", fiel Wolziska ein, „so hoch ich Eure Gnade erkenne, muß ich Euch doch in Erinnerung bringen, daß mir durch das Vermächtniß meines Vaters alle meine Güter entgangen sind, und ich eine Gemahlin nicht nach der Würde ihres Standes zu erhalten vermöchte. Mein Eigenthum ist Schwert und Schild, mein Name und die alte Stammburg." — „Voreiliger Mann", entgegnete der Herzog, „ich pflege nicht so unüberlegte Beschlüsse zu fassen, wie Ihr mir unterlegen wollt. Kennt Ihr die Gräfin Maria von Sawazeck?" — „Nur der Ruf ihrer Schönheit ist zu mir gedrungen", entgegnete Wolziska fast schon ohne Fassung. — „Sie ist die letzte ihres Stammes, und ich übergebe Euch ihre reichen Besitzthümer mit ihrer Hand. Morgen wird der Erzbischof Eure Ehe einsegnen." Wolziska stand wie vom Blitz getroffen. Fürst Boleslaus, blaß wie der Tod, trat jetzt vor und redete den Herzog mit einer Stimme an, der er mühsam Festigkeit verlieh. „Gnädigster Vater; das Beispiel des Grafen Wolziska beschämt uns fast; ich weiß gewiß, Ihr werdet dem heiligen Vorsatz, der mich soeben mit wunderbarer

Stärke durchdringt, nichts entgegensetzen. Auch ich will nach Palästina; so hoffe ich mit dem Grafen gemeinsam auszuziehen; denn die fränkischen Ritter sind bereits aufgebrochen, und Säumniß würde uns wenig Ehre bringen. Ich bitte Euch, mein Vater, gewährt mir meinen dringenden Wunsch.“ Diese letzten Worte sprach er mit weicher Stimme. Der Herzog, der anfangs finstere Mienen gezeigt hatte, schien gerührt. „Es sei!“ sagte er, reichte dem Sohne die Hand und umarmte ihn. „Jetzt laß uns zur Tafel gehen.“ Auf einen Wink ertönten die Trompeten, die die zerstreuten Gäste in den Speisesaal versammelten, und es begann ein glänzendes Gelag.

Drittes Kapitel.

Ueber der Tafel verkündigte Herzog Ottokar den Entschluß seines Sohnes und Wolziska's nahe Vermählung. Beides erregte Erstaunen unter den Gästen, beides ein Verlangen nach einem gleichen Los; denn die Gräfin Maria war als von wundervoller Schönheit bekannt, obwol nur durch den Ruf, weil sie, seit sie dem Kloster, wo man sie erzogen hatte, entnommen war, in einsamer Abgeschiedenheit auf einem ihrer Schlösser gelebt hatte. Auf der andern Seite aber wurde durch das Beispiel des Fürsten manchem jungen Manne die Lust, an dem heiligen Zuge theilzunehmen, erweckt. Es fanden sich auch in der That viele Ritter, die sich dem Banner ihres Fürsten anschlossen; ja es hätten sich noch mehrere gefunden, wenn der Herzog nicht

erklärt hätte, daß außer denen, die sich bei Tafel dazu gemeldet, nun keiner mehr die Erlaubniß erhalten könne; denn auch Böhmen bedurfte tapferer Arme, um unruhige Nachbarn von lüsternen Wünschen abhalten zu können. Ottokar hatte einen Boten an die Gräfin Maria abgefertigt, der ihr seinen Willen verkünden mußte und sie noch zu demselben Abend nach Prag ins herzogliche Schloß lud. Mit der dämmernden Nacht kam sie zu Roß, von einigen Dienern begleitet, an. Ottokar ging ihr selbst die Stufen hinab entgegen, und forderte Wolziska auf, ihm zu folgen. Auch Herzog Boleslaus wollte hinab, doch der Vater gebot ihm zu bleiben. Im Saale herrschte jetzt eine erwartungsvolle Stille. Boleslaus erhob sich auf seinem Platz, der der Thür, durch welche die Gräfin treten mußte, gerade gegenüber war; die Ritter umher folgten ihm. Jetzt rauschten die Flügelthüren auf; die Gräfin trat am Arm des Herzogs ein. Ihr langes braunes Haar fiel schwermüthig über den Nacken herab, ihr Antlitz war bleich, und der Schritt der hohen edeln Gestalt unsicher und bebend. Der Fürst ging mit feierlichem Ernst neben ihr. Wolziska folgte, ebenfalls blaß, verstörten Blicks. Als die Gräfin dem Fürsten Boleslaus nahe kam, neigte sich dieser tief vor ihr; sie wandte den bisher niedergesenkten Blick auf ihn und öffnete ein dunkles großes Auge gleichsam unwillkürlich. Doch kaum war sie des jungen Herzogs ansichtig geworden, als sie heftig zusammenschrak und die Knie unter ihr zu sinken begannen. Schnell sprang Boleslaus hinzu und unterstützte sie. „Ist Euch nicht wohl, Gräfin?“ fragte er. — „Nicht ganz“, erwiderte sie kaum hörbar. — „So wollen wir Euch sogleich in ein anstoßendes Zimmer geleiten“, sprach Ottokar nicht ohne Anstrengung; „folgt uns, Graf Wolziska, und nehmt meinem Sohne die schöne Mühe ab,

Eure Braut zu unterstützen." Wolziska empfing den Arm der Gräfin, man führte sie langsam in das anstoßende Gemach. Boleslaus nahm seinen Platz wieder ein, und füllte sich einen großen Becher, den er emporhob. Alles erwartete seine Worte. „Auf das Wohl des Brautpaars!" rief er endlich, aber mit fast bebender Stimme. Ein jubelndes „Hoch!" schallte nach, und der Erzbischof, der an Boleslaus' Seite saß, brachte ihm den Becher. Dann erhob auch er seine Stimme und rief: „Auf das Gedeihen des frommen Zuges zur Ehre des Kreuzes!" und noch stürmischer ertönte der Jubel der Ritter im Saale. Diejenigen, die fortziehen sollten, wurden, wie zur Weihe, von den Aeltern und Zurückbleibenden umarmt, und Thränen des Muths, der Begeisterung und jener großartigen Wehmuth, die uns bei erhabenen Ereignissen ergreift, standen in den Augen der Jünglinge.

Jetzt öffnete sich die Thür des Seitengemachs, und Wolziska trat heraus, um den Erzbischof abzurufen. Dieser verließ auch die Tafel und folgte ins Nebenzimmer. Im Saale war man zu beschäftigt mit dem Gedanken an den Kreuzzug, als daß man an diesen Angelegenheiten des einzelnen so lebhaften Antheil hätte nehmen können, wiewol unter andern Umständen das Geheimnißvolle, Wunderbare und die große Beeilung der Hochzeit hätten auffallen können. Nur Boleslaus blieb still in der allgemeinen lauten Freude, und, wiewol er sich oft bemühte, seinen Antheil an dem Kriegszuge laut zu äußern, so konnte man doch leicht bemerken, daß seine Gedanken sich auf die Ereignisse mit der Gräfin richteten. Denn obgleich er auf jede Frage, die in dieser Angelegenheit an ihn geschah, mit beiläufiger Gleichgültigkeit antwortete, und sich gar nicht nach der Thür wandte, aus der man die Gräfin

treten zu sehen hoffte, so flog doch sein Blick betroffen und schnell dorthin, sobald das geringste Geräusch sich vernehmen ließ, von dem man hätte vermuthen können, daß es aus dem Nebenzimmer komme. Endlich öffnete sich dieses und Ottokar trat, von Wolziska gefolgt, heraus. Er nahm seinen Platz wieder ein und sprach: „Die Gräfin, deren Gegenwart wir noch bei unserm Feste hofften, läßt sich entschuldigen, weil sie sich von der Reise sehr ermüdet fühlt. Unser würdiger Erzbischof verweilt bei ihr, denn sie selbst hat seine beruhigende und belehrende Gegenwart gewünscht. Auf morgen ist die Hochzeit festgesetzt, und wir hoffen, euch alle bei diesem Feste zu sehen." Das Mahl dauerte noch bis gegen Mitternacht, dann entließ der Herzog seine Gäste. Beim Abschied trat Boleslaus an Wolziska heran und flüsterte ihm zu: „Ein Wort, Graf! Erwartet mich im Schloßgarten." Wolziska that es. Nach einigen Minuten kam der Herzog in seinen Mantel gehüllt auf ihn zu. „Graf Wolziska", redete er ihn an, „Ihr könnt mir einen Dienst erweisen, der mich Euch auf ewig verpflichten würde. Leiht mir auf diese einzige Nacht Euern Mantel, Euer Baret, Euer Schwert. Ich gebe Euch mein Ritterwort, es soll Euch nichts dadurch widerfahren, was Eurer Ehre nachtheilig sein könnte." Wolziska sah ihn einen Augenblick an, dann entgegnete er: „Ich glaube, ich errathe Euch, mein Fürst; bereite ich Euch einen Schmerz, so glaubt mir, daß ich es nicht aus freiem Triebe thue, sondern unausweichbaren Umständen gehorche. Nehmt, was Ihr verlangt; Euerm Ritterwort übergebe ich alles, was ich bin und besitze." — „Ich danke Euch, Graf", entgegnete Boleslaus; „Ihr habt recht, die Umstände und Verhältnisse können unausweichbar sein in der Welt. Nur Thoren behaupten, man könne, was man wolle. Es bleibt aber doch

bei Euerm Zuge nach Palästina?“ — „Gleich nach meiner Vermählung will ich die Mannen aus meinen neuen Besitzungen zusammenrufen, und in wenigen Tagen denke ich zu Euch zu stoßen.“ Während dieser Worte hatten beide die Kleider gewechselt, und Boleslaus schied mit einem heftigen Händedruck von Wolziska.

Viertes Kapitel.

Jetzt war dieser nach dem langen geräuschvollen Tage endlich allein. Er ging im Schloßgarten auf und nieder. „Was willst du thun — was hast du gethan!“ rief er sich zu. „Wie hinderst du das, was dich überrascht, was dich allmächtig, deiner selbst nicht bewußt fortgerissen hat! Arme, unglückliche Anna, was soll aus dir werden? Sie liebt mich so heiß, so innig; und ich sollte ihr das thun? Aber wie? Kann ich denn anders? Hab' ich nicht Pflichten gegen den Herzog, gegen den alten Stamm meines Hauses? Soll ich, weil ich in der Jugend ein leichtsinniger Thor war, jetzt diesen Thorheiten mit eigensinniger Treue anhängen? Doch ich will ein heiliges Sakrament brechen! Was? — Heilig? — Was diese heuchlerischen Priester knüpfen? — Wenn es ihnen zum Vortheil gereicht, trennen sie Ehen, lösen Eidschwüre, vernichten Blutsverwandtschaften! Thor, daß ich mich vor solchen Gespenstern erschrecken sollte! — Allein wie soll ich verbergen, was geschehen ist, wie unentdeckt bleiben? Die Liebe hat ein scharfes Auge, ein leises Ohr; Anna würde in der fernsten Weite meine Untreue

erfahren. Aber muß es denn nicht geschehen, zu ihrem eigenen Besten? Als meine Gemahlin kann sie nun einmal nimmermehr erscheinen; vermähle ich mich mit Maria, so vermag ich doch wenigstens ihr ein sanfteres Los zu bereiten."

So suchte er sein aufwallendes Gewissen zu beruhigen. Er ergab sich, das ist meist die Zuflucht wankender Sittlichkeit, der Uebermacht der Umstände; weil es freilich Opfer kosten mußte, um auf der Bahn der Tugend zu bleiben, wähnte er, es sei unmöglich; als ob nicht eben diese Opfer gebracht werden müßten. Er eilte nach Hause. Dort rief er nach Benno, seinem Leibdiener; dieser erschien. „Benno", redete der Graf ihn an, „ich ziehe in wenig Tagen nach Palästina. Du aber sollst mich nicht begleiten. Ich will dir ein höchst wichtiges Geheimniß anvertrauen. Ich bin vermählt." — „Wie? Vermählt?" rief der erstaunte Alte. — „Schon seit mehreren Jahren! Allein du weißt, mein Reichthum ist dahin, ich kann den Rang meiner Vorfahren nicht behaupten, wenn ich nicht eine reiche Verbindung schließe. Diese trägt mir jetzt der Herzog an, und auf solche Weise, daß ich sie nicht ausschlagen darf, und kostete es mein Leben. Das Mädchen, mit dem ich mich verbunden, ist die Tochter einer unbekannten Alten, ohne Stand und Namen, ohne Gut. Niemand weiß um die Heirath, denn der Priester, der sie eingesegnet hat, ist vor wenigen Tagen plötzlich gestorben. So ist es möglich, daß ich diese Verbindung löse. Du —" — „Kein Mord, Herr Graf, dazu bin ich nicht fähig!" — „Höllischer Schurke", rief Wolziska, „wer gibt dir ein Recht, mich für einen Meuchelmörder zu halten! Sei kein Thor", fuhr er besänftigt fort, „hier ist nicht von Mord die Rede. Du kennst mein Schloß im Böhmerwalde. Dorthin sollst du das Mädchen, meine

Gattin, geleiten. So wird sie abgesondert von der Welt leben, bis ich aus Palästina heimkehre. Sorge nur, daß keine Kunde von meiner neuen Vermählung zu ihr komme; daß sie meine Gattin ist, wird sie aus andern Gründen selbst geheim halten wollen. Sieh, ich bereite dir ruhige Tage statt des Kriegszugs, sei willig und treu. Die Sachen liegen einmal schlimm und so thut man noch das Beste." — „Herr Graf", entgegnete Benno, „Ihr wollt das heilige Sakrament der Ehe verletzen! Daß Euch diese Sünde dereinst nicht brennen möge. Verlangt Ihr aber nicht mehr von mir, als daß ich die arme Gräfin auf das Schloß geleite und vor der bösen Nachricht, die sie treffen könnte, bewahre, so will ich Euch gern gehorchen." — „Schwöre mir aber das unverletzlichste Schweigen!" Benno beschwur es. Darauf gab ihm Wolziska seinen Ring, bezeichnete ihm Anna's Wohnort, und versah ihn mit dem Nöthigsten, um sie auf das alte Felsenschloß im Böhmerwald zu geleiten.

So für den Augenblick einigermaßen beruhigt, erwartete er den folgenden Tag. In der Frühe kam ein Diener des Herzogs Boleslaus zu ihm, und brachte ihm in einem verschlossenen Kästchen seine Kleidungsstücke. Als er die Kleider herausnahm, fiel ihm ein prachtvoller Ring in die Augen, den ihm der Fürst zum Geschenk bestimmt zu haben schien. „Wunderbare Schickungen!" seufzte Wolziska für sich. „Ich bin die Ursache seines Schmerzes, ihres Grams, meiner Unruhe; und wahrlich keinem von uns allen zu Frommen oder Freude geschehen diese Opfer!" Jetzt traten seine Diener ein, um ihn zum festlichen Tage zu schmücken. Das Geläut der Glocken tönte von dem Schloß und dem Dome mit wunderbar feierlichen Klängen herüber. Auf den Straßen versammelte sich das Volk; Ritter im herrlichsten Staat schritten durch die Menge nach der Pforte des Schlosses.

Auch Wolziska machte sich endlich auf, mit schwerem Herzen unter der leichten, glänzenden Kleidung. Es folgten ihm viele Diener, die das Volk einigermaßen zurückhalten mußten; denn um ihn, den König des Festes, drängte sich die Menge lebhafter. Jetzt trat er in die Pforte des Palastes; auf dem Schloßhofe hielt die Leibwache des Herzogs in prächtiger Rüstung auf muthigen Pferden. Der Herzog selbst stand am Fenster über dem Portal, an seiner Seite der Bischof. Mit fast wankendem Schritt stieg Wolziska die Stufen zum Saale hinan. Doch er raffte sich zusammen und trat nun mit festem Anstande ein. Die Gräfin Maria saß auf einem Armsessel zur Seite des Balconfensters, sodaß sie von dem Volke auf dem Schloßhofe nicht gesehen werden konnte. Der Herzog und Bischof kamen dem eintretenden Grafen um einige Schritte entgegen und führten ihn zur Gräfin. Sie stand auf, wiewol mit einiger Mühe, und reichte Wolziska die Hand, indem sie ihm den Morgengruß mit einer Stimme bot, die einem verklingenden, verwehten Harfengelispel glich. Sie war schön wie ein sterbender Engel. „Wollt ihr euch jetzt nicht auf dem Altan zeigen?“ fragte der Herzog, „das Volk scheint dringend zu wünschen, euch zu sehen.“ Die Gräfin bejahte stumm. Die Flügelthüren wurden weit geöffnet, der Herzog und Bischof traten heraus, gleich nach ihnen die beiden hohen Gestalten. Sowie sie dem versammelten Volke sichtbar wurden, erhob sich ein jubelndes Rufen der Menge: sie schien in einem Taumel des Entzückens zu sein. Maria und Wolziska verneigten sich grüßend; doch die Zitternde konnte es nicht länger ertragen, diesen verhöhnenden Ruf des Jubels zu vernehmen. Von der Gewalt ihrer Empfindungen wie vernichtet schwankte sie, wollte sinken, Wolziska umfing sie mit seinem Arm,

und sie lag halb bewußtlos an seinem Herzen. Das Volk hielt die Ohnmacht für eine Umarmung der Liebe, und jubelte mit noch größerm Ungestüm als zuvor. Ach und jeder Ton durchdrang die bebende Brust Maria's mit zerreißendem Schmerz.

Fünftes Kapitel.

Von der Verbindung am Altar, vom Hochzeitfest will ich schweigen. Als Maria das fesselnde Ja aussprach, wurde Fürst Boleslaus bleich wie der Marmorpfeiler, an dem er stand; abends führte er mit der Gräfin den ersten Tanz auf, und war fast wild fröhlich; doch verschwand er gleich nach der Beendigung des Tanzes, und man sah ihn nicht eher wieder, als bis er die erste Musterung seiner Scharen hielt, die ihm nach Palästina folgen sollten. Wolzisfa war mit seiner Gemahlin auf eines ihrer Schlösser am Elbstrom gegangen. Von dort aus betrieb er seine Rüstung, und nach kaum einer Woche befand er sich an der Spitze seiner Mannen schon wieder in Prag. Gerade am Tage St.-Johannis, der damals noch der Hauptschutzpatron von Böhmen war, zogen die Ritter aus. Viele Edle hatten sich angeschlossen, sodaß der Zug an Stattlichkeit und Pracht sich den besten Bannern des Kreuzheeres vergleichen durfte. So übernahmen denn die Männer Arbeit, Gefahr und Tod, indeß die Frauen in stiller Ruhe, aber mit schmerzlicher Sehnsucht und banger Sorge daheim blieben.

Sie hatten das schwerere Los gezogen! Besonders aber die beiden Gräfinnen Wolziska hatten schwermüthige Tage. Auf Anna's Los können wir nur schließen, da der von ihr über alles geliebte Gemahl nur in zwei kalten Zeilen von ihr Abschied genommen hatte und sie dem Hüter Benno überließ; denn sonst erfahren wir von der Unglücklichen, die in einer fernen Gegend des wildesten Böhmerwaldes trauert, in langen Jahren nichts mehr. Jedoch die einsame Maria auf ihr romantisches Schloß zu begleiten ist uns vergönnt. Und so wollen wir uns denn von jener unruhig verworrenen Zeit, die ich geschildert, zu den stillen schwermüthigen Tagen wenden, die die Gräfin mit sich und ihrem Schmerz verlebte. Der Ort, an dem sie wohnte, stimmte mit den Grundtönen ihres Lebens überein. Düstere Einsamkeit auf der schwarzen, felsgespaltenen Waldhöhe, die sich über den schauerlich rauschenden Elbstrom hinüberbog, ein Blick in ein langes dunkles Waldthal, in welchem kaum einige Hütten armer Holzschläger standen, die verlassene Burg, die tiefe Stille in dieser Abgeschiedenheit — alles dies schienen die wohlthuenden Symbole des Lebens der Gräfin zu sein. Denn sie wußte, so ähnlich düster würde der Pfad ihres ganzen Daseins sich durch die Zukunft winden; und ein tiefes Gemüth hängt mit Liebe an seinem Schmerz und an allem, was ihm verwandt ist. Doch auch mit Ergebung weiß sich ein höher empfindendes Gemüth in die Schickungen des Lebens zu finden, und trägt mit sanftem Gleichmuth die Bürde, die ihm auferlegt ist. So war Maria. Gebet, zuweilen eine fromme Wallfahrt, einsame Spaziergänge in der reizenden Gegend, die überall Züge der Wehmuth trug, füllten ihre Stunden. Aber besonders eine Stelle war ihr lieb geworden wie das Bildniß einer Freundin. Einige Krümmungen des Stromes aufwärts

vom Schloß führten in eine Gegend des Thals, wo die Berge finsterer zusammentraten, und eine Felsspitze, die mit hohen düsterarmigen Tannen bewachsen war, schauerlich über den Strom hinaushing. Die Höhe war mäßig, und der droben Sitzende hatte von dort einen reizenden, sogar durch einige Gefahr anziehenden Platz, wurde jedoch nicht durch das Entsetzliche eines furchtbaren Abgrundes geängstigt. Der Fels endete in einer schmalen, mit dichtem Moos überkleideten Kuppe, die einen weichen schwellenden Sitz bot und von hohem schwarzen Tannengebüsch und einigen wilden Gesträuchen kühl umschattet war. Zu Füßen lag der stille Strom und spiegelte ruhig das anlächelnde Bild des Himmels ab; dunkelbewaldete Bergwände faßten das Gemälde in ihren schauerlichen Rahmen ein; östlich verschwand der Strom in den tiefen Buchten des dunkeln Gebirges, westlich öffnete sich das Thal etwas freier, man übersah einige lichtere Berggipfel, und in der Ferne ragten die Thürme des Schlosses mit ihren Spitzen über einen grünbewaldeten Hügel empor. Dort saß sie die hohen Sommertage, die trüben bewölkten Herbsttage hindurch, und überließ sich ungestört ihren Träumen, Thränen und Liedern. Von manchem Gesange, den sie hier, von ihrer Laute und von rauschendem Wellen- und Windesgeräusch begleitet, ertönen ließ, stehe hier nur einer.

Rauschender Strom,
Brausender Wald,
Starrender Fels,
Mein Aufenthalt.

Wie sich die Welle
An Welle reiht,
Fließen die Thränen
Mir ewig erneut.

Hoch in den Kronen
Wogend sich's regt:
So unaufhörlich
Mein Herze schlägt.

Und, wie des Felsens
Uraltes Erz,
Ewig derselbe
Bleibet mein Schmerz.

Rauschender Strom,
Brausender Wald,
Starrender Fels,
Mein Aufenthalt.

Sechstes Kapitel.

So nahte sich der erste einsame Winter, den sie aber nicht so fürchtete als es scheinen möchte; denn sie fühlte sich Mutter und lebte in dieser süßen Hoffnung wehmüthig frohe Zeiten der Erwartung. Doch erst gegen das Ende der kalten strengen Zeit gebar sie eine Tochter. Sie ließ sie Mathilde nennen. Von nun an war das Kind ihre einzige Beschäftigung. Es wuchs auch, der Mutter ähnlich, in reizender Lieblichkeit heran. Jetzt erst sproßten ihr aus dem harten Stamme der unerbittlichen Zeit wieder einige duftende Blüten. Nun kam auch Kunde von den Männern aus Palästina. Der Krieg hatte noch nicht ernstlich begonnen und drohte sich noch auf mehrere Jahre hinauszuziehen. Man hörte von Wolziska, daß er den üppigen

Orient liebgewinne; Boleslaus dagegen focht mit dem frommen Ernst eines wahrhaften Ritters des Kreuzes.

So verstrich ein Jahr nach dem andern. Maria zog indeß ihr Töchterlein auf, und pflegte sie wie eine kostbare einzige Rose des Gartens. In der Sommerzeit weilte sie mit dem Kinde auf ihren Lieblingsspaziergängen und Plätzen im Gebirge; im einsamen Winter verließen sie selten das Gemach, welches sich Maria zur Wohnung erwählt hatte. Es lag in einem weit vorspringenden Thurm, und gewährte aus allen Fenstern einen fernen Blick in die Landschaft. Dort saßen Mutter und Tochter auch eines Tags, als plötzlich Hörnergetön die einsame Winterstille unterbrach. Fast erschreckt schellte Maria nach einer Dienerin, um zu erfahren, was die Ursache dieser ungewöhnlichen Begrüßung sei. Allein kaum hatte sie die Glocke gezogen, als schon einige Mägde eilig ins Gemach stürzten und ausriefen: „Unser Heer ist da, der Graf ist gekommen!“ Zugleich tönten die Hörner vom Söller herab, in der Burg entstand Getümmel und Verwirrung, und alles überließ sich dem Eindruck des unerwarteten Ereignisses. Maria konnte kaum Fassung gewinnen, denn ach, dieser Schlag zerstörte ihre einsamen, wehmüthigen Freuden. Doch ermannte sie sich und ging ihrem Gemahl die Stufen hinab entgegen. Eben sprang er vom Roß. Sein Ansehen war wild und unruhig; er umarmte Gattin und Tochter heftig, aber flüchtig, und führte dann die schwach scheinende Maria hinauf in die Burggemächer. Jetzt lebet wohl, ihr stillen Tröstungen der Ruhe und Einsamkeit! Nun begann ein fröhliches, rauschendes Leben auf der Burg; Bankete und Turniere wechselten und das Schloß wurde von Gästen nicht leer. Wolziska schien eine innere Unzufriedenheit durch dieses wilde Leben betäuben zu wollen. In all diesem Getümmel erschien die

Gräfin wie ein sanfter Mondstrahl, der unter einem rollenden blitzenden Gewitter durch eine lichte Wolke des Himmels bricht. So oft es möglich war, suchte sie die Einsamkeit, und dann flossen milde, schmerzlich süße Thränen auf die kleine, die Mutter liebkosende Mathilde herab. Doch die angegriffene Brust ertrug diesen Zustand nicht lange. Mehr und mehr welkte die schöne Blüte dahin und neigte sich zum Grabe. Jeder Frühling fand sie matter, jeder Herbst verließ sie kränker. So erreichte Mathilde das funfzehnte Jahr; eine junge aber getreue Pflegerin der kranken Mutter. Eines Abends im späten September, als schon die Sonne tiefröthliche Strahlen durch die Fenster des Gemachs warf, rief Maria ihre Tochter. „Mein Kind“, sprach sie matt, „wir werden uns bald trennen müssen. Betrachte die Wälder auf den Bergen! Sie streuen welkendes Laub. Sieh die Sonne an! Ihre Strahlen sind müde und kalt. Auch mein müdes Herz wird über ein Kleines kalt sein. Nur den einen Wunsch hegte meine Seele noch, dich herangewachsen zu sehen und glücklich zu wissen. Jetzt muß ich dich verlassen, da du noch eine zarte Blüte bist — ach, und die Stürme unserer Geschicke entblättern so rauh! Hängt sich dein Herz nicht mit jugendlicher Wärme an das Leben, wirst du von keinen Banden gefesselt, von denen du dich nur verblutend losreißen könntest, o so weihe dich jener heiligen Stätte des Friedens, wo himmlischer Trost uns mit sanften Fittichen von den heißen Leiden des Lebens kühlt. O, der Tod ist mir näher als ich glaubte! Nur noch Athemzüge zu wenigen Worten! Ruft meinen Gemahl! Du bleib, Mathilde, mein theures Kind! Am Tage, wo du dich verlobst, dem Himmel oder einem irdischen Bräutigam, lies die Schriften, welche die Geschichte meines Lebens enthalten. Für dich sind sie be-

wahrt — o meine Brust — du findest sie — mein Gatte — Boleslaus —" hier erstarrte der Laut auf der erblassenden Lippe und ihre Seele war entflohen. Mathilde umschlang sie mit heißen Thränen. Der Graf trat ein; er blickte düster und es schien, als regten sich gewaltige Stimmen der ernsten Mahnung in seiner Brust. Er entfernte sanfter, als er pflegte, die Tochter von der Leiche der Mutter, und gebot Sorge für die Hingeschiedene zu tragen. Mathilde trat schluchzend auf den Altan hinaus, und sah in die glühende Abendsonne. Mit rosigem Gewölk schienen sich die Pforten des Himmels zu schmücken, um Mariens duldende Seele in tröstenden Empfang zu nehmen. Aber die Berge im Thale standen schwarz und finster; kalter Wind rauschte in den Tannen, und rastlos zogen die wundersamen Wolkengebilde über die düstere Landschaft dahin. „So ist die Erde, so schwer und schaurig, und so der Himmel, so rosig und golden", rief Mathilde aus. „O, meine Mutter, wie glücklich bist du, die du zu jenen heiligen Pforten hinüberschwebtest! Aber deine Tochter hast du einsam in der schauerlichen Oede zurückgelassen. O, meine liebe, liebe Mutter!" Und in unaufhaltsamen Thränen ergoß sich der Schmerz der jugendlichen Brust.

Siebentes Kapitel.

Die Gräfin wurde zu Prag in der Schloßkirche mit ernster Feierlichkeit beigesetzt. Mathilde hatte, von ihrem Vater begleitet, der Bestattung beigewohnt, und blieb noch

einige Tage in der geräuschvollen Stadt, weil der Graf daselbst wichtige Geschäfte hatte. Der Hang zu einsamen Wanderungen war ihr von der Mutter als ein süßes Vermächtniß übergeben. So verließ sie auch, als die Nacht hereinbrach, mit jugendlicher Unbesonnenheit die Wohnung, und nahm ihren Weg über den weiten stillen Platz vor ihrem Palast nach der gegenüberstehenden Kirche, wo die Hülle der theuern Mutter ruhte. Schwermüthig sinnend stand sie vor dem ernsten Gebäude, das sich düster, in kolossaler Gestalt im Dämmerlicht des eben aufsteigenden Mondes vor ihr erhob. Die ernsten Steinbilder der Heiligen, die auf den Stufen vor der hohen Pforte standen, schienen sie mit dem Blick zurückhaltender Warnung anzuschauen. Sie schritt mit einigem Zagen die Stufen hinan, und lehnte sich oben mit schwermüthiger Trauer an den Fuß einer Säule. Dort stand sie von dichten Schatten verhüllt, und verlor sich in ein trübes Sinnen. Das Geräusch männlicher Schritte und Stimmen erweckte sie plötzlich. Zwei vermummte Gestalten schritten vor den Stufen vorbei. „Wahrhaftig du belügst mich, Schurke“, rief der eine, „er muß mehr Geld gehabt haben!“ — „Was willst du von mir!“ schnaubte der andere. „Noch einmal sage das, und du hast meinen Dolch zwischen den Rippen!“ — „Bluthund“, rief der erste wüthend, „meinst du ich schlage einen Ritter um drei Goldgulden nieder? Wenn er nicht mehr gehabt hat, so hast du mich doppelt betrogen, denn du sagtest, er habe Schätze an Gold und Juwelen bei sich. Gib mir funfzig Goldstücke oder fahre zur Hölle!“ Dabei riß er seinen Dolch aus dem Gürtel, und der Stahl blinkte hell im Mondenschein. Doch der Gegner war ebenso schnell mit der Waffe zur Hand, und schrie ihn an: „Feiger Hund, mein kaltes Eisen soll dir das hitzige Blut

bald abkühlen! Wage es, mir zu nahe zu treten!" — „Höllenhund", tobte der andere, „ich will dich bald hinter den Pfeiler dort werfen und in Ruhe ausplündern. Das soll mir mehr einbringen als der Rippenstoß, den ich dem lumpigen Knappen gegeben habe." Zugleich deutete er mit der einen Hand nach der Gegend, wo Mathilde stand, und schwang mit der andern den Dolch. Mathilde war fast bewußtlos vor Schrecken, doch nahm sie ihre ganze Kraft zusammen, trat zurück gegen die Kirchthür, und da diese nicht verschlossen war, schlüpfte sie, während die beiden Mörder handgemein waren, hinein. So hatte sie halb Wille halb Zufall an die Gruft der Mutter geführt. Sie flüchtete sich, mit einer Art von gläubigem Vertrauen, vor dem entsetzenden Erlebniß, das sie eben gehabt, zu der Hingeschiedenen. Hatte sie doch ihr ganzes Leben lang immer die süßeste Zuflucht im Schoße der Mutter gefunden; so schien selbst der entseelten Hülle noch diese tröstende Kraft beizuwohnen. Betend kniete sie an dem Sarge. Allein ein neues, wenngleich weniger furchtbares Ereigniß schreckte sie auf. Im äußersten Hintergrunde der Kirche wurden plötzlich mehrere Fackeln, von schwarzen Gestalten getragen, sichtbar. Voran ging ein hoher Mann, in einen weiten schwarzen Mantel dicht eingehüllt. Die Fackelträger folgten ihm als Diener. Das Licht spielte wunderbar an den hohen Pfeilern und Gewölben. Die bunten Steinarabesken schienen sich seltsam zu verzerren und zu bewegen, wie der Fackelschein über sie hingleitete. Mathildens aufgeregte Phantasie glaubte allerlei schreckliche Gesichter mit höhnischen Zügen zu sehen, die sie grinsend anlachten. In der Mitte des Gewölbes standen die Männer still. Die hohe voranschreitende Gestalt nahm einem der Begleiter die Fackel aus der Hand, und schritt gerade auf Mathilden zu. Diese

schmiegte sich bebend hinter eine Säule, und erwartete mit Zittern, was ihr begegnen werde. Welches Erstaunen ergriff sie aber, als der schwarzverhüllte Mann die Gitter des Grabgewölbes, in welchem ihre Mutter ruhte, mit einem Schlüssel eröffnete, und an den Sarg derselben trat. Er lehnte die Fackel an ein Candelaber und stellte sich mit verschränkten Armen ernst betrachtend vor den Sarkophag. Dann erhob er behutsam, allein mit starken Händen den Sargdeckel, schlug das Leichentuch zurück und Mathilde sah ihrer Mutter Antlitz noch einmal, wie es in bleicher verklärter Schönheit nur sanft zu schlummern schien. Der Fremde beugte sich tief gerührt herüber und drückte einen Kuß auf die bleiche Lippe. „Wie du den ersten Kuß von mir empfingst, so nimm auch den letzten — ich war dir ewig getreu", sprach er mit innerlichst bewegter Stimme. Dann verhüllte er die Todte wieder, schloß den Sarg und das Gitter und verließ mit schnellen Schritten die Kirche. Mathildens Angst hatte sich in eine Mischung von Staunen, wunderbarem Schauer und Liebe aufgelöst, denn das Seltsame der Erscheinung, das Düstere des Orts und die Wehmuth der Handlung mußten eine schauerliche Empfindung erwecken; doch konnte sie wiederum auch von einem, dem ihre Mutter so theuer war, nichts Böses für sich selbst fürchten.

Achtes Kapitel.

Nach einigen Minuten glaubte sie die Kirche mit Sicherheit verlassen zu können. Behutsam öffnete sie die Pforte,

und trat, da sie draußen niemand bemerkte, hinaus. Mit leichtem, angstbeschwingtem Schritt eilte sie die steinerne Treppe hinab. Als sie auf den untersten Stufen war, kam es ihr vor, als höre sie Tritte hinter sich. Voller Schrecken beschleunigte sie ihre Flucht, kaum noch die Besinnung festhaltend. Näher und näher vernimmt sie, schon halb in der Betäubung des Entsetzens, einen nacheilenden Fuß; sie hört das Klirren einer Waffe: athemlos mit wankenden Schritten stürzt sie vorwärts, da fühlt sie sich plötzlich durch einen starken Arm gehalten und eine rauhe Stimme herrscht sie mit halb unterdrücktem Ton an: „Halt, Kind, wohin?“ Es war die Stimme des Mörders von zuvor. Mathilde stieß einen heftigen Schrei aus; der Mörder packte sie und hielt ihr den Mund zu, sie warf sich nieder und rief: „Barmherzigkeit!“ — „Ketten und Ringe her; und keinen Laut von dir gegeben!“ drohte der Räuber mit grimmig gehobener Faust. Mathilde wollte hastig ihre Armbänder abstreifen, aber plötzlich tönte eine Stimme: „Hab' ich dich jetzt, Meuchelmörder?“ und in demselben Augenblicke faßte die starke Faust eines jungen bewaffneten Mannes den Räuber im Genick, schleuderte ihn zu Boden, trat ihn auf die Brust und setzte ihm das Schwert an die Kehle. „Bekenne, Mörder, wo ist mein Ritter, und wer sind deine Genossen?“ rief er ihn grimmig an. — „Ich kenne Euern Ritter nicht!“ trotzte der Wüthende. — „So fahre zur Hölle!“ rief der Jüngling und bohrte ihm das Schwert in den Hals. Der Räuber wälzte sich in gräßlichen Zuckungen und stöhnte: „Jesus Christus! Gnade! An der Kirchthür liegt“ — mit leisen Worten verröchelte er seine Seele. Mathilde konnte vor Entsetzen nicht sprechen; doch der junge Mann redete sie mit den beruhigenden Worten an: „Fürchtet Euch nicht, mein holdes junges Fräulein, sondern freuet

Euch vielmehr, daß es mir gelungen ist, Euch aus den Händen dieses Bösewichtes zu retten, der vor einer Viertelstunde dort hinter der Kirche mit mehreren Gesellen mich und meinen Ritter überfiel. Während mich einer in der Finsterniß abwärts lockte, muß mein guter Herr gefallen sein. Denn als ich jenem Mörder, der mit mir focht, den Schädel gespalten hatte, stürzte ich zurück auf den Platz und fand niemand mehr. Gewiß wollte der Ruchlose auch Euch berauben. Sagt mir nur, wohin ich Euch geleiten soll; dann will ich nach meinem Herrn suchen.“ Mathilde konnte, noch immer heftig zitternd, kaum ein Wort des Dankes und ihre Bitte, sie nach dem Palast zu begleiten, stammeln. Der junge Mann bot ihr seinen Arm mit ritterlichem Anstand, und führte sie bis an das Thor ihrer Wohnung. Hier nahm er Abschied, und es schien, als sei er sehr bewegt. Mathilde hielt noch ihr abgestreiftes Armband in der Hand. „Wollt Ihr dies kleine Pfand meines Dankes zur Erinnerung behalten?“ fragte sie schüchtern und reichte ihm das goldene Band. Er ergriff es und küßte zugleich Mathildens Hand mit einer Art von schüchterner Ehrerbietung, die jedoch mehr als die gewohnte Ehrfurcht eines dankenden Dieners schien. Eine kühne Ahnung schien ihn zu durchbeben, denn ein leiser Druck der Hand wurde der erröthenden Mathilde bemerkbar, und sie ließ ihn nur halb unerwidert. „Zeigt Euch morgen ja meinem Vater“, sprach sie, „er wird erkenntlicher für Eure große Wohlthat sein, als ich es vermag.“ Mit diesen Worten verschwand sie in der Pforte des Hauses. Auf den Stiegen kam ihr ihre Dienerin und Kindheitswärterin, Wilissa, entgegen. „Dem Himmel Dank, Fräulein, daß Ihr hier seid“, rief sie, „wir waren schon in Augst um Euch. Der Herr Graf verlangte Euch augenblicklich zu sprechen, und niemand wußte, wo

Ihr weiltet. Aber um die Mutter Maria, wie seht Ihr aus! Todtenblaß und ganz mit Blut bespritzt! Um Jesu willen, was ist Euch begegnet?" — „Führe mich nur rasch zu meinem Vater", entgegnete Mathilde, „dort sollst du alles erfahren." — „Ach, Fräulein, das ist's ja eben! Euer Vater ist ganz schleunig abgereist. Es war ein Bote hier, der ihm einen Brief überbrachte, und im Augenblick darauf ließ er seine Pferde satteln." — „Ist er nach Hause zurück?" — „Nein", sagte die Zofe, „er mußte so schnell nach seinem Schloß im Böhmerwald, und hat nur den Befehl hinterlassen, daß wir morgen früh nach Hause aufbrechen sollten." — „So geleite mich nach meinem Schlafgemach, ich bin sehr erschöpft und fast krank. Dort sollst du hören, welches Entsetzen ich überstehen mußte." Matt stützte sich Mathilde auf die Dienerin und ließ sich in ihr Gemach führen.

Neuntes Kapitel.

Der Morgen brach an. Mathilde hatte wenig Ruhe genossen, denn schreckliche Traumgesichte wechselten in ihrer Seele mit der Erscheinung befreundeter Gestalten ab. Wilissa trat ein und meldete ihr, daß alles zur Reise bereit sei. Man bestieg die Rosse, und der Zug bewegte sich durch die noch todten Straßen der prächtigen Stadt Prag. Nur wenig einzelne Leute begegneten ihnen. Jetzt kam auch ein bewaffneter Mann aus der Ferne über einen Platz. Mathilde vermeinte ihren Retter zu erkennen, doch, aus einer Scheu, von der sie sich nicht Rechenschaft ablegen konnte,

wagte sie nicht den Zug zu hemmen, bis der junge Mann so nahe herangekommen wäre, daß sie seine Züge unterscheiden könnte. Doch sah sie sich oftmals nach ihm um, und bemerkte, wie er still stand, die Hand über das Auge legte, um den Zug zu betrachten, unschlüssig schien, ob er folgen sollte, dann aber schnell abbrach, und die Straße nach der Gegend hin einschlug, wo des Grafen Palast stand. „Wie undankbar wird er dich halten", dachte Mathilde für sich, „du fordertest ihn auf, sich deinem Vater zu zeigen, und wenn er kommt, sind alle Pforten verschlossen, wie vor einem Feinde. Wüßte ich nur, wo er aufzufinden wäre, aber weder seinen Namen noch Wohnort habe ich gestern in der Angst und Betäubung erfragt!" — „Warum so in Gedanken, Fräulein", fragte Wilissa, „seht Euch doch um, wie prächtig die Stadt unter uns daliegt." Wirklich waren die Reisenden eben die Höhe hinaufgeritten, auf der jetzt der Hradschin in stolzer Majestät sich königlich erhebt, und die Stadt zu seinen Füßen überschaut. Mathilde wandte sich auch und sah mit erstaunten Blicken die Pracht der Thürme, welche die Morgensonne feurig bestrahlte, einem steinernen Walde gleich, sich aus dem tiefen dampfenden Thal erheben. Die breite Moldau wälzte goldene Wellen brausend gegen die mächtigen Pfeiler der Brücke, die sich wie ein beherrschender Riesenarm über den Strom legte; die Inseln hoben sich grün aus der Flut, die langen Reihen der Straßen spiegelten sich reinlich hell in dem ruhigen Wasser am Ufer, und über die ganze Gegend erhob sich drüben der Wischehrad als beherrschender Thron. Auch der Thurm, unter dessen Gewölben Maria ruhte, stieg hoch über die Stadt empor, und Mathilde betrachtete ihn mit wechselnden Empfindungen der tief angeregten Brust. Thränen drangen ihr ins Auge, und sie wandte das Roß und ritt

stumm vor sich hin. Die jugendliche Seele, die fast noch in der Wiege der Kindheit bewußtlos ruhen sollte, war durch manchen Schmerz schon früher zum Leben erweckt worden, als eine so zarte Knospe in der rauhen Witterung der Wirklichkeit dauern mochte. Doch eben der Schmerz zeitigte sie früh, wie Gewitterregen die Früchte schnell und süß reift, wenn er sie nicht schon in der Blüte zerschlägt.

Am dritten Tage hatten die Reisenden das Schloß erreicht, und Mathilde begrüßte die heimatliche Gegend, die sie zum ersten male verlassen hatte, mit wehmüthigen Thränen. Denn ach, wie war nun alles anders geworden, seit ihr die Freundin, die Trösterin, dahingestorben war, an die sie sich sanft anlehnend hinaufschmiegte, wie die zarte Rebe an die schattige Ulme.

Sie bezog das Gemach wieder, in dem die Mutter mit ihr gemeinsam gewohnt hatte. Die reiche Gegend, die sie aus jedem Fenster desselben erblickte, schien ihr jetzt sich mit herbstlichem Trauergewande zu verhüllen. Das trauliche Gemach, in welchem sie sonst, während draußen der Sturm tobte und der Regen prasselnd gegen die Fenster schlug, in süßem Verein mit der Mutter alte Legenden gelesen und sich der heimlich vertraulichen Enge nur mehr erfreut hatte, kam ihr jetzt schauerlich und öde vor. Ihre Laute war verstimmt, und als sie ein wehmüthiges Lied zu singen versuchte, erstarben die Töne ihr auf den Lippen und lösten sich in einen bangen Seufzer auf, dem eine schimmernde Thräne folgte. Doch dies Lied ihrer tiefen Trauer hieß so:

Mein Herz muß ewig klagen
In seinen schönsten Tagen!
Nie wird der Thränen Quell,
Ihr Augen, euch versiegen,
Nie blickt ihr wieder hell!

Was willst du ewig weinen?
Noch manche Freuden scheinen
Mit hellem Sonnenstrahl,
Und trocknen deine Thränen
Und trösten dich zumal.

Von tausend Blumen schimmert
Von tausend Sternen flimmert
Die sonnig grüne Au,
Und über goldnen Wölkchen
Lacht dir des Himmels Blau.

Es wölbt im heil'gen Schweigen
Mit schattig kühlen Zweigen
Sich über dir der Wald,
Und wird dem bangen Herzen
So lieber Aufenthalt.

Hell blinken auch die Sterne,
Und leuchten dir so gerne
Mit ihrer milden Pracht;
Und lieblich kühlend wehen
Die Lüfte durch die Nacht.

Drum laß dein stetes Weinen;
Noch manche Freuden scheinen
Mit hellem Sonnenstrahl,
Und trocknen deine Thränen
Und trösten dich zumal!

Nimm all' auch diese Freuden;
Was sind sie meinem Leiden,
Was sind sie meinem Schmerz!
Willst meine Thränen stillen
So schenke mir ein Herz!

Es war dies ein Lied, welches ihre Mutter oft gesungen hatte, und erst jetzt verstand es Mathilde ganz.

Zehntes Kapitel.

Und sie lernte es mehr und mehr verstehen, denn sie fühlte sich sehr einsam. Einige trübe Wochen waren verstrichen, als sie in einer dämmernden Mondnacht vergeblich in den Armen des Schlummers sanften Trost suchte. Endlich erhob sie sich von ihrem Lager und trat an das Fenster. Im matten Schimmer des Mondlichtes, welches durch trübe Wolken gebrochen wurde, sah sie einige verhüllte Männer den Pfad zur Burg hinaufkommen. Zwei davon trugen eine verdeckte Bahre. Das Seltsame des Anblicks setzte sie in ein banges Erstaunen; sie verbarg sich hinter dem Vorhange und lauschte unbemerkt. Der Zug näherte sich der Burgmauer, wandte sich aber von dem großen Eingangsthore ab nach dem nördlichen, an den Fels gelehnten Theil des Schlosses, wo sich eine kleine Pforte befand. Bis an die Ecke des Gebäudes verfolgte Mathilde die Erscheinung mit unverwandten Augen, allein als die Männer umgebogen waren, konnte sie nichts mehr erblicken. Doch öffnete sie leise das Fenster und horchte hinaus. Sie vernahm deutlich, daß die kleine Mauerpforte geöffnet wurde. Nach einigen Minuten hörte sie wieder Stimmen von leise redenden Männern, doch konnte sie in der Stille der Nacht einige Worte unterscheiden. „Seid ihr aber auch sicher?“ fragte der eine. — „Ganz gewiß“, war die Antwort. — „Nun so soll euch euer Lohn werden“, erwiderte der erste vernehmbarer, da die Männer eben um die Mauer bogen, sodaß der Schall gerade zu Mathilden heraufkam, die jetzt mit höchstem Erstaunen deutlich ihres Vaters Stimme erkannte. Der bange Gedanke an einen Ueberfall, der sie anfangs erschreckt hatte,

war nun verschwunden, doch fühlte sie sich von wunderbaren Empfindungen bedrängt und ahnte ein dunkles Geheimniß. Noch mehr wurde sie darin bestätigt, als sie sah, daß ihr Vater mit seinen Begleitern den Bergpfad wieder hinabstieg, und, nachdem er wenige Minuten am Fuß des Berges im Gebüsch verschwunden war, zu Pferde wieder erschien und das Begrüßungszeichen seines Horns ertönen ließ. Unwillkürlich war sie also Zeuge einer That geworden, die Wolziska aufs sorgfältigste verbarg; und obwol sie nicht wußte, was geschehen war, so hatte sie doch hinlänglichen Grund, ihr Wissen von dem seltsamen Ereignisse zu verschweigen.

Der Graf ritt in die Feste ein, als sei er soeben angelangt; Mathilde kam ihm entgegen. Er empfing sie freundlich, doch kalt, wie denn überhaupt zwischen Vater und Tochter nur ein fernes Verhältniß bestand. Ja mit allen Menschen war Wolziska fremd; es schien, die Freude habe ihn ganz verlassen; nur er suchte sie auf, wo sie selten weilt, bei wilden Gelagen und Jagdfesten. Besonders aber seit diesem Tage schien alle Ruhe sein verstörtes Wesen zu fliehen; seine Lebensweise wurde aber nur desto wilder. Für Mathildens Art, die Tage zuzubringen, war es ein Glück, daß ihr Vater sich wenig um sie bekümmerte. Sie saß an trüben Tagen in dem einsamen Thurmgemach an einem Fenster, wo ihre Mutter oft zu sitzen pflegte. Dies war tief in die dicken Mauern eingelassen und bildete eine kleine Nische, die nur Raum für eine einzige Gestalt bot, die sich an dem in der Mauer angebrachten Tischchen beschäftigen wollte. Ein Vorhang schloß sie von dem übrigen Zimmer ab, sodaß man darin unbemerkt weilen konnte, selbst wenn eine Dienerin im Gemach beschäftigt war. Maria pflegte hier zu sitzen, wenn sie sich auf kurze Zeit selbst von ihrer Tochter trennen wollte; auch ihr Gebet verrichtete sie stets

10 *

auf diesem abgeschiedenen Platze. Die liebe Stelle war Mathilden ein theures Erbe, und wenn sie sich dort befand, wähnte sie, der sanfte Geist ihrer hingeschiedenen Mutter weile tröstend und schirmend bei ihr. Doch auch die Liebe zu einsamen Wanderungen in das Gebirge, oder durch die Bogen des dunkeln Thals am Strom hinauf war Mathilden von der Mutter überkommen. Der Genuß der frischen erquickenden Lüfte erheiterte wunderbar ihr Gemüth und gab ihr Kraft, ihr einsames Dasein mit dem Muth der Ergebung zu tragen. Die Gaben der Natur sind dem Menschen stärkend erfreuende Genüsse, und wessen Herz für sie empfänglich ist, der wird selten des Trostes entbehren. Die ahnungsvollen Stimmen des rauschenden Waldes berühren die verborgensten Saiten unsers Gemüths und lassen sie verwandt ertönen, wie die zarten Klänge der Aeolsharfe. Die goldbeflügelten Wolken, die leicht durch die blaue Flut des Himmels schweben, regen ein tief inwohnendes Gefühl der Sehnsucht in die Weite, Ferne, Fremde an; ihnen scheint erfüllt zu werden in ihrer hohen, weitschauenden und ungehemmten Bahn, was unsere Wünsche stets vergeblich erstreben. Winter und Sommer, Frühling und Herbst — sie alle tragen Farben, die mit den Mischungen unsers Gemüths übereinstimmen. Und dringt der Blick der Sonne nicht ins Herz, wie Worte des Freundes? Lächelt der Mond uns nicht wehmüthig hold an, wie eine theilnehmende Schwester unserer Schmerzen? Und stehen nicht am ehernen Gewölbe des Himmels die goldenen Gestirne, selbst in der finstersten Nacht strahlend und mildleuchtend in unveränderter Klarheit, wie die heiligen Zinnen des Glaubens? Fromme duldende Mathilde! Dein Schmerz wird dein Trost, dein Leid deine Freude; denn alle die Thränen und die bange zitternde Wehmuth, die dir aus Erinnerung und Hoffnung,

aus Liebe und Sehnsucht und aus der überdrängenden Gegenwart der hohen Natur entspringen — heilige Empfindungen, die die Mutter in dir pflanzte, und die dich jetzt die unendliche Leere einer Welt erst empfinden lassen, die durch ein liebendes Herz gefüllt war —, alle diese edlern Kräfte deines Gemüths werden jetzt Heilkräfte ihrer eigenen Schmerzen, und du erkennst, daß man nur durch ein hohes Glück zum Bewußtsein großer Schmerzen gelangen kann, wie wir einer Sonne bedürfen, um die Schauer der Nacht zu verstehen.

Elftes Kapitel.

In dieser einsamen Stellung reifte Mathildens Gemüth, das nun ganz auf sich allein angewiesen war, zu einer seltenen innern Stärke heran. Einzig die alte Wilissa hatte ihr Vertrauen; allein mehr, weil das redliche Herz und das Wohlwollen derselben gegen die Gebieterin sich öfter als einmal bewährt hatten, als weil sie im Stande gewesen wäre, das innerste Leben in Mathildens Brust zu begreifen. Auf den geliebten Wanderungen blieb sie daher immer einsam. Innere Selbständigkeit führt auch zu einer äußerlichen Zuverlässigkeit auf sich selbst. So durchstreifte Mathilde die Umgegend weiter und in einsamern Gebieten, als es fast eine schüchterne Jungfrau hätte wagen mögen. Fels und Wald wurden ihr vertraut, und die Welle rauschte zu manchem Liede, das die Schöne ihr sang, eine wunderbare Begleitung. Oft aber zogen auch die ragenden Gipfel mit ihrer düstern Bewaldung den Schritt der einsam Wal-

lenden zu ihrer Höhe hinan. Dann mußten tiefere Thäler durchgangen, dunklere Schluchten und steilere Felswände hinangestiegen werden. Mancher Pfad war nicht ohne Gefahr, belohnte sich aber durch schauerlich herrliche Blicke in die Tiefe. Auf einem dieser Wege verlor sich Mathilde in die unbetretenste Wildniß. Von allen Seiten starrten Felsen um sie empor und hingen die drohenden Häupter über die enge Kluft; uralte Fichten wurzelten auf nacktem Gestein und drohten jeden Augenblick zerschmetternd herabzustürzen, wenn der heulende Sturm sie ächzend beugte und schüttelte. Ein dunkles Wetter umzog den Himmel. Jetzt faßte doch einige bange Scheu die Einsame an, und sie suchte wie eine schüchterne Waldtaube Zuflucht in den Felsspalten. Eine Höhle entdeckte sich von ferne ihren Blicken; sie ging darauf zu, erreichte sie, trat hinein und bemerkte mit Erstaunen einiges Geräth, das ihr anzeigte, diese Kluft sei bewohnt. Ein Lager von Moos, zusammengerafftes Holz, eine Spindel überzeugten sie vollständig von ihrer Vermuthung. Da die Spalte sich tief in den Fels zu winden schien, ging sie noch einige Schritte hinein, fand es aber zu finster, um sich weiter zu wagen. Indeß hatte der Donner schon lange zu rollen begonnen und schwere Regentropfen fielen. Der dumpfe Klang tönte schauerlich im Felsgewölbe wieder. Plötzlich geschah ein furchtbarer Schlag, und ein schweflichter Blitz erhellte Thal und Höhle. Entsetzt wandte sich Mathilde um, und in dem Augenblick, da sie ihr Gesicht der Oeffnung zuwendete, stürzte ein Weib mit grauem flatternden Haar und wilden Augen, in dunkle Kleidung gehüllt, in die Höhle. Der Feuerstrom des Blitzes, der sie flammend beleuchtete, der prasselnde Regen und krachende Donnerschlag, der sie anzukündigen schien, machte den Anblick so furchtbar, daß Mathilde voll Entsetzen mit einem Schrei zusammenfuhr, den

jedoch das Weib wegen des tosenden Donners nicht vernommen zu haben schien. Die Alte warf sich auf das Mooslager nieder und gab, vor Frost schauernd, dumpfe, wimmernde Töne von sich. Angstvoll drückte sich Mathilde in die dunkelsten Ecken der Höhle und flehte zitternd um Errettung. Nach einigen Minuten wurde es still und Mathilde vermuthete, sie schlafe. Kein Unwetter hielt sie mehr zurück; mit bebenden Schritten schwebte sie an dem Lager der Alten vorüber, um zu entfliehen. Als sie an ihrem Haupte vorbeistreifte, warf sie einen zitternden Seitenblick auf sie, und erschrak vor den tiefgefurchten gramzerrissenen Zügen. Elend und Armuth waren unverkennbar. Sie besann sich, daß sie Gold bei sich trüge, zog rasch den seidenen Beutel aus dem Busen, warf ihn auf das Moos und flüchtete hinaus, ohne des furchtbaren Wetters mehr zu achten. Wie eine Gemse eilte sie schwebenden Laufs den Felspfad hinauf und hinab, und ruhte nicht eher, bis sie ein freies Thal erreicht hatte. Hier sank sie erschöpft, durchnäßt, von kalten Schauern geschüttelt unter einem Baume nieder, um sich zu erholen. Das Wetter verzog sich indessen und die Müde gewann einige Kräfte. Mit Anstrengung erreichte sie endlich bei der sinkenden Sonne das Schloß. Von dem Abenteuer im Gebirge schwieg sie; ihr verstörtes Ansehen war durch das Ungewitter hinlänglich begründet. Seit jenem Tage aber vermied sie das allzu kühne Schweifen in die unwirthbaren Seitenthäler des Gebirgs. Ueber alles blieb ihr aber der Weg am Strome hinauf und die schon früher angedeutete Lieblingsstelle ihrer Mutter theuer.

So verstrich der Sommer, der Herbst; den Winter überdauerte sie schwerer in der finstern Burg, wo sie die stete, wenn auch nur ferne Zeugin der wüsten Lebensweise ihres Vaters war. Nahte sich aber endlich der Lenz, dann kehr-

ten, gleich Wandervögeln, die einsam wehmüthigen Stunden, die ihr so lieb waren, zurück. In diesem einfachen Kreis der Beschäftigung reihten sich unbemerkt die Jahre nach und nach auf, wie sich aus den fallenden Körnern Sandes, die das Auge kaum unterscheidet, unbemerkt eine Stunde bildet, die so viel in sich fassen kann, Leid wie Freuden. So hatte sich Mathildens knospender Reiz der Kindheit zur lieblichsten Schönheit der Blüte entfaltet, und mit ihr waren Herz und Sinn zur edelsten Tugendkraft und zartesten Anmuth vollendet.

Zwölftes Kapitel.

Drei Jahre waren nun seit Mariens Tode verstrichen, ohne daß sich in Mathildens äußerer Lebensweise etwas entscheidend Veränderndes zugetragen hätte. Eines Tags wanderte sie am Strom hinauf, um auf dem vorspringenden Fels, dem Lieblingssitz ihrer Mutter, einige Stunden mit ihrer Laute zuzubringen und in einem heiligen Buche zu lesen, das ihr Beichtvater aus den Schriften seines Klosters ihr geliehen hatte. Als sie sich an der reizenden Stelle auf den Rasen gesetzt hatte und den ruhigen Strom und die grünen Ufer mit stillem Entzücken überblickte, hörte sie plötzlich den angenehmen Klang eines Jagdhorns nicht weit hinter sich im Gebüsch. Zugleich schlug ein Hund an. Beides gab das Echo der Berge zurück. Wolziska pflegte nie in dieser Gegend zu jagen, daher war Mathilde äußerst erstaunt

über die seltene Erscheinung. Als sie noch umherschaute, um genauer zu beobachten, woher der angenehme Ton gekommen war, rauschten die Büsche und zwei schlanke Windspiele sprangen leicht über den weichen Rasen dahin. Wenige Augenblicke nachher trat ein junger Mann in Jagdkleidern, den Bogen auf der Schulter, ein Horn an der Seite, mit edelm Anstande aus den getheilten Zweigen hervor. Mathilde sah ihn mit überraschtem Erstaunen, und in seinen Zügen erschien ihr etwas wie längst bekannt. Plötzlich aber trat das trübe Bild der Erinnerung klar aus dem dunkeln Hintergrund der entfernten Zeit hervor, und sie rief aus: „Er ist es, es ist mein Retter!“ Der Jüngling, der die seitwärts Sitzende noch nicht bemerkt hatte, fuhr bei dem Ertönen ihrer Stimme aus dem Zustande eines in Gedanken tief Versenkten rasch empor. Als er die blühende Gestalt der Jungfrau vor sich sah, flog eine dunkle Röthe über seine Wangen, doch in dem Auge blitzte ein flammender Strahl. Mathilde senkte schüchtern ihre Wimpern, doch gewann sie schnell die Fassung wieder und redete den höchst Erstaunten mit hold tönenden Worten an: „Gewiß erkennt Ihr mich nicht mehr; doch habe ich Eure Züge wohl im Gedächtniß behalten, obgleich ich sie nur einmal im dämmernden Mondlicht gesehen. Erinnert Ihr Euch nicht, daß Ihr ein junges Mädchen, fast ein Kind, zu Prag aus den Händen eines nächtlichen Räubers errettet habt?“ — „Und wärst du es wirklich, unbegreiflich holde Gestalt?“ entgegnete der Staunende, „du selbst, die dort so spurlos verschwunden war? Ja, es ist so, ich erkenne die unvergeßlichen Züge wieder, die ich nur im bleichen Lichte der Angst und des Mondes gesehen! O zürne nicht meiner Freude, der ersten seit jenem Tage! Nach dir forschte ich und suchte, durchstrich Berg und Thal, von dir träumte ich

wachend und schlummernd, und noch jetzt kann ich mich nicht überzeugen, daß mich nicht ein Traumgesicht täusche. Bist du es wirklich? Laß mir deine Hand, daß ich Glauben und Vertrauen gewinne, denn mein Auge ist ein zu schwacher trüglicher Zeuge für solch ein Glück." Bei diesen Worten ergriff er die Hand der Zitternden, die sie ihm willenlos reichte und ließ. Er hielt sie mit sanftem Druck und blickte noch immer staunend und zweifelnd in Mathildens Auge. Und wie wenn ihn eine höhere Gewalt der heiligsten Ehrfurcht vor dem Bilde der Mutter Gottes niederbeugte, so sank er ihr zu Füßen nieder, ohne seinen Blick von ihrem Antlitz zu wenden, wie ein Flehender zu seiner Heiligen hinaufschaut, während er anbetend vor ihr kniet. Sie beugte sich ihm leise entgegen und wollte lächeln, doch es drang ihr eine Thräne ins Auge. Da überwältigte auch ihn ein ungeahntes Gefühl und ein Strom heißer Thränen verdunkelte seinen Blick. Heftig drückte er die Lippen gegen Mathildens Hand. Sie wollte ihn emporheben, doch wie ermattet sank sie herab und er empfing sie an seinem Herzen, stumm, in unendlicher Seligkeit. Eine göttliche Hand hatte den trüben Schleier des Lebens gehoben, und der freie enthüllte Blick sah den Himmel in seiner seligen Pracht. Bewußtsein und Berechtigung der Liebe durchflammte die Herzen in einem Augenblick, denn dazu bedarf es nicht Zeit noch Willen. Im Heer der ziehenden Wolken berühren sich zwei und ein erleuchtender Strahl durchflammt sie beide mit göttlichem Licht. Tausend goldene Saiten spannen sich über die Harfe des Weltalls und bleiben stumm, doch der Hauch Gottes weht hinüber, und die verwandten Töne klingen in eine entzückende Harmonie zusammen.

In stummen Thränen brach sich die aufgehende Sonne ihres Lebens zu einem farbigen Bogen, auf dem sie von

der Erde zu den Räumen des Himmels emporschwebten. Und die Erde und ihre Zeit waren vergessen. Sie übersahen den warmen, glühenden Abschiedsblick der Sonne, hörten nicht die leisen Schritte der nahenden Dämmerung und Nacht, und des Mondes freundlicher Gruß blieb unbemerkt. Doch plötzlich tönte eine Stimme hinter ihnen: „Fräulein, Fräulein, Maria und Joseph, hier muß ich Euch finden?“ Es war Wilissa. Die Liebenden waren bestürzt, trotz ihrer kindlichen Schuldlosigkeit; denn das ahnt die unbefangenste Liebe, daß sie nur unter dem schirmenden Flügel des Geheimnisses weilen darf.

Dreizehntes Kapitel.

„Aber, Fräulein“, rief Wilissa, „um Himmels willen, wie bleibt Ihr so lang aus! Der Graf läßt Euch schon seit zwei Stunden aufsuchen, weil er nothwendig mit Euch sprechen will und eiligst verreisen muß. Und hier muß ich Euch finden? So spät?“ — „Gute Wilissa“, unterbrach Mathilde, „sieh hier den Retter meines Lebens an jenem schrecklichen Abend zu Prag; sei nicht böse, daß ich dir Mühe gemacht.“ — „Kommt nur gleich nach Hause, Fräulein, ich will Euch nicht verrathen“, drängte die Amme. Mathilde erröthete, erwiderte aber nichts. Sie stiegen hinab, der fremde Jüngling, dessen Name Jaromir war, mit ihnen. Im Thale nahm Jaromir Abschied von Mathilden, die ihn vergeblich bat, daß er sich ihrem Vater noch heute zeigen

möge. Auch Wilissa widerrieth dies und sprach: „Wir können ja den Ritter in die Burg aufnehmen, morgen, oder wenn Ihr wollt und er darf alsdann bleiben, bis der Graf zurückkehrt; aber heute möchte der Verdruß und die Sorge des Herrn Grafen Euers Außenbleibens wegen den dankbaren Empfang erkalten!" Mathilde fühlte, daß dies wahr sein könnte und widerstrebte nicht länger. Jaromir ging thalaufwärts, Mathilde mit der Pflegerin eilig nach dem Schlosse zu. Eben war Wolziska im Begriff, zu Rosse zu steigen, als sie an der Pforte ankamen. Zürnend blickte er Mathilden an, doch sagte er ihr kein rauhes Wort, sondern fragte nur kalt: „Wo warst du so spät? Ich mußte dich dringend sprechen. Jetzt aber bin ich eilig; oben in deinem Gemach liegen einige Schriften, die du durchlesen kannst, um das nächst Nöthige zu erfahren. In acht Tagen denk' ich wieder zurück zu sein. Gehabt euch indessen wohl." Mit diesen Worten schwang er sich in den Sattel und ritt, von zwei Dienern begleitet, davon. Mathilde stieg in den Thurm hinauf. Auf dem Tisch lag eine Pergamentrolle, auf deren Inhalt sie wenig gespannt war. Dennoch entfaltete sie dieselbe gedankenlos. Aber wie erstaunte sie, als sie fand, daß es ein Brief des Herzogs von Böhmen an ihren Vater sei, der folgendermaßen lautete:

„Lieber Graf Wolziska!

„Die Schönheit und Sittigkeit Eurer Tochter haben, wie man mir sagt, ihre schönste Blüte erreicht und sie soll der Mutter sehr gleichen. Es ist nun Zeit, daß ich Euers Uebereinkommens mit mir gedenke und ihr einen Gatten wähle. Es sind jetzt zu Prag die edelsten Ritter Böhmens versammelt; kommt selbst und besucht uns, so werdet Ihr leicht eine Auswahl mit mir treffen. Alsdann wollen wir

insgesammt auf Euer Schloß kommen, und Eure Tochter mag aus denen, die wir für würdig erkannt haben, einen Ehegemahl wählen. Aber beeilt Euch, denn ich fürchte die Abreise einiger trefflichen Ritter und möchte sie nicht gern früher durch diese Versprechung zurückhalten, als ich Eure Meinung über sie weiß. Gruß der schönen Mathilde!

Boleslaus,
Herzog von Böhmen."

Mathilde erblaßte im Todesschrecken, doch gewann sie noch so viel Fassung, daß sie bebend das zweite Blatt las. Dies war um drei Jahre älter, und bald nach dem Tode ihrer Mutter geschrieben. Es lautete so:

„Lieber Graf Wolziska!

„Eure edle Gemahlin ist dahin! Ich bringe Euch jetzt eine Bitte, die sie mir früher gethan, und die ich auch Euch schon mitgetheilt, in Erinnerung, nämlich die, daß ich selbst für die Vermählung Eurer heranblühenden Tochter Mathilde sorgen dürfe. Maria hatte mir ihr Vertrauen geschenkt, und mich dünkt, Ihr dürftet mir, ohne Euerm Vaterrecht zu nahe zu treten, dieses Vorrecht gestatten. War doch mein eigener Vater der Stifter Eurer Ehe; so laßt Euern jetzigen Herzog die Verbindung Eurer Tochter schließen, wobei er, wie bei einer eigenen, nur auf ihr Glück sehen wird. Gott zum Gruß.

Euer geneigter Herzog Boleslaus."

Zitternd, mit verdunkeltem Blick hatte Mathilde zu Ende gelesen und die beklemmendste Angst des Herzens übernahm sie. O wäre jetzt Jaromir in ihrer Nähe gewesen, daß sie hätte erforschen können, ob er sich kühn unter die Freier zu stellen wagen dürfte! Dann wäre Vertrauen in ihr Herz

zurückgekehrt und sie hätte von der Güte des Fürsten ihr Glück erfleht. Aber so wußte sie nicht, wer Jaromir sei, noch woher er stamme; doch daß er nicht zu den Edelsten des Reichs gehörte, die zu ihrer Hand berechtigt waren, das konnte sie ahnen, obwol er ihr nichts davon entdeckt hatte. Unter bangen Thränen wachte sie den Morgen heran. Als die ersten Strahlen sich golden an den Spitzen der Berge zeigten, verließ sie die Burg. Kaum war sie am Fuße des Felsen, auf dem das Schloß stand, als sie schon Hörnergetön zu vernehmen glaubte. Und wirklich sprangen ihr nach einigen Augenblicken auch schon die beiden schlanken schneeigen Windspiele entgegen und drückten das kluge Haupt liebkosend an der schönen Freundin ihres Herrn hinauf. An einer Krümmung des Thals trat ihr auch Jaromir entgegen, der eben rasch um den Fels bog, als sie die Wendung machte. Mit seliger Entzückung sanken sie einander in die Arme. Es schien ihnen, als sei mit dem Morgenstrahl ihre Liebe neu und schöner erblüht. Sie hielten sich mit innigster Seligkeit eine Zeit lang umschlossen; dann wandelten sie das frisch leuchtende Thal hinauf. Mathildens Arm legte sich weich um den stolzen Nacken ihres Begleiters, die andere Hand ruhte sanft in der seinigen. Er hatte die Rechte kühn umfassend um ihre schlanke Gestalt gelegt und schien sein Glück leicht im Arme zu wiegen. Der spielende Morgenwind säuselte durch die dunkelbraunen herabwallenden Locken Mathildens, und die Sonne schien golden flimmernde Sternchen hineinzuflechten. Jaromir neigte sich mit leiser Biegung des Nackens gegen die Stirn der Geliebten und sein selig herabblickendes Auge verlor sich in ihrem süß und liebevoll aufschauenden Blick. Der Strom schien seine Wellen zu hemmen, um die schönen Gestalten klarer abzuspiegeln, und man hätte glauben können, der Strahl des Morgens

weile mit Entzücken auf ihnen. So klimmten sie den umbüschten Pfad zu dem geheiligten Sitz von gestern hinan und ließen sich dort auf dem Rasen nieder. Die treuen Windspiele Jaromir's legten sich ihnen zu Füßen, als wollten sie das Glück ihres Gebieters bewachen. Mathilde kämpfte mit bangen Ahnungen und trüber Besorgniß, doch verschwieg sie dem Geliebten, was sie beängstige, und bat ihn nur schmeichelnd: „Du bist mir stets, wie ein Gott vom Himmel, plötzlich und heilbringend erschienen, aber sag' mir jetzt, wer bist du, woher kommst du, wo lebst du?"

Vierzehntes Kapitel.

„Du Holdselige", erwiderte Jaromir, „meine Tage waren bisher trübe und verworren; ein ewiges Getümmel mit wenig ruhigen Augenblicken, von denen ich gern schweigen möchte, wenn du nicht davon zu hören wünschtest; doch so wird mir auch das eine Freude. Die Erinnerungen meiner Jugend sind sehr dunkel, doch besinne ich mich, daß ich an dem Ufer eines Stroms wohnte, und fast will mir's scheinen, als sei dieses Thal meine Heimat. Wie alt ich dort wurde, weiß ich nicht, doch ist mir's dunkel im Sinn, daß wir das Haus plötzlich in der Nacht verlassen mußten, und eine lange Reise machten. Damals hatte ich noch eine Mutter, wie mir däucht, denn noch immer schwebt mir die Gestalt einer schönen Frau vor, die mich oft küßte und liebkoste. Die Reise gab mir so viele verschiedene Eindrücke, daß ich von dort an über meinen Aufenthalt nicht mehr

recht sicher bin. Ganz dunkel ist mir im Sinn, als ob wir einige Zeit in einem Schlosse gewohnt hätten, das durch eine Zugbrücke verschlossen wurde; wenigstens besinne ich mich, daß ich an dem letzten Tage, den ich daselbst zubrachte, über eine Brücke gekommen bin. Ich ging nämlich mit einer ältern Frau im Walde spazieren. Sie sammelte Blumen und ich half ihr pflücken. Da sprangen plötzlich, ich weiß es noch wie heute, drei wilde Männer aus dem Busch und warfen meine Begleiterin nieder. Ich schrie laut um Hülfe, doch ein Schlag betäubte mich, und von da an ist eine große Lücke in meiner Erinnerung. Jetzt weiß ich nur noch, daß ich im Hause eines deutschen Ritters aufgewachsen bin, der mir erzählte, er habe mich in Mähren aus Räuberhänden befreit. Dieser tapfere treffliche Mann nahm mich auf vielen Reisen und Abenteuern mit sich und unterrichtete mich in dem Gebrauch der Waffen. Allein zu Prag, an jenem Abend, wo ich dich fand, wurde er von Räubern angefallen und ermordet. Seit der Zeit streiche ich ohne Heimat, ohne Freunde in der Welt umher; dich aufzusuchen war mein einziger Gedanke, doch fast hatte ich alle Hoffnung verloren, dich jemals wiederzufinden; denn das Haus, wo ich dich verschwinden sah, war verschlossen und niemand wußte mir andern Bescheid zu geben, als daß ein fremder Graf einige Tage dort gewohnt habe. Sicher hätte ich indeß Nachrichten von deinem Aufenthalt eingezogen, allein ich erfuhr, daß man mich für den Mörder meines Pflegers hielt, und deshalb mußte ich noch an demselben Tage aus der Stadt flüchten. Ganz Böhmen durchstreifte ich mehrere Monden; dann zog ich theils aus Noth, theils aus Kummer in den Krieg gegen die Polen. Seit wenigen Wochen bin ich zurück, und wollte eben jetzt nach Prag, um dich dort aufzusuchen. Nur ein

einziges mal, in den ersten Wochen meines Umherstreifens vor drei Jahren, glaubte ich dich aufgefunden zu haben. Es war im südlichen Böhmerwald. Dort kam ich eines Abends mit der sinkenden Nacht vor ein festes Felsenschloß. Die Zugbrücke war aufgezogen; niemand wollte auf meinen Hornruf Bescheid geben. Anfangs glaubte ich, die Burg stehe unbewohnt. Doch bald entdeckte ich Licht in dem Fenster eines Thurms, dem ich mich jedoch, wegen der größern Breite des Grabens vor demselben, nicht sehr nähern konnte. Beim schwachen Ampelschimmer sah ich eine edle weibliche Gestalt in dem kleinen Gemach auf= und niedergehen. Stets wähnte ich dich zu erblicken, wo nur ein weibliches Gewand schimmerte. Noch einmal stieß ich daher heftig ins Horn und begehrte Einlaß. Doch ward mir keine Antwort. Mit Lebensgefahr kletterte ich einen Fels hinan, von dem ich in das Gemach hineinsehen konnte. Da gewahrte ich denn, daß es eine fremde, schon ältere Frau war, die aber Spuren von hoher Schönheit zeigte. Sie ging unstet umher, stand dann plötzlich still und schien mit sich selbst zu reden; dann zog sie ein kleines Bild aus dem Busen und betrachtete es mit schmerzlichem Ausdruck, worauf sie in heftige Thränen ausbrach. Ich weiß nicht, warum sie mich so wunderbar rührte, aber ich war wie gebannt auf meinen gefährlichen Sitz. Gegen Mitternacht trat der Mond hinter den Spitzen der Waldberge hervor. Da öffnete sie das Fenster, lehnte sich hinaus, nahm dann eine Laute, griff einigemal wehmüthig in die Saiten und begann endlich mit leiser Stimme ein schmerzlich tief rührendes Lied, dessen Weise mir ewig im Herzen widertönen wird. Die Worte verstand ich nicht, aber es ergriff mich so im Innersten, daß ich hinüberrief: Wer bist du, Unglückliche, kann ich dir helfen, dich trösten? — Darauf

stieß sie einen heftigen Schrei aus und sprang zurück. Eine Dienerin ließ die Vorhänge herab. Ich saß noch eine Zeit lang stumm und hoffte sie wieder zu erblicken. Allein nur eine Seitenpforte in der Mauer öffnete sich, aus der ich mehrere Männer mit Fackeln und entblößten Schwertern hervorkommen sah, die mich zu suchen schienen. Leise kletterte ich deshalb den Felsen höher hinan, bis der Pfad sich in den Wald verlor und ich den Bemühungen der Verfolger entschwand. Nach einiger Zeit kam ich noch einmal in die Nähe des Schlosses, aber da war alles öde und erstorben.

Funfzehntes Kapitel.

Hier hielt Jaromir inne. Mathilde sah mit thränenden Augen vor sich nieder; endlich wagte sie schüchtern die vergebliche Frage: „Du kennst also deine Aeltern, deinen Ursprung nicht, und hast kein Zeichen, sie aufzufinden?“ — „Nein, es wäre denn ein kleines Schnürchen von Haaren geflochten mit einem Crucifix, das ich von Kindheit auf trage; doch habe ich schon ähnliche gesehen, und meine Mutter selbst möchte das nach so langer Zeit nicht mehr unterscheiden können.“ Mathilde brach in Thränen aus und erzählte endlich mit ersterbender Stimme, was ihr bevorstehe. Jaromir hörte sie finster an, dann sprach er: „Siehst du, das hab' ich geglaubt, sowie ich dich sah. Ich bin ein ausgestoßener Fremdling; ich weiß nicht, was ein Vater, nicht, was eine Mutter ist, die Namen Bruder, Schwester

sind mir fremd. Der süße Laut, mit dem du mich Geliebter nanntest, war mir ein reicher Ersatz für alle Entbehrungen der Liebe, die ich mein ganzes wüstes Leben hindurch geübt. Aber auch das soll ich nicht mehr hören! Mir hat es der erzürnte Himmel bestimmt, ich sollte allein sein in der Welt. O Mathilde, von dir werde ich mich schwer scheiden!" — „O der Tod ist mir tausendmal süßer als Trennung von dir", rief Mathilde aus und sank ihm ans Herz. — „Süßes, einziges Leben!" sprach Jaromir mit fast bebender Stimme, „hast du Muth und Liebe, so flüchte mit mir. Mein Arm soll dich schirmen, pflegen, nähren." Mathilde sah ihn mit staunendem Ernst an. Sie schien mit einem großen Entschluß zu kämpfen; ihre stets muthige Seele sprach endlich ein festes: „Ja, ich will", aus. „Aber laß uns", fuhr sie fort, „laß uns nicht das Aeußerste thun, ehe es die Noth gebietet. Ich werde meinen Vater, du wirst den Herzog anflehen, und ich fühle in der Brust eine süße Hoffnung, der ich vertraue." Jaromir versprach ihr zu folgen. So schwanden die Tage bis zur Rückkehr des Grafen. Diese erfolgte in Begleitung des Herzogs und vieler Ritter. Das ganze Schloß wurde besetzt, ja es mangelte fast an Raum, die vielen Gäste zu beherbergen. Der Verwalter wollte daher den nördlichen Flügel, der schon seit Jahren unbewohnt war, ebenfalls öffnen und einrichten lassen, allein der Graf verbot es mit der bestimmtesten Strenge, obwol dadurch der nöthige Raum überflüssig herbeigeschafft worden wäre. Mathilde wurde dem Herzog vorgestellt, der sie mit mehr als Wohlwollen und Freundlichkeit aufnahm. Von der Vermählung wurde indeß nicht gesprochen. Allein Jaromir hatte sich dem Grafen Wolziska gezeigt, und Mathilde stellte ihn ihrem Vater als den Retter ihres Lebens vor. Der Graf nahm ihn kalt, doch ehrenvoll auf, obwol

es ihm sehr misfiel, daß Jaromir aller Forschung nach seinen nähern Verhältnissen streng auswich. Jedoch daß er in ritterlichen Kämpfen geübt sei, zeigte er am ersten Tage, als er sich in einer scherzhaften Waffenübung bei weitem als der Gewandteste und Kühnste bewährte. Der Herzog schien ihm sein Wohlwollen zu schenken, und dies gab den Hoffnungen Mathildens neue Schwingen. Von ihrer Vermählung mit einem der anwesenden Fremden wurde jedoch nicht gesprochen; es schien, als wollte der Herzog zuvor ihre Neigung ausforschen, um ihr dann einen der Ritter zum Gemahl vorzuschlagen. Deshalb schwiegen auch die beiden Liebenden noch, um sich nicht zu früh zu verrathen, und Jaromir that alles, um sich als kühner ritterlicher Mann zu zeigen und des Herzogs Neigung zu gewinnen. Eines Abends beim Entkleiden sprach Wilissa zu Mathilden: „Fräulein, ich bin bang um Euch, Ihr scheint keinen der Ritter hier lieb zu gewinnen, als den einen, der Euerm Vater verhaßt ist.“ — „Verhaßt? Wer sagt dir das?“ rief Mathilde. — „Ach“, erwiderte die Alte, „ich belauschte gestern ein Gespräch zwischen dem Herrn Grafen und einem fremden Ritter, dem er Euch zur Gemahlin zu geben versprach, wenn er den schönen Jaromir bald aus der Burg und Gunst des Herzogs vertreiben wollte.“ — „O Himmel!“ rief Mathilde, „wär' es möglich“, und schlug weinend die Arme um Wilissa's Nacken. „Ach hilf mir, gute Wilissa, denn ich bin verloren, wenn ich ihm entsagen soll!“ — „Ach, mein liebes Fräulein, wenn ich doch ein Mittel wüßte! Aber ja, ich weiß eins, nur müßt Ihr mich nicht verrathen; aber habt Ihr auch Muth, Fräulein?“ — „Alles, alles, was du willst, thu' ich, wenn du mich nur retten kannst!“ — „Hört, Fräulein, aber lacht mich nicht aus, denn ich weiß es gewiß. Gestern war eine Frau im

Schloß, die ich schon lange kenne; sie ist drüben aus dem Gebirge. Die hat mir erzählt, daß in dem Höllenthal, das kennt Ihr ja, eine Zaubermutter wohnt, die alles Künftige weiß, und Liebestränke kochen kann, daß man den gewiß zum Gatten bekommt, der davon getrunken hat. Schüttelt nicht den Kopf, Fräulein; ich könnt' Euch viel erzählen, wie auch mir eine weise Mutter in meiner Jugend einmal geholfen hat. Aber es war schauerlich! Ach, wenn ich daran denke, wie wir in der Hexenküche waren! Gott verzeih mir die Sünde, ich möchte keine Zauberin sein, aber guten Rath kann man dort bekommen! Wollt Ihr zu ihr gehen?" Mathilde stand zitternd, denn sie ahnte, daß von der fürchterlichen Frau die Rede sei, der sie einst im Gebirge begegnet war. Doch sie faßte schnell den Entschluß, den Rath der Alten zu befolgen. „Liebe Mutter, ich glaube deinem Worte", sagte sie; „willst du mich aber begleiten?" — „Jesus Maria!" rief Wilissa, „mit tausend Freuden, und wenn es in den Tod ginge." — „So laß uns gleich aufbrechen, denn wer weiß, was morgen geschieht", rief Mathilde hastig; „komm, komm, ich will nichts fürchten." — „Aber laßt uns doch vorsichtig sein", sprach die zitternde Alte, „und erst einen Rosenkranz beten, denn eine Sünde bleibt es doch wol; was will aber ein armes gequältes Herz anfangen?" So begann sie unter Zittern mit der geliebten Mathilde zu beten. Da schlug die Schloßuhr die zehnte Stunde an. Jetzt war es Zeit, aufzubrechen, denn sie hatten zwei Stunden Wegs, und die Zaubermutter ließ nur um Mitternacht Leute zu sich.

Sechzehntes Kapitel.

Mit furchtsamen Schritten machten sich die beiden Frauen auf den Weg. Sie vermieden das große Burgthor und wählten eine kleine Mauerpforte zum Ausgang, die gegen Nordost stieß. Ein schmaler Pfad führte von dort durch Dornen und Gestrüpp den Felsen hinab ins Freie. Gemeiniglich war diese Pforte verschlossen und bewacht; allein jetzt, da so viele Ritter in der Burg waren, deren zuverlässige Mannschaft überdies zum Theil in der Umgegend in Dörfern und Gehöften beherbergt wurde, hatte man sich der Sorge gegen unvermutheten feindlichen Ueberfall und Verrath überheben können. So erreichten Mathilde und Wilissa unbemerkt das Freie. „Seht, Fräulein", sprach die Pflegerin leise, „dort oben im Thurme ist noch Licht." Die Fenster, die zu Jaromir's Gemach gehörten, waren noch erhellt. Mathilde sah hinauf und seufzte leise: „Gewiß gedenkt er meiner noch; o wüßte er, was ich jetzt um ihn wage!" Mit hastig ängstlicher Eile ging sie vorwärts das Thal hinauf; Wilissa konnte ihr nur mit Mühe folgen. Die Nacht war dunkel, denn der Mond stand noch tief hinter den Bergen und den Himmel umzog düsteres, zerrissenes Gewölk. Der Strom rauschte schauerlich über die schwarzen Felsen, die ihn sperrten; in den Wipfeln der Bäume wogte es unruhig; undurchdringliche Nacht verbarg die alten Stämme und schien ein banges Geheimniß zu verhüllen. Wie ein ferner, ängstlicher Ruf der Klage tönte der Wind von Zeit zu Zeit durch das tiefversperrte Thal. Mathilde wurde von Bangigkeit fast überwältigt. Nicht

die Nacht, nicht die Schauer des Waldes hätten es gethan; das sorgende Herz schlug aber in banger Unruhe, die es sich selbst geboren hatte, und in solchen Stunden werden die leise in der Brust schlummernden Gestalten des Schreckens schon durch ein flüsterndes Rauschen der Blätter zu ängstlichen Träumen aufgestört; ja die Stille selbst kann sie schauerlich erwecken. Der Weg bog sich jetzt vom Strom abwärts nördlich in das Gebirge hinein; nun umnachtete sie der Wald und umtönte sie von allen Seiten mit murmelnden rauschenden Stimmen. Wie ein bleiches Gespenst schimmerte der schäumende Wildbach aus der Tiefe des Grundes durch die schwarzen Gebüsche; durch die Wipfel blinkte kaum ein mattes, schnell verschwindendes Sternchen. Die hastig wandelnden Frauen sprachen kein Wort; nur ihr tiefes beängstigendes Athmen vernahmen sie gegenseitig, und jede fand an der andern das vergrößernde Maß ihrer eigenen Besorgniß.

Sie standen auf der Höhe eines Berges. Schroff, schwarz, gefährlich senkte sich die Bergwand vor ihnen hinab in das furchtbare Höllenthal. Hohe Felsthürme umstarrten sie; es schienen die Wächter für die, die im Verließ dieser Schlucht gefangen waren. In der Tiefe sahen sie einen mattglühenden, dunkelvioletten Rauch ziehen; das Feuer, von dem er entstand, war verborgen, doch beleuchtete es einige Felsstücke und Bäume auf seltsame Weise. „Das ist ihre Höhle", flüsterte Mathilde, als fürchtete sie gehört zu werden, und lehnte sich zitternd und weinend an Wilissa's Schulter. Sie verweilten einige Minuten, dann klimmten sie den gefährlichen, unwegsamen Abhang hinunter. Als sie in die Nähe der düster beleuchteten Höhle gekommen waren, blieb Mathilde unschlüssig stehen und fragte: „Aber Wilissa, dürfen wir uns dieser gefährlichen Woh-

stätte nähern? Wenn nun ein anderer Bedrängter eben jetzt auf zauberische Weise seine Zukunft erforschen läßt? Ein vorwitziges Berühren der Zauberkreise soll ja entsetzliche Folgen nach sich ziehen. O Wilissa, was thun wir? Mein Herz fängt an zu zagen, denn ich habe das bange Gefühl, daß ich mich auf diesem Wege nicht der Leitung des Himmels vertrauen kann!" – „Liebes Fräulein", entgegnete die gutmüthige Alte bebend, „ich will vorangehen." — „Nein", rief Mathilde, „das darfst du nicht, du könntest unglücklich werden. Ich hoffe, so will ich auch wagen." Mit diesen Worten schritt sie ermuthigt vorwärts; doch Wilissa hing sich an sie und begehrte mit ihr zugleich der Gefahr entgegenzugehen. Vereint, entschlossen das schlimmste gemeinsam zu erleiden, gingen sie weiter. Plötzlich rief eine tiefe weibliche Stimme sie an: „Wohin?" — „Maria, Joseph!" rief Wilissa. Maria faßte sich und fragte: „Könnt Ihr uns den Weg zur Zaubermutter zeigen?" — „Zaubermutter? Zaubermutter?" sprach die Fremde fragend und erstaunt; „nennt Ihr, mein holdes Kind, die arme Alte so, die in jener Höhle wohnt?" — „Eben zu der möchte ich", antwortete die Zitternde; „wie gelangt man zu ihr?" — „Was wollt Ihr dort?" — „Ich darf es nur ihr vertrauen!" — „So entdeckt Euch mir; außer mir wohnt hier weithin niemand. Kommt mit nach meiner Höhle." Sie ging voran; Wilissa und ihre Gebieterin folgten, froh, daß die erste Annäherung so gefahrlos für sie vorübergegangen war. Sie traten vor die Höhle; im Vordergrunde loderte ein Feuer, an dem nur einige gewöhnliche Kochgeschirre standen; der Hintergrund war dunkel und schien sich tief in den Berg hineinzuklüften; nur einiges Hausgeräth war sichtbar. Die Alte lud die Frauen auf ein Mooslager ans Feuer; Mathilde entdeckte zitternd, was sie wolle. „Mein gutes Kind", entgegnete

ihr die Alte, „du bist wol sehr furchtsam zu mir gekommen. Denn dein Begehr ist so, und auch der Name, mit dem du mich nanntest, daß du in mir eine Frau wähnst, die übernatürlicher Geheimnisse kundig ist. Allein, da täuschest du dich. Die Landleute kommen zwar hierher, um sich Raths bei mir zu erholen, wenn eine Krankheit ihrer Kinder oder eines Hausthiers sie in Sorge setzt; sie fragen mich auch wol um die Zukunft und um verborgene Thaten der Vergangenheit. Aber da ist mein Geheiß immer nur eine Rathgebung oder Warnung, die diesen einfachen Leuten oft unbegreiflich scheint. Allein ich habe ein langes, mühseliges, gefahrvolles Leben zugebracht — auch einst einmal glückliche Tage gesehen! — und so hat sich mein Blick an tausend Ereignissen geübt, Folgen derselben und Ursache ihres Daseins zu erkennen. Denn auf Erden geschieht alles auf ähnliche Weise. Heftige Leidenschaft erzeugt gewagte Thaten, diese bringen Gefahr und Bekümmerniß; die Lust thut Fehltritte, und Fehltritte führen an den Abgrund. Treue Herzen sind selten; auf Verrath muß man gefaßt sein, denn durch Verräther übt Gott seine Strafe an dem sündigen Menschen. Das alles habe ich tausendmal gesehen, erfahren, selbst geübt und erlebt; da lernt man auch die Zukunft für andere verkünden. Du bist hold und jung, mein Kind; hast du ein treues Herz und hoffst du auf eins, so wage alles; zweifelst du an dir, so bist du auch des andern nicht sicher, und dann — halt ein, eh es zu spät wird. Sonst mußt du vielleicht in grauen Jahren in dieser Höhle die Fehltritte der Rosenzeit beweinen — nein, nicht beweinen, denn Thränen dauern nicht so lange als die Schmerzen. Es muß mir ein Glück begegnet sein, indem ich eine Thräne auffsammeln konnte; dies ist seit Jahren die erste; sie thut recht wohl.“ Bei

diesem Worte brach der Alten die Stimme, sie verhüllte sich das Gesicht, und senkte das müde Haupt schwer sinnend in die Hand.

Siebzehntes Kapitel.

Es trat ein langes, düsteres Schweigen ein. Endlich brach es Mathilde. „Unglückliche Frau, Ihr müßt viel Kummer erduldet haben; wißt Ihr für mich Arme keinen Rath, wie ich so trübe Tage vermeiden könnte, als Ihr gesehen habt? Ach, ich kam mit großen Hoffnungen auf Eure weise Kunst hierher, allein was ist sie, wenn sie sich an Euch selbst nicht bewährt?“ Die Alte richtete sich auf: „Du jammerst mich, armes Kind. Einen Rath will ich dir geben, doch es fordert Muth, ihn zu befolgen, und vielleicht täuscht er doch. Sieh, ich mußte einst eine lange Zeit von Jahren unter umherziehenden Räubern zubringen. Sie schlugen ihre Wohnstätte meistens im wildesten Gebirge, in unterirdischen Höhlen auf. Einige fremde Weiber, deren Sprache ich nie verstehen lernte, blieben dort, während die Männer auf Raub zogen, stets zurück, und besorgten den Herd und andere Bedürfnisse. Mit diesen mußte ich leben, und von ihnen lernte ich manches, was mir jetzt hier den Ruf einer weisen Frau erworben hat, und wodurch ich mein ärmliches Leben friste. Doch verstanden diese Frauen noch viele andere wundersame Bereitungen von Kräutern, Tränken, seltsamen Geräthen und andern Dingen mehr, die sie aber sehr sorgsam verheimlichten. Eines Nachts unter anderm,

als ich im bangen Sinnen über mein sehr schweres Geschick mich schlaflos auf meinem Lager befand, sah ich plötzlich im Hintergrunde der Höhle eine bläuliche Flamme, bei der sich die Gestalt des ältesten jener Weiber hin und her bewegte. Ihre gelben, scharfen Gesichtszüge wurden gräßlich durch die Flamme beleuchtet; sie war schon am Tage furchtbar anzusehen, wie viel mehr jetzt. Ich schauderte; allein eine unüberwindliche Neugier trieb mich näher hinzu. Sie bemerkte mich und winkte mir heranzutreten, deutete aber an, daß ich stillschweigen müsse. Ich trat hinzu. In einem Kessel, der über der blauen Schwefelflamme stand, wogte eine schwarze Flut siedend auf und nieder, in der die schaudervolle Hexe oft mit einem Löffel rührte. Dann duftete es allemal wie nach Räucherwerk, das man bei Bestattung der Todten zu brennen pflegt, und ein weißlicher Dampf stieg in die Höhe, der mir, wie er sich gegen die Kuppel der Höhle hinaufzog, immer die Gestalt von fliegenden Vögeln, Eidechsen und andern Thieren anzunehmen schien. Ich stand stumm und gefesselt. Plötzlich fing es an im Kessel licht zu glänzen. «Der Silberblick», rief die Zauberin, «jetzt ist's Zeit!» und bei diesen Worten blies sie die Flamme aus. Nun glänzte es wunderbar leuchtend aus dem Kessel, wie der Schimmer des Mondes in dunkler Nacht. Die Alte faßte den Henkel an und goß das Gefäß um. Dazu sprach sie murmelnd einige unverständliche Worte. Das flüssige Silber hatte sich in ovaler Form auf dem Boden verbreitet, und glich dem Spiegel eines ruhigen Sees. In der Tiefe glaubte ich allerlei seltsame Gestalten zu bemerken, die sich in dunkler Verwirrung durcheinander bewegten. Endlich wurde es ganz klar. Die Hexe bog sich hinüber und ich sah nun, daß es ein Spiegel war, den sie gegossen hatte, denn ihre gräßliche Gestalt sprang mir deutlich entgegen.

«Schön klar, Spiegelchen», murmelte sie, «sollst nun erblinden für ewig.» Bei diesen Worten faßte sie einen großen Hammer und schlug auf die erkaltete Fläche, daß es mit furchtbarem Getöse durch die Höhle dröhnte und ich mit einem Schrei niederstürzte. Sie lachte mich gellend und höhnisch aus. Als ich mich aufraffte, war der Spiegel verschwunden, doch die Zauberin hatte eben eine Kerze angezündet, und ich sah nun, daß die ganze Masse schwarz geworden und in viele Stücke gesprungen war. Diese las die Alte zusammen, indem sie wiederum dunkle Sprüche murmelte. Als sie fertig war, sprach sie: «Morgen will ich dir auch ein Spiegelchen schenken, Horsiza, du hast mir gut geholfen.» Ich ging zitternd nach meinem Lager. Am andern Tage brachte sie mir ein flaches ovales Stück Metall von der Größe eines Kinderkopfes, das ganz schwarz und sehr schwer war. «Hier ist der versprochene Spiegel», sagte sie zu mir. Ich erwiderte ihr, daß ich ihn nicht zu brauchen wüßte. «Das glaub' ich wohl», lachte sie, «man braucht ihn auch nur einmal. Wenn du in einer Nacht, wo der Mond abnimmt, einsam damit in eine Gruft oder tiefes Gewölbe gehst, und dreimal deinen Namen rufst, ohne dein Auge vom Spiegel zu verwenden, dann kannst du deinen künftigen Gatten darin sehen, denn er wird hinter dir stehen und dir über die Schulter schauen, doch bei Leibe darfst du dich nicht umsehen. Aber sieh dich vor, der Spiegel spiegelt nur einmal, dann ist die Kraft vorbei.» Ich war damals schon alt und sagte: «Nehmt Euern Spiegel zurück, ich kann ihn nicht mehr brauchen.» — «So wird ihn eine andere nöthig haben», antwortete sie, «der magst du ihn schenken.» Indem ich nun nach dem seltsamen Geräth griff, rief sie: «Halt, ich habe den Rahmen vergessen.» In dem Augenblicke, mich schaudert noch, wenn ich daran

denke, schlüpfte eine Otter durch das feuchte Moos der Höhle. Diese ergriff die Hexe, hielt sie gegen den Rand des Spiegels, und wie von einem Krampf gezwungen, wand sich das Thier ringelnd herum und schlug oben Kopf und Schweif wie eine Schleife ineinander. Daran faßte das gräßliche Weib den Zauberspiegel wie an einem Bändchen, und warf ihn mir zu. Als ich schreiend aufsprang, rief sie lachend: «Die Natter sticht nicht mehr, greif nur dreist zu»; und denkt euch, als ich schaudernd die Schlange berührte, da war sie starr und fest wie Metall; und noch heute besitz' ich den Spiegel, und sie ist darumgeschlungen wie ein eherner Reif. «Eher wird sie nicht wieder frei», lachte die alte Hexe mich an, «bis der Spiegel gebraucht ist; sie verdient das Gefängniß, denn ich kenne sie wohl, sie hat mich gestochen, als ich eine schmucke Braut war.»" Hier unterbrach die Alte ihre Erzählung. Eben stieg das letzte Viertel des Mondes hinter den Bergen auf, und legte seine blassen Strahlen auf Mathildens bleiches, entsetztes Antlitz. „Eine Nacht bei abnehmendem Monde?" rief sie fragend. „Habt Ihr den Spiegel noch?" — „Gewiß", erwiderte die Gefragte, und ging in die Höhle, aus der sie bald mit dem furchtbaren Geräth wieder hervorkam. „Seht, ist es nicht, als ob die Natter die Augen nach dem Mond dreht?" rief Wilissa und schauderte zurück. „Wahrlich", rief die Alte erstaunt, „die Augen des Thieres starren ja offen, und ehedem waren sie fest geschlossen. Aber fühlt nur, sie ist so hart und kalt wie Erz." Mathilde berührte sie mit innerm Schauder. Doch die Angst der Liebe überwand jede andere. „Heut muß sich's entscheiden, oder es ist für ewig zu spät", rief sie aus. „Ich muß Gewißheit in meiner Zukunft haben. Nicht umsonst trifft alles so wunderbar zusammen; der Spiegel wird, muß mir hel-

fen. Aber schnell, ehe die Nacht verstreicht.“ Sie ergriff muthig das schaudervolle Band des Zaubergeräths. Dann streifte sie ein köstliches Armband, ein Erbstück von ihrer Mutter, von der weißen Hand und gab es der Alten. „Nehmt das zum Dank, und werde ich glücklich, so kommt zu mir und fordert, was Ihr bedürft. Jetzt lebt wohl.“ Damit schritt sie eilig zur Höhle hinaus, indem sie die Pflegerin zur schnellsten Folge aufrief.

Achtzehntes Kapitel.

Da der Mond die Pfade jetzt, wenn auch nur spärlich, beleuchtete, so erreichten sie das Schloß noch in der Nachtzeit, ehe das dem Zauber günstige Gestirn sich wieder hinter die Gebirge versenkt hatte. „Jetzt, Wilissa, laß mich allein, denn Einsamkeit ist Bedingung“, sprach Mathilde; „ich will in eins der tiefen Gewölbe hinabsteigen.“ — „Fräulein, wagt es nicht, ich bitte Euch“, weinte die treue Wärterin. Doch Mathilde beharrte auf ihrem Vorsatz und trieb die ängstlich Sorgende mit hastigem Drängen hinauf in das Gemach. Jetzt stand sie allein in dem stillen mondbeleuchteten Burghofe. Unentschlossen, welchen Ort der Burg sie sich zu ihrer schauerlichen Unternehmung wählen sollte, blickte sie umher. Da bemerkte sie, daß gegen den nördlichen Flügel eine kleine Pforte offen stand, die sonst immer verschlossen gewesen war. Dieser Umstand, und daß der Theil des Schlosses, wohin die Thüre führen mußte, seit Jahren ganz öde und unbewohnt war, schien

ihrer Absicht günstig; denn je entlegener der Ort war, je deutlicher sollte das Bild sich auf dem schwarzen Grunde des Spiegels zeigen. Zitternd schritt sie durch die enge Pforte, an die sich sogleich eine schmale steinerne Treppe schloß, die sie vorsichtig hinabstieg. Sie zählte gegen hundert Stufen, und schloß daraus, daß sie sich tief unter der Fläche des Burggrabens befinden müsse. Von diesem verborgenen Gewölbe des Schlosses hatte sie nie etwas gewußt. Was konnten diese geheimen Gänge Schauerliches beherbergen? Sie bebte heftig, doch schritt sie vorwärts. Die kleine Lampe, welche sie mitgenommen hatte, brannte düster und trübe in der schweren dumpfigen Luft, die kalt und naß wie Grabeshauch Mathilden anwehte. Mehrere sich kreuzende Felsgänge ließen sie unschlüssig in der Wahl ihres Wegs. Endlich folgte sie dem breitesten, der sie nach einigen Windungen in eine hochgewölbte Höhle führte, deren äußerste Kuppel von der schwach flackernden Lampe nicht mehr beleuchtet wurde, sondern in ungewisser endloser Finsterniß blieb. Kein Ort schien geeigneter für das Werk des schaudervollen Zaubers. Fast in fieberhaftem Zittern setzte sie die Lampe nieder. Darauf wandte sie sich, so war es geboten, abwärts vom Licht, sodaß nur der Spiegel die matten röthlichen Strahlen auffing, während vor ihr undurchdringliche Finsterniß lag. Grauenvolle Todesstille umgab sie; sie hörte ihr pochendes Herz; ihre Thränen erstarrten im kalten Schauer des Entsetzens. Mühsam hob sie die matte Hand mit dem Spiegel empor vor das Gesicht. Sie wollte ihren Namen laut aussprechen, doch die Zunge schien ihr gelähmt. Endlich ermannte sie sich und stieß wie in krampfhafter Zuckung den Namen Mathilde heraus. Aber sie schreckte zusammen wie ein schüchternes Reh, denn tausend Geisterstimmen schienen rings am Gewölbe ihn

spottend nachzuzischen. Ihr Blick umflorte sich, doch sammelte sie noch die Kräfte zum zweiten Ruf. Da war es ihrem verwirrten Ohr, als höre sie Schritte hinter sich, als nahe sich schon mit dumpf auftretenden Sohlen ein schreckenvolles Gespenst. Unwillkürlich drehte es ihr das Antlitz seitwärts, um mit halbem Blick in die gräßliche Verborgenheit hinter ihr zu lauschen. Doch die Warnung vor den entsetzlichen Folgen wandte ihr das Auge wieder auf den Spiegel. Sie glaubte die Natter schon sich ringeln zu sehen, die Schritte hinter ihr tönten lauter, sie fühlte eine Ohnmacht nahen, doch in der Angst, den Preis dieses furchtbaren Kampfes zu verlieren, stieß sie zum zweiten und dritten mal ihren Namen heraus. In dem Augenblick hörte sie sich von hinten her gerufen, warmer Hauch berührte ihren Nacken, das starr auf den Spiegel geheftete Auge sah das Bild Jaromir's! Da verließen sie Kraft und Besinnung fast ganz, der Spiegel entfiel ihrer Hand und stürzte dröhnend auf den Boden, und sie sank zusammen. Doch ein umschlingender Arm empfing sie; schon ergeben in jedes Verhängniß, wandte sie das Auge empor, und siehe, es war Jaromir selbst, der die sinkende Geliebte umfaßt hielt. Diese milde Erscheinung des warmen Lebens, an dem erstarrenden Gebiet des Entsetzens jener furchtbaren Geheimnisse, fiel wie Sonnenstrahl in ihr Herz. In süßen, heißströmenden Thränen thaute ihr das Eis des Grauens von der Brust. „Mathilde", drang ihr Jaromir's Stimme beruhigend ins Herz, „was thust du für Werke der Nacht an diesem Orte des Grauens? Komm, folge mir an das Licht des freundlichen Mondes." Sie hing unzertrennlich an ihm, wie an ihrem Retter und Schutzgott, doch vermochte sie nicht zu sprechen. Jaromir griff jetzt nach der Lampe, um den Rückweg anzutreten; allein, indem er

sich bückte, schoß eine Natter ihm entgegen, er fuhr zurück, und das Thier warf mit den schlängelnden Bewegungen seines Kopfes die Lampe um, daß sie sofort erlosch. Jetzt umgab beide undurchdringliche Nacht. „Was thun wir nun", rief Mathilde, „wer vermag aus diesen Irrgängen den Ausweg zu entdecken?" — „Sei ruhig, Geliebte", entgegnete Jaromir, „ich hoffe ihn auch im Finstern zurückzufinden, sowie ich dich hier angetroffen habe." Jetzt fragte Mathilde endlich, wie er herabkomme, und nun erzählte er, daß er, weil die Sorge ihm keinen Schlummer gestattet, unruhvoll an seinem Fenster gestanden habe. „Da", fuhr er fort, „sah ich zwei weibliche Gestalten den Felspfad hinaufklimmen, und glaubte im Dämmerlicht des Mondes dich und Wilissa zu erkennen. Unter der Mauer verschwindet ihr; ich eile nach einem Fenster, wo ich den Hof übersehe, und in dem Augenblick bemerke ich dich, wie du mit der Ampel allein in die kleine Pforte trittst. Jetzt drängten mich bange Sorge und Ahnung. Ich nahm mein Schwert und folgte; so erreichte ich, dem Dämmerschein deiner Leuchte, der mir jedoch oft verschwand, folgend, diesen Platz. Und jetzt hoffe ich auch den Rückweg zu finden."

Neunzehntes Kapitel.

Arm in Arm suchten die Geliebten den Ausweg aus der Höhle. Endlich trafen sie, wie sie meinten, den Gang, der sie hineingeführt hatte, Sie fühlten sich behutsam an den Wänden hin. Da stieß Jaromir's Hand an den Griff

einer Thür. Er versuchte zu öffnen, und stand plötzlich in einem Gemach, das halb dämmernd aus einem ähnlichen, anstoßenden, erleuchtet wurde, in welchem helles Licht zu brennen schien. Höchst erstaunt traten beide ein, und gingen leise vorwärts. Da erblickten sie, auf einem Ruhebette liegend, eine weibliche Gestalt, und Jaromir rief plötzlich aus: „Himmel, das ist die Frau, die ich im Böhmerwalde sah!" Die Ruhende schreckte auf, eine männliche Stimme rief: „Wer wagt sich hier herein?" und in gleichem Augenblick sprangen drei Männer durch die offene Pforte mit gezogenem Schwert auf Jaromir ein. Auch seine Klinge blitzte entschlossen, doch Mathilde warf sich angstvoll zwischen die Kämpfer und so geschah es, daß Jaromir plötzlich überrascht, von hintenher ergriffen und entwaffnet wurde. „Wer ist der Frevler?" tönte eine gewaltige Stimme, und Mathilde erkannte, als der Schein des Lichts auf den Rufenden fiel, mit erschrecktem Erstaunen ihren Vater. Im gleichen Augenblicke hatte dieser die Tochter und Jaromir erkannt. Die ruhende Frau war indeß mit seltsamen Mienen näher getreten, doch Wolziska rief ihr entgegen: „Anna, zurück!" Sie antwortete: „Laß mich den schönen Jüngling sehen, liebes Herz, ich bitte dich!" Diese Worte und ihre Züge gaben zu erkennen, daß sie zerrütteten Geistes war. Wolziska drängte sie zurück, schloß die Thür und redete Jaromir an: „Du bist verloren, und hätte ich dich auch nicht am Arm meiner ehrvergessenen Tochter getroffen. Fesselt ihn und führt ihn hinaus." Mathilde warf sich zu ihres Vaters Füßen, doch er schleuderte sie zurück und leistete den Männern Hülfe gegen den sich vertheidigenden Jaromir. Eine Ohnmacht benahm der Erschöpften Besinnung und Kräfte. Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich allein in ihrem Gemach auf dem Ruhebett. Der Morgen dämmerte eben herauf,

und sein rosiger Glanz umfloß sie wunderbar. Sie wußte nicht, ob sie träume oder wache, ob sie auf der Erde oder drüben weile. Erst langsam kehrten ihr die Erinnerungen der schreckenvollen Nacht zurück, und nun brach ein Strom schmerzlicher Thränen aus ihrem Auge hervor. Da hörte sie die alte Wilissa an der Thür, die Einlaß begehrte; allein eine männliche Stimme verweigerte der treuen Dienerin das Gesuch. Sie war also eine Bewachte, Gefangene. Angst um Jaromir erfüllte jetzt ihre Seele, sie sprang auf, wollte hinaus — die Thür war verschlossen. Sie bat, sie weinte, sie verhieß — alles vergeblich. Da sank sie in der Angst ihres Herzens in jener kleinen Fensternische, wo ihre Mutter, wie wir oben erzählt, immer zu weilen pflegte, auf die Knie nieder und betete voller Angst und Sehnsucht. Aber indem sie sich zitternd und angstvoll mit den gefaltenen Händen auf das kleine Gebetpult legte, sprang plötzlich ein Kästchen, durch den Druck einer Feder bewegt, auf und ein weibliches Bildniß und Pergamente mit den Schriftzügen ihrer Mutter sprangen ihr ins Auge. Wie ein Lichtstrahl fiel diese Entdeckung in die Nacht dieser Minute. Es war, als nahe sich der Geist der geliebten Mutter selbst und tröste die verzagende Tochter. Jetzt gedachte sie der letzten Worte der Sterbenden: „Am Tage, wo du dich verlobst, dem Himmel oder einem irdischen Bräutigam, lies die Schriften, welche die Geschichten meines Lebens enthalten; für dich sind sie bewahrt, du findest sie“ — das wo konnte die Sterbende nicht mehr aussprechen, doch jetzt hatte der Himmel selbst der Flehenden dieses heilige Vermächtniß zur Tröstung in schwerer Stunde übergeben. Mit wunderbarer Hoffnung, daß diese Schriften ihr in dieser äußersten Bedrängniß Hülfe bringen würden, nahm sie sie aus dem Kästchen, um sie zu lesen. Denn es war ja auch ihr Ver-

lobungstag; Zeichen aller Art hatten ihn ihr als diesen bezeichnet. Zuvor warf sie noch einen Blick auf das Bildniß. Es schien sehr alt, denn die Farben waren fast verblichen, und die Tracht erschien ihr fremd. Doch die Züge, obwol sie erkannte, daß es nicht die ihrer Mutter waren, hatten eine nahe Aehnlichkeit mit der Verschiedenen; aber noch eine andere Erinnerung, als habe sie dieses Gesicht schon gesehen, stieg in ihr auf. Endlich schien es ihr, als sei es das jugendliche Bild jener Ruhenden, auf die sie in dieser Nacht getroffen. Seltsame, wunderbare Ahnungen erfüllten ihre Seele. Sie öffnete die Pergamente mit einem heilig frommen Schauer, denn es war, als spreche eine Verklärte selbst zu ihr mit erleuchtenden Worten über die dunkeln Verkettungen ihres Daseins. In zitternder Spannung las sie:

Zwanzigstes Kapitel.

„Geliebte Tochter! Möge von aller der Trauer, die ich im Leben erfahren, keine dein junges Herz treffen! Möchte ich doch, wie der Heiland unsere Sünden auf sich genommen und für uns geduldet hat, möchte doch auch ich so alle Schmerzen des irdischen Lebens für dich gelitten und getragen haben! Das wäre ein süßer Trost für mich, und dir ein schönes Vermächtniß. Verwaist war ich seit den ersten Tagen meiner Jugend. Eine Kette schwerer Unglücksfälle, die schon meine Mutter belastete, schloß auch mich beim ersten Eintritt in dieses Leben mit in die unvermeidlichen Ringe ein, und umstrickte mich nachher immer fester

und fester. Meine Mutter, ich kannte sie nie, war die Gemahlin des Grafen Sawazek, der, der letzte seines berühmten Hauses, schon in hohen männlichen Jahren stand, als er sich mit ihr vermählte. Kurze Zeit nach der Feier des Hochzeitsfestes riefen langwierige Kriege ihn auswärts, und die jugendliche Gemahlin blieb allein in dem weitläufigen alten Schlosse. Da — wie es geschah, ich weiß es nicht, und richten will ich am wenigsten — fiel meine Mutter in verstrickende Bande der Liebe, die der Erbfeind der Menschen ihr in den Weg geworfen. Nur von einer alten Wärterin hab' ich's erfahren, daß während der Abwesenheit ihres Gatten ein junger blühender Mann, auf der Jagd verirrt, in das Schloß aufgenommen wurde. Wer es war, ach zu meinem Unglück erfuhr ich es zu spät. Er gewann das Herz der Jugendlichen, die durch Willen der Aeltern an den bejahrten Mann vermählt worden war, freilich wol ohne zu widerstreben, aber auch ohne den Drang der Liebe. Jetzt erwachte dies schlummernde Gefühl mit aller Macht in ihr; auch das Herz des Jünglings flammte in lodernder Glut. Sie ward untreu, doch ohne zu wissen, wer ihr Geliebter sei. Diesen sucht eines Tags ein botschaftbringender Knappe auf; er muß in dringender Eile das Schloß verlassen; er verspricht bald heimzukehren — allein, wie meine Mutter auch von Tag zu Tag in verzehrender Angst gehofft, er kehrt nicht wieder und läßt nicht von sich hören. Ihre Liebe hat eine, sonst so süße, jetzt entsetzliche Folge gehabt. Die Rückkunft ihres Gemahls ist nahe. Die Verzweifelte fürchtet Rache und Beschimpfung; niemand ist da, dem sie vertrauen darf, ihr Geliebter verschwunden. Von Angst und Schmerzen besiegt, flüchtet sie. Am Morgen nach der nächtlichen Flucht kehrt der Graf heim. Niemand weiß von der Gattin; er vermuthet sie verunglückt. Man stellt Nachforschungen

an und trifft endlich auf ein neugeborenes Kind, fast schon dem Tode nah. O hätte er mich damals sanft hinweggenommen! Es lag an einem Teiche im Schilf, in ein Tuch gehüllt, welches mit einem Armband geknüpft war, das die dienenden Frauen für eins ihrer Gebieterin erkannten. Wo die Mutter sei, das ließ sich aus dem Orte ahnend errathen, doch wurde ihr Leichnam nicht aufgefunden. Wie oft habe ich nachher ihr Bild, das diesen Schriften beiliegt, mit tiefer Rührung betrachtet! Es ist kein Zweifel, daß ich die Tochter der Unglücklichen sei; aber den Grafen durchdrang die ahnende Vermuthung der Schuld. Er läßt die Frauen seiner Gattin unter Drohungen befragen, und erhält Bestätigung seines Verdachts. Es wird beschlossen, mich einem Kloster zu übergeben; allein, noch ehe dies geschieht, stirbt der Graf, man weiß nicht, ob natürlichen Todes oder vergiftet. Durch die Gunst des Herzogs wurden mir die reichen Besitzthümer zugesprochen, die mich später in so tiefes Leid stürzten. Ich wuchs in einem Kloster heran; meine Seele hing an frommer Uebung des Gebets, doch mußte ich die heilige Freistatt in meinem sechzehnten Jahre verlassen. Unbekannt mit der Welt, unschuldig und heiter, wie ich war, überließ ich mich dem Zuge des Herzens, das uns auf so reizenden Wegen zur Verzweiflung führen kann. Mich labte der Genuß der freien Natur, die Wildniß des Gebirgs, die hohe schauerliche Einsamkeit des Waldes. Dort saß ich eines Tags gedankenvoll am Abhang eines Felsens, und blickte in den klaren Spiegel eines buschumkränzten Weihers hinein. Es war derselbe, an dem ich geboren und aufgefunden war. Plötzlich rauschen die Büsche, ein Reh springt leichten Flugs über den Weg, ein Pfeil fährt zischend nach, aber trifft nicht sein Ziel, sondern verletzt mich streifend. Ein unwillkürlicher Ausruf des Schreckens war natürlich.

Ich höre eine männliche Stimme, die ihn erwidert, und gleich darauf stürzt ein Ritter aus dem Gebüsch, der ängstlich nach dem Unglück forscht, das sein Pfeil verursacht habe. Als er mich erblickt, erbleicht seine Wange, er fragt entsetzt, ob ich die Verwundete bin; ich zeige ihm lächelnd den blutigen Arm, er sinkt, Vergebung flehend, zu meinen Füßen nieder! O, daß jener Pfeil mein Herz getroffen hätte! Wie viel schmerzlichere Wunden durchbohrten es später!"

Mathilde hielt unter Thränen inne; denn wie ähnlich war ihr Finden des Geliebten mit dem Begegniß ihrer Mutter! Jetzt folgte die rührende Schilderung der vertrauten seligen Liebe; wir lassen sie, denn uns zieht eine düstere Pflicht, bei dem Unglück zu verweilen, das sich schnell genug nahte. In der Handschrift las sie so:

„Wenige Monden dauerte dieses Glück. Da erhielt ich plötzlich, eines Sonntags, einen Eilboten vom Herzog Ottokar, der damals Böhmen beherrschte. Die Worte, die er mir überbrachte, drangen wie Dolche in mein Herz. Es war des Herzogs eigene Handschrift:

„«Gräfin! Euer Geliebter ist mein Sohn Boleslaus; er darf es nicht sein. Seine Pflichten gehören einem andern Kreise an. Ich muß dies beginnende Bündniß entscheidend zerreißen. Ihr seid jetzt die Verlobte des edeln Grafen Wolziska und folgt diesem Boten augenblicklich nach Prag in unser Schloß. Glaubt mir, daß ich mit väterlichem Ernst für Euch sorge.»

„Mich verließ die Besinnung, doch leider nicht auf ewig. Ich kam nach Prag, da sah ich meinen unbekannten Geliebten zum ersten mal als Herzog — und zugleich meinen künftigen Gemahl. Von diesen Tagen laß mich schweigen! Boleslaus, denn er war mein Geliebter, hatte mir flüchtig zugeraunt: «Um des Himmels willen verrathe nicht die heiligsten Geheimnisse unsers Bundes»; darum verschwieg

ich, daß er vor Gott schon eine Ehe war. In der Nacht, die diesem Tage folgte, erfuhr ich den ganzen schaudervollen Zusammenhang dieser Begebenheit. Boleslaus kam unter Wolziska's Kleidung zu mir. «Maria, ich muß dir entsagen!» war sein erstes entsetzliches Wort, «denn du bist meine Schwester. Der Geliebte deiner unglücklichen Mutter war mein Vater. Daß wir verrathen sind, ist die Schuld deines Beichtigers, dem du deine Liebe gestanden. Er ist gestern gestorben, und hat dem Bischof entdeckt, was er wußte. Daß wir schon inniger vermählt sind, weiß niemand als wir; laß es ein ewiges Geheimniß bleiben, denn nur, wenn es verhüllt bleibt, können wir seine schweren Folgen vermeiden.» Das also war's, was die Schickung schrecklich über uns verhängt hatte! Du, Mathilde, bist die Frucht dieser unseligen Verbindung; nicht der Graf Wolziska, nein, Boleslaus, Böhmens Herzog, ist dein Vater. Wenn ich dahin bin, ist diese Enthüllung unschädlich; sie werde dir am Tage deiner Verlobung; meinem Gemahl entdeckt es mein eigener Mund in der Stunde des Scheidens. Meine Seele betet für dich, daß die Leiden deiner Mutter nicht über dich kommen mögen, denn sie waren schwer und dauerten lange, nud werden dauern, bis ich den letzten Athemzug thue. Du warst der einzige Lichtstrahl, der die welke Pflanze erquickte. Dafür sei dir mein Dank und aller Segen, den ich vom Himmel für dich erflehen kann. Lebe wohl!

Deine unglückliche Mutter."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Bebend vor Erstaunen, Schmerzen und Hoffnungen hatte Mathilde diese Blätter durchflogen, in denen aus der Asche der Leiden ihrer Mutter ein verjüngter Phönix des Glücks für sie emporzusteigen schien. Doch ein Augenblick des Verzugs konnte Jaromir's Tod sein, ja, vielleicht war es schon zu spät. Aber sie war gefangen. Mit Heftigkeit rüttelte sie an der Thür und flehte um Befreiung; vergeblich. Da riß sie ein Fenster auf, und siehe, in dem Augenblicke ritt der Herzog über die Zugbrücke zu einer Frühjagd hinaus. „Herzog Boleslaus, Vater! Rette deine Tochter!" rief sie hinaus. Der Herzog blickte erstaunt empor und als er Mathilden erkannte, erbleichte er und wandte schleunig das Roß. Nach wenigen Augenblicken stürmten mehrere Diener die Stufen zu dem Gemach hinan, die Thür wurde geöffnet und Mathilden die Bahn zur Freiheit gemacht. Mit fliegenden Locken stürzte sie zum Herzog hinab, den sie im Rittersaale, von vielen Edeln umgeben, antraf. „Meine Mutter — ich weiß es — Ihr seid mein Vater", war alles, was sie mit athemloser Stimme zu sagen vermochte. Der Herzog, von lang unterdrücktem Gefühl überwältigt, schloß sie in seine Arme und hielt die Weinende in heißer Umarmung fest. In diesem Augenblicke stürzten Wilissa und Horsiza, die vermeinte Zaubermutter, in den Saal. Diese hielt Mathildens Armband in der Hand, drängte sich durch die staunende Menge auf sie zu und rief wie wahnsinnig: „Kind, ich beschwöre dich, wer gab dir dies Armband; nicht eher lasse ich dich, bis du mir hierauf geantwortet." Die erschreckte Mathilde antwortete: „Ich hab' es von meiner hingeschie-

denen Mutter." Die Alte fiel sogleich ein: „Und wie nannte sie sich, ehe sie vermählt war?" — „Gräfin Sawazek" — und kaum war das Wort gesprochen, als die Alte aufs Knie sank und ausrief: „Heiliger Gott, so habe ich die Spuren meines verlorenen Kindes wieder! Du bist meine Enkelin! Hörtest du nie von der unseligen geflüchteten Horsiza?" — „So nannte sich meines Vaters Geliebte", fiel Boleslaus ein — und alles ringsum verstummte in Erstaunen. Horsiza aber stand auf und rief: „Er hat schweres Unglück über mich hereingeführt durch Treulosigkeit; Gott möge ihm vergeben, ich that es längst!" — „Nicht treulos war er, er lag gefangen in fremden Banden, darum konnte er Euch nicht beschirmend retten", entgegnete Boleslaus, und Horsiza rief: „So sei Gott gepriesen!" Doch Mathilde umfaßte jetzt die Knie ihres Vaters und bat flehend um Schutz für Jaromir wider Wolziska! „Wo weilt der Graf Wolziska?" rief der Herzog. Bei diesem Namen fuhr Horsiza empor. „Wolziska? Der Verräther! Weile ich in seinem Schloß?" Man gab dem Erstaunen über diesen Ausbruch keinen Raum, sondern auf Mathildens Dringen eilte man ihn aufzusuchen. Ihr ahnendes Herz machte sie zur Führerin. Man stieg in den Schloßhof hinab; die kleine Pforte nach der nördlichen Seite wurde erbrochen; man fand, daß sie von innen verriegelt war. Mit Fackeln drang man durch die unterirdischen Gänge bis zu jenen Gemächern, die gestern von Jaromir und Mathilde entdeckt waren. Aber wer beschreibt das Erstaunen der Aufsuchenden, als bei der raschen Eröffnung der Thür Jaromir und Wolziska einander in den Armen lagen. Wer erräth es nicht, daß sie sich als Vater und Sohn erkannt hatten? Jaromir, der als Knabe mit seiner unglücklichen Mutter auf dem fernen Schloß im Böhmerwalde gelebt hatte, war von dort durch umherstreifende Räu-

der, wie er uns selbst seine Geschichte als dunkle Erinnerung seiner Kindheit entdeckt hat, entführt worden. Wer zugleich mit ihm entführt wurde, das blieb nicht lange zweifelhaft, denn Horsiza erkannte Wolziska und wurde von ihm erkannt. „Wo ist mein Kind, Verräther?“ rief sie ihn an. „Sie lebt“, entgegnete Wolziska, „doch ihre Seele ist dunkel seit langer Zeit, seit du sie verlassen hast. Sieh hier ihren Sohn, deinen Enkel! Er wurde mit dir von Räubern entführt! Ich habe euer schweres Geschick zwar verschuldet, doch nicht gewollt!“ So fuhren die erleuchtenden Blitze des Himmels plötzlich von allen Seiten herein; der Schuldige sah mit Grauen, an welchen Abgrund ihn seine Thaten geführt, und die Reinen verehrten die wunderbaren Schickungen des Allmächtigen. Aber am tiefsten war Wolziska erschüttert, der jetzt auch Mathildens Los erfuhr und entdeckte, in welcher engsten Verbindung seine beiden Gemahlinnen gestanden hatten. Denn auch Anna war Horsiza's Kind. Sie hatte in der Nacht ihrer Flucht Zwillingsschwestern geboren. Doch als sie nach der Geburt, vor Angst und Schmerzen erschöpft, in einen tiefen Schlummer gesunken war, findet sie beim Erwachen nur noch eins ihrer Kinder bei sich. War das andere geraubt, oder durch ein wildes Thier zerrissen, sie hatte es bis dahin nie erfahren. Daß aber Maria ihre Tochter sei, das ergab die Aehnlichkeit des Bildes mit ihr und das äußere Zeichen des Armbandes, das sie damals gebraucht hatte, um dem Kinde die Umhüllung des Gewandes festzuknüpfen. Wolziska hatte, um sein Geheimniß zu retten, Jaromir's Tod beschlossen, doch das Crucifix an seinem Halse, das Geschenk seiner Mutter, die die Schnur daran aus ihrem Haar selbst gefertigt, hatten ihn, als er es fromm zum letzten Gebet hervorzog, gerettet; denn daran erkannte ihn der Vater.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der aber stand im Tiefsten erschüttert vor den Anwesenden da. „Löset uns diese Geheimnisse, Graf Wolziska", forderte der Herzog streng. „Wen verbergt Ihr in diesen unterirdischen Gewölben?" Jetzt erzählte Wolziska die Geschichte Anna's, die wir bis zu ihrer Entführung und halben Einkerkerung auf dem Schlosse im Böhmerwalde kennen. Dort lebte die Unglückliche das erste Jahr in stiller Trauer. Da verhängte das Geschick den Raub ihres Knaben und ihrer Mutter. Sie selbst wollte nach den Verlorenen forschen, aber Benno, dem sie übergeben war, wagte es nicht, ihr zu gestatten, daß sie das Schloß verlassen dürfe. Da erst erkannte sich Anna für eine Gefangene. Der Verlust ihres Kindes, ihrer Mutter, die Ahnung der Untreue ihres Gatten bestürmten das leidende Herz zu heftig. Ihre Seele unterlag der langen Qual, sie verfiel in schwermüthigen Wahnsinn. In diesem Zustande wohnte sie auf dem Schlosse bis kurz nach Maria's Tode. Damals wurde Benno gefährlich krank, und deshalb ließ er Wolziska durch einen Eilboten von Prag rufen. Um jene Zeit kam auch Jaromir in diese Gegend, und die Gefangene flößte ihm ein wunderbares Mitgefühl ein, ohne daß er ahnte, wie nahe er ihr angehöre. Benno starb; sowol dadurch, als durch Jaromir's seltsame Erscheinung bewogen, die Wolziska eine Entdeckung seines Geheimnisses fürchten ließ, ließ er die Kranke in diesen Theil seines Schlosses bringen. Das hatte Mathilde in jener Nacht gesehen. Drei Jahre waren seitdem verstrichen; das Schloß im Böhmerwalde zerstört. Horsiza, die bis dahin unter denselben Räubern, die sie ent-

führt hatten, gelebt hatte, wurde um eben die Zeit frei, denn die Bande trennte sich, da einige ihrer Oberhäupter zu Prag ermordet worden waren; nicht unwahrscheinlich dieselben, mit denen Jaromir im Kampf gewesen. Sie hatte sich nun durch Mangel und Kummer bis zu dem Schloß hingekämpft, wo Anna gefangen war. Allein Wolziska hatte es veröden lassen, und niemand wußte ihr anders zu sagen, als daß die Bewohner gestorben seien; sie sah nur Benno's Grab. Voll Jammer und Verzweiflung, ermüdet von der Welt und ihrem Geschick, überließ sie die Fristung ihres Lebens dem Zufall, der sie bis an jene Höhle führte, wo sie seit zwei Jahren für eine Zauberin galt. — Soweit habe ich den Leser geführt und ihm das vorangegeben, was sich später erst aufhellte. Wir verließen aber die Theilnehmer dieser Geschichte in jenem unterirdischen Gemach bei der Frage des Herzogs, die Wolziska durch Erzählung der Begebenheiten Anna's beantwortete. Er schloß so: „Und die Unglückliche lebt noch, aber mit gebundenen Sinnen; eben jetzt umhüllt sie der Schlaf. Ach, mich flieht er seit dem ersten Schritt meines Frevels, und keine Betäubung vermochte den ewig mahnenden Ruf meines Gewissens verstummen zu machen. Seht hier!“ Er öffnete die Seitenthür und der Herzog, Horsiza, Jaromir und Mathilde folgten dem Vorangehenden. Beim schwachen Schein einer Ampel sahen sie eine Schlummernde auf dem Ruhebette; eine dienende Frau saß zu ihren Füßen und winkte Ruhe. Sie fragte sehr erstaunt, da sie das Geheimniß dieses Ortes kannte: „Was ist das, Herr Graf? Seid ja ruhig, die Kranke träumt wunderbar. Ich glaube, sie wird bald am Ende ihrer Leiden sein.“ Da hielt sich Horsiza nicht länger. Sie sank zu den Füßen der Schlummernden nieder, ergriff ihre Hand und bedeckte sie unter heftigen Thränen

mit Küssen. „Mein Kind, meine Anna“, weinte sie bebend in heftiger Bewegung. Anna richtete sich empor, sah erstaunt umher, dann faßte sie schärfer und schärfer die Züge der Alten ins Auge, und endlich sprach sie, indem sie sich die Stirn besinnend anfaßte: „Ich bin doch wol todt, und das ist meine Mutter, die ich lange schon verloren habe.“ — „Nein, nein, es ist deine lebende Mutter, die dich nach langen Jahren wiederfindet“, rief Horsiza. Und mit einem lauten Schrei sank ihr Anna sprachlos ans Herz. Nach langer Pause schien sie sich zu erholen. Sie war wie jemand, der lange schwer geträumt hat und sich noch nicht von der Wirklichkeit der ihn umgebenden Dinge überzeugen kann. Endlich brach das wiederkehrende Licht der Besinnung durch, sie besann sich und erkannte ihre Mutter und Wolziska. Da kniete auch der Sohn vor ihr nieder und begehrte ihren Segen. „Das ist mein verlorener Jaromir?“ fragte sie; „o Himmel, wie bist du gütig! Wie lohnst du mir nach langen schweren Leiden! Und wer bist du?“ fragte sie Mathilden. „Meine Braut, deine Tochter!“ erwiderte Jaromir. Sie zog die sanft Weinende ans Herz und drückte sie lange stumm an sich. Dann ließ sie die Arme sinken und sprach: „Ach, ich weiß, ich muß lange krank gewesen sein, und meine Seele war verdunkelt. Jetzt fällt ein lichter Strahl hinein, den mir der Himmel sendet; aber es ist der Abschiedsblick meiner Lebenssonne. Ich bin sehr müde und gehe gern hinüber. Mein Gatte, dir vergeb' ich — ich habe dich ewig geliebt, denn in der Zeit, wo ich's nicht gethan, lag ja meine ganze Seele in Banden. Leb' wohl! Lebt wohl, meine Mutter, meine Kinder!“

Jetzt sank sie zurück und entschlummerte bald für ewig. Wolziska's Herz war gebrochen; er fühlte wahre Reue und weihte sich der Buße in dem Kloster, welches seinem ersten

Wohnplatz mit Anna gegenüberstand. Horsiza fand gleichfalls Aufnahme in einem Frauenstift, aber nur für wenige Wochen, nach denen sie ihren Kindern folgte. Jaromir und Mathilde waren einander alles; der Herzog vermählte sie und bestätigte ihn als Wolziska's echten Sohn. Das Bündniß, das unter Thränen geknüpft war, gedieh, wie alles schwer Errungene, um desto herrlicher. Und der Aufzeichner dieser Begebenheiten schließt mit den Worten: „Ihrem Leben ging eine lange Nacht voll schwerer Gewitter voran, mit denen die, die vor ihnen da waren, kämpften; doch als ihre Tage begannen, da lichtete sich der Morgen allgemach, und die Sonne stieg herauf, um einen seligen Tag zu schaffen, den sie mit fromm entzücktem Herzen genossen."

Berghold.

Eine

romantische Erzählung.

Im zwölften Jahrhundert wohnte in Böhmen, auf einem Schlosse an der Elbe, in der Gegend des heutigen Schreckensteins, ein alter Ritter mit seiner Gemahlin in tiefer Einsamkeit und Zurückgezogenheit. Nur ein Sohn war ihm von allen seinen Kindern geblieben, ein Knabe von reizender Schönheit, dem die Mutter auf den Rath eines frommen Mönchs den Namen Bergholb gegeben hatte; denn der gelehrte Pater hatte zu der Stunde, wo das Knäblein, welches man als einen Spätling schon für ein besonderes Gnadengeschenk des Himmels hielt, geboren wurde, den Stand der Gestirne sorgfältig geprüft und noch manche andere Zeichen in Obacht genommen. Daraus ersah er, daß die wunderbaren Bewohner des Waldes und Gebirgs einen besondern Antheil an dem Neugeborenen nehmen und ihn sein Leben hindurch sorgfältig beschützen würden. In der Nacht aber, bevor das Kind getauft wurde, hatte der Mönch einen deutungsvollen Traum. Es schien ihm, als sehe er die Wiege des Knäbleins von allerlei seltsamen, aber wohlwollenden Gestalten umgeben, die das Kind liebkosten und ihm reiche Geschenke, Edelsteine, Gold und Silber auf das Bett legten. Dabei thaten sie freundlich mit ihm und nannten es mit allerlei Namen, die aber so durcheinander schwirrten, daß man keinen verstehen konnte. Endlich that sich die

Thür des Gemachs auf, und der Vater des Knäbleins trat ein. Da flüchteten die fremden Gestalten wie erschreckt nach allen Seiten, und eilten aus dem Gemach; ein kleines zartes Mägdlein aber, das seiner Größe nach kaum sechs Jahre zählen konnte, doch die anmuthigste Gestalt einer heranwachsenden Jungfrau hatte, öffnete die Thür noch einmal und rief mit ihrem Silberstimmchen herein: „Nun lebe wohl, lieber Bergholb, wir sehen uns doch bald wieder.“ Hier erwachte der Mönch und fand sich in seiner Zelle, die soeben durch den frühen Morgenstrahl erleuchtet wurde. Er rieb sich die Augen staunend ob des Traums; wenn er sie schloß, glaubte er stets das kleine liebliche Wesen wieder in der halbgeöffneten Thür stehen zu sehen, und fortwährend hörte er den Namen Bergholb vor seinem Ohre klingen. Er raffte sich daher empor und ging schleunig zu der Edelfrau hinüber auf das Schloß; dieser erzählte er den Traum und bewog sie, dem Neugeborenen den Namen Bergholb beizulegen. Wunderbarerweise hatte das Kind die ganze Nacht, so erzählte die Wärterin, im Schlaf gelächelt und mit den kleinen Händchen gespielt; in dem Augenblick aber, wo der Mönch geträumt hatte, daß der Vater eintrete, war dieser wirklich leise ins Zimmer gekommen, worauf das Kind erwachte und bitterlich zu weinen anfing. Es erhielt also den Namen Bergholb, so ungewöhnlich derselbe auch war; aber es wuchs und gedieh aufs herrlichste, wiewol es keinen Heiligen zum Schutzpatron hatte. Auch führte es seinen Namen mit Recht, denn es war und blieb des Kindes liebstes Vergnügen, die steilen Höhen des Gebirgs, oder den dunkeln Wald, oder die kühlen schattigen Thäler und Felsklüfte aufzusuchen und ganze Tage daselbst zu verweilen. Der Knabe hatte daher auch kaum das zehnte Jahr erreicht, als er in der ganzen Umgegend so genau Bescheid wußte,

daß ihm jede Felsspitze, jede Kluft und Höhle, jeder Fußpfad durch die Wälder genau bekannt war, und er sich weder bei Tag noch bei Nacht verirrte. Seine Aeltern hatten sich so daran gewöhnt, daß sie gar keine Besorgniß mehr um ihn hegten, selbst wenn er über Nacht ausblieb; denn es war offenbar, daß die unsichtbaren Bewohner des Haines ihn beschützten und ihm auf alle Weise wohlwollten. Zwar erzählte Berghold nie, daß ihm ein Wesen dieser Art begegnet sei, aber der sichtlichen Spuren, daß sie ihn beständig umschwebten und behüteten, waren zu viele. Selbst in Zeiten, wo sich die wilden Wölfe häufig zeigten, ging Berghold furchtlos in den ödesten Wald, denn die Thiere wichen scheu vor ihm zurück und thaten ihm kein Leides; ja einmal, als er müde unter einem Baume eingeschlafen war, fand man neben ihm den blutigen zerrissenen Leichnam einer Frau, die Kräuter gesammelt hatte —, aber der Knabe schlief sanft und unverletzt. Als ihn der Vater befragte, ob er nicht den Hülferuf der Unglücklichen gehört habe, verneinte er es, und erzählte, ihm habe geträumt: ein kleines Mädchen mit goldenem Lockenhaar sitze zu seinem Haupte und wehre ihm die Waldwespen ab. Oft fand Berghold auch seltene Dinge, die nicht leicht ein anderer in den Bergen antrifft: so brachte er nicht selten schöne Erzstufen oder Edelsteine, wie sie in ihrem Felslager wachsen, mit nach Hause, die auf betretenen Pfaden vor seinen Füßen gelegen hatten, wo sie längst ein anderer gefunden haben müßte, wenn sie nicht kurz zuvor von unsichtbaren Händen hingelegt worden wären. Auch Blumen fand er, die noch niemand anders im Walde hatte blühen sehen, und die schönsten Vögel flogen ihm oft fast in die Hand. So erreichte er sein funfzehntes Jahr, wo ihn der Vater als Pagen an den Hof des Herzogs von Böhmen brachte. Mit tiefer Trauer schied er von seinen lieben Wäl-

dern und Bergen, wiewol sein jugendlicher Sinn mit heftiger Begierde hinausstrebte, um sich in der Welt zu versuchen. Am frühen Morgen nahm er Abschied von der Mutter und bestieg, vom Vater und einem Knappen begleitet, das Roß, welches ihn seiner Bestimmung entgegentragen sollte. Als er nun so das letzte mal durch die Thalschlucht hinritt, ward es ihm tief wehmüthig zu Sinne. Es schien ihm, als sei der Wald nicht mehr so grün, die Wiese nicht mehr so frisch, der Bach nicht so klar, der Fels nicht so prächtig stolz und zackig als sonst. Die Vöglein sangen ihm traurig, die Welle murmelte düster.

Um Mittag erreichten die Reisenden die Grenze des Gebirgs. Weiter hatte Berghold seine Streifzüge niemals fortgesetzt, denn jenseit des Baches, über welchen hier ein Steg führte, hatte es ihm niemals behagen wollen. Dagegen wußte er, daß der Bach aus einem Weiher entsprang, der etwas tiefer im Gebirge von Felsgeklüft, alten Weiden und Buchen umschlossen, in der abgeschiedensten Einsamkeit lag. Dieser Ort war in heißen Sommertagen sein Lieblingsaufenthalt gewesen, und oft hatte er stundenlang auf dem weichen Rasen des Ufers gelegen und geschlummert. Dann umschwebten ihn die süßesten Träume, und wenn er erwachte, fühlte er sich so gestärkt und erquickt, wie neugeboren. Als er jetzt den Aufenthalt seiner Jugend auf so lange Zeit verlassen sollte, empfand er eine unwiderstehliche Sehnsucht, diese seine Lieblingsstelle noch einmal zu besuchen. Er überredete daher den Vater, da es überdies die schwülste Mittagszeit war, hier einige Stunden zu rasten, während welcher er zu Fuß den Spaziergang nach dem Weiher antreten wollte, da es unmöglich war, zu Roß in diese unwegsame Gegend zu gelangen. Gern willigte der Vater in seine Bitte; sie saßen ab, übergaben dem Knappen die Rosse, um sie ab-

zuzäumen und zu füttern, und Berghold trat nunmehr allein, denn in den Wäldern war er am liebsten einsam, die Wanderung ins Gebirge an. Nach einer halben Stunde hatte er den stillen Platz erreicht; auch hier schien ihm die Landschaft trauriger als jemals; der See, sonst so tief dunkelblau, war grau und trübe und wogte unruhig auf und nieder, obgleich der Himmel sich wolkenlos und heiter über dem Wasserspiegel wölbte. Die Bäume am Ufer hatten ihre sonst so frischen grünen Zweige gesenkt, und das Laub der alten Trauerweiden hing, wie von Schmerz gebeugt, bis in den See hinein. Traurig setzte sich Berghold am Ufer nieder und blickte in die trübe Flut hinab; es war ihm, als solle er diese Gegend nie wiedersehen. In Gedanken versenkt, spielte er mit einigen bunten Kieseln, welche die Welle reinlich abgespült hatte; mit Erstaunen entdeckte er plötzlich unter denselben einen klaren, funkelnden Edelstein von hohem Werth. Im ersten Augenblick erfreute ihn derselbe, gleich darauf wurde er aber wieder betrübt und sagte zu sich selbst: „Was sollst du mir? Du wirst mich nicht glücklich machen! Wenn es wahr ist, daß wohlthätige Bewohner dieser Berge und Wasser mir hold sind, o so naht euch lieber selbst, um mich zu trösten, dann will ich eure Geschenke gern entbehren; da nehmt das Kleinod wieder und gebt es einem, den es glücklicher macht." Mit diesen Worten warf er den kostbaren Stein in die Flut zurück. Kaum aber war es geschehen, so fingen die Wogen an mächtig aufzurauschen, es brauste in den Wipfeln der Bäume, ein langgehaltener wunderbarer Ton durchdrang die Lüfte, ohne daß Berghold wußte, woher er kam. Mitten aus dem Weiher erhob sich eine mit silbergrauem Schaum gekrönte Welle und rauschte gegen das Ufer zu; sie schien einigemal gleichsam zu versinken, hob sich aber, wie sie näher und näher kam, immer

höher empor. Berghold wurde bang, denn jetzt glich sie einer Gestalt, die durch die Wasser auf- und niedertauchend, auf ihn eindringe; und wirklich wogte sie dicht an der Stelle des Ufers, wo er saß, herauf. Die Welle floß zurück in den Weiher, ihr schäumendes Haupt wallte als ein langer silberner Schleier nieder, von dem die letzten Tropfen gleich Perlen herabrannen, und allmählich trat aus der Hülle der Woge eine weibliche Gestalt klar hervor. Zugleich wurde der Weiher licht und blau, wie vordem, die Bäume richteten ihre gesenkten Zweige frisch empor und alles glänzte und grünte rings im klarsten Sonnenlicht. Berghold fühlte sich von einem süßen Bangen durchdrungen und staunte unverwandten Blicks die Gestalt an, welche dicht in ihren Schleier gehüllt noch immer schweigend vor ihm stand. Erst als die Wasser wieder ganz ruhig geworden waren, schlug sie die silberne Hülle zurück, und zeigte dem Knaben ihr himmlisch reizendes Antlitz. Lächelnd blickte sie ihn, und doch zugleich wehmüthig, aus den blauen Augen an, und sprach mit süßtönender Stimme: „Ich weiß, du kennst mich nicht, holder Knabe, ich aber kenne dich wohl und habe dich oft belauscht und behütet. Ich stand an deiner Wiege, als du geboren wurdest, und verhieß dir, daß du mich wiedersehen solltest. Nun ist der Tag gekommen! Was willst du nun, sprich, denn du hast mich gerufen und gezwungen, dir zu nahen, da du das Geschenk, das ich dir bot, in meinen Schos zurückwarfst, und mich selbst dafür begehrtest. Denn welcher der Sterblichen es über sich gewinnt, unsere glänzenden Gaben zu opfern, um sich uns selbst zu nahen, dem müssen wir erscheinen; und wir thun es gern, denn er liebt uns, und darum lieben wir ihn wieder und suchen lindernden Balsam in seine Brust zu gießen, wenn die rauhe Hand des Lebens ihn verwundet hat."

Bergholb konnte sich von seinem Erstaunen noch nicht erholen; während sie sprach, war er in den Anblick der Holdseligen so tief versunken, daß er kaum ihre Worte vernahm. Sie stand vor ihm, von einem Schleier leicht umflossen, unter dem ein blaues Gewand hervorschimmerte, das sich sanft um den schlanken Leib schmiegte und von einem blitzenden Gürtel zusammengehalten wurde. Reiches blondes Haar wallte ihr über den Nacken herab und leuchtete durch die Schleierhülle hindurch; gleich Perlen fielen noch einzelne Tropfen aus den Locken, welche ihre Wange umschmeichelten, herab; das Auge glich einem blauen Krystall, und die Lippe einer halb durchsichtigen purpurnen Frucht. Lilienweiß, sanft gebogen, war der schöne Hals, und um die zarten nackten Füße spielte die Welle und benetzte die feinen Knöchel.

„Du schöne Nymphe", begann endlich Bergholb, „was kann ich von dir begehren, das du nicht schon errathen hättest? Denn gewiß umschwebtest du mich in meinen Träumen und belauschtest die Schläge meines Herzens. Trauer erfüllt mich, tiefe Trauer, daß ich von diesen schönen Wäldern und Bergen scheiden, die vertrauten Gefährten meiner einsamen Jugend verlassen und mich unter fremde, lieblose Menschen begeben soll." — „Sei nicht bange", erwiderte die Nymphe mit wohllautender Stimme, „wir werden uns wiedersehen. Auch wir waren traurig, dich zu verlieren, denn an dieser Stunde hing es, ob unsere freundliche Verbindung mit dir fortdauern könnte. Hättest du mich nicht gerufen, indem du mein kostbares Geschenk opfertest, so hätten wir uns niemals wiedergesehen. Jetzt aber ist, wenn dein Herz rein bleibt, unser Schicksal noch auf lange Zeit verbunden, wenngleich wir uns nun auf viele viele Monden trennen müssen; denn du mußt hinwegziehen und wir dürfen nicht folgen. Das aber wußten wir schon lange

zuvor. Es sind die Jahre deiner ersten Prüfungszeit; bestehe sie wohl, und wir werden uns glücklich wiederfinden. Hier nimm diesen Ring und trage ihn zu meinem Andenken. Weiche nicht ab vom Pfade der Tugend, dann kannst du mich, wenn fünf Jahre verflossen sind, wiederfinden, früher aber nicht. Bist du dann reines Herzens, so komme wieder an diese Stelle und wirf deinen Ring in die Flut. Alsdann werde ich abermals erscheinen, und dein Schicksal weiter verkünden." Mit diesen Worten steckte sie einen Demantring an den Finger des Knaben, hauchte einen zarten Kuß auf seine offene Stirn, hüllte sich dann in ihren Schleier und sank als zerfließende Silberwelle in die Flut zurück. Die blauen Wogen wallten und hoben sich sanft, aber verdunkelten sich nicht, und die Ufer und Bäume umher behielten ihr frisches sonnenwarmes Grün.

Berghold kehrte, wiewol mit einer wehmüthigen Sehnsucht nach der schönen Gestalt im Herzen, doch von heitern Hoffnungen belebt, zu seinem Vater zurück. Diesem verschwieg er, was ihm begegnet war, denn er ahnte dunkel im Gemüth, daß strenges Geheimniß eine stillschweigende Bedingung seines Bundes mit dem holden wunderbaren Wesen sei.

Sie erreichten am folgenden Tage die Stadt Prag, wo Berghold am Hofe des Herzogs wohl aufgenommen wurde. Hier verlebte er unter ritterlichen Spielen und Uebungen die Jünglingsjahre, und blühte mit jedem Tage zu einem schönern, kräftigern Ritter heran. Alle Schönen des Hofs wandten ihr Auge in verstohlener Liebe zu dem reizenden Jünglinge; doch weder die edlere Schönheit derjenigen, die ihr Herz in sittsamer Verschwiegenheit bändigten, noch die verlockenden Künste derer, welche ihrer Glut nicht zu gebieten vermochten, gewannen Berghold's Liebe. Er wandte

seinen Sinn nur den ritterlichen Uebungen und gefahrvollen Spielen des Kampfes zu; in der einsamen Stille der Nächte aber träumte er von seiner wunderbaren Beschützerin, vor deren Schönheit ihm jede andere verschwand. So waren über vier Jahre verstrichen, und die Zeit der Prüfung nahte ihrem Ende; je näher das Ziel seiner Hoffnungen und Wünsche war, je leichter wurde es ihm, jeder Verlockung und Verführung, den Pfad der strengen Tugend zu verlassen, festen Widerstand entgegenzusetzen. Da traf eines Tags ein Bote von seinem Vater ein, der ihn aufs schleunigste zurückberief, weil er auf dem Todbette liege. Dieser Schlag traf den Jüngling, welcher dem Greise in innigster kindlicher Liebe zugethan war, mit gewaltiger Erschütterung. Sogleich eilte er zum Herzoge und erbat sich Urlaub; er wurde ihm gewährt. Hastig schwang er sich nun auf das Roß und sprengte den heimatlichen Fluren zu. Doch es war unmöglich, sie in einem Tage zu erreichen. Spät am Abend mußte Berghold anhalten, um seinem ermüdeten Roß einige Stunden Ruhe zu gönnen. Ein Landmann nahm ihn gastlich auf. In der Nacht, wo er auf einer Streu in dem kleinen engen Stübchen ruhte, überkam ihn die heftigste Angst, er werde seinen Vater nicht mehr am Leben antreffen. Der Mond blickte durch das Fenster und beleuchtete ein Crucifix, das der fromme Landmann in seiner Behausung aufgestellt hatte. Mit inbrünstigem Gebet warf sich Berghold vor dem heiligen Zeichen nieder, flehte um den Beistand des Erlösers und that das Gelübde, einen Zug nach Palästina zu unternehmen, wenn er seinen Vater noch am Leben anträfe. Mit dem Frühesten setzte er sich wieder zu Pferde und eilte der Heimat zu. Noch wallte keine Trauerfahne von der Burg herab; freudiger Hoffnung sprengte er daher über die Zugbrücke. Hier kamen ihm die Leute des

Hauses mit frohen Mienen entgegen, empfingen ihn jubelnd und berichteten ihm, daß der Greis nicht nur am Leben, sondern in der besten Genesung sei. Um Mitternacht habe es an der Pforte geschellt, und als man aufgethan, sei eine fremde Frau, in dunkle graue Schleier gehüllt, eingetreten und habe begehrt, zu dem Kranken geführt zu werden, weil sie ihm ein stärkendes Labsal bringen wolle. Man führte sie hinauf, sie nahte sich schweigend dem Lager, mischte in einer silbernen Schale einen wunderbar duftenden Trank und reichte ihn dem Sterbenden, der mit bleichen Lippen und halbgeschlossenen Augen zurückgesunken auf dem Ruhebette lag. Kaum aber benetzte die köstliche Arznei seine Lippen, als die Lebenskräfte sich wieder regten, und nachdem er die Schale geleert, durchdrang ihn neue Wärme, neue Kraft, sodaß er sich sofort wohler und wohler fühlte. Die Fremde entzog sich seinem Dank, und verschwand, ohne daß jemand bemerkte, wie sie die Burg verließ. Voller Freude, doch ernstlich nachdenkend, hörte Berghold diese Erzählung. Gerade um Mitternacht hatte er sein Gelübde gethan; gerade um diese Zeit war seinem Vater Rettung geworden. Eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß seine Beschützerin hier für ihn thätig gewesen sei und der Herr sein Gebet durch sie erhört habe. Mit frommem Dank, mit stiller Freude im Herzen, schritt er nun die Stiegen hinan zum Vater hinauf, der ihn mit Thränen der Freude empfing. In wenigen Tagen genas der Greis vollkommen; nun vertraute ihm Berghold, welches Gelübde er gethan. Der Greis legte segnend die Hände auf des Sohnes Haupt und sprach: „Du mußt es erfüllen; Gottes Hand wird dich beschirmen! Im nächsten Frühjahre hast du die Zeit deiner ritterlichen Lehrjahre vollendet. Dann ziehe aus und schließe dich dem Kreuzzuge, welchen der Kaiser unternehmen will, an. Dort wirst

du Ruhm und Glanz erwerben; auch ohne ein Gelübde zu erfüllen, ist solch ein Zug des christlichen Ritters würdig."

Bergholb verweilte noch einige Tage bei seinem genesenden Vater, und kehrte dann an den herzoglichen Hof zurück. Als er an die Grenze des Gebirgs kam, faßte ihn eine unnennbare Sehnsucht, nach dem Weiher hinüberzugehen und seine wunderbare Freundin aufzusuchen. Nur der Gedanke hielt ihn ab, daß die fünf Jahre noch nicht verflossen waren, er sie also noch nicht aus den Fluten heraufrufen dürfe. Doch zwang es ihn unwiderstehlich, wenigstens den Ort zu besuchen, wo sie ihm erschienen war, und ihr seinen gerührten Dank für die Hülfe zu sagen, die gewiß sie und keine andere seinem Vater geleistet hatte. Er band sein Roß im Gebüsch an und wanderte über die Felsen der wohlbekannten Stätte zu. Niemals erschien sie ihm reizender, als heut. Der See lag blau und spiegelklar zwischen den grünen Ufern, die Bäume prangten in reicher Blätterpracht, ein wohltönendes Säuseln und Flüstern zog durch die Wipfel, helle Stimmen der Vögel klangen darein, und die Wellen spielten mit sanftem Rauschen gegen den Strand. Bergholb setzte sich unter dem wohlbekannten Baume nieder; sein ganzes Herz glühte in Sehnsucht nach der Schönen, allein er wagte nicht, sie zu rufen. Doch klimmte er eine Felshöhe hinan, deren letzte Klippe weit in den See hineinragte und schon von seiner tiefern Flut umspült wurde. Hier beugte er sich über die Wellen hinaus und rief in ihre blaue endlose Tiefe, aus der ihm sein eigenes Bild entgegenwinkte, hinab: „Holde Beschützerin, vernimm meinen heißen Dank für deine Wohlthat." Da rauschte es im See, sein Bild verwischte sich, und aus der blauen Tiefe herauf lächelte ihm plötzlich das Angesicht seiner schönen Freundin. Schnell aber bedeckte es sich wieder mit dem silbernen Schleier und Berg-

hold sah nichts mehr als eine mit weißem Schaum gekrönte Woge, die rauschend an den Fuß des Felsens schlug. Doch in innerster Seele beglückt, denn er zweifelte nicht, daß er wirklich das Antlitz seiner Beschützerin gesehen habe, verließ er jetzt das Gestade, suchte sein Roß wieder auf und ritt heim zu seinem Gebieter. Das letzte Jahr seiner Prüfung verschwand; der Herzog schlug ihn selbst zum Ritter und entließ ihn zu seinem alten Vater, von wo er nach einem Aufenthalt von einigen Wochen, wozu ihm noch Frist blieb, zu dem Heerbann, der nach Palästina bestimmt war, abgehen sollte. Fröhlich zog Berghold heimwärts. Als er das Gebirg erreichte, zog ihn das Herz mächtig nach der kühlen krystallenen Wohnstätte seiner Beschützerin hin; doch mußten noch drei Tage verstreichen, bevor die Frist abgelaufen war, und er hatte sich's fest vorgenommen, sich genau an das Gebot seiner Freundin zu halten. Er ritt daher dem Schloß seines Vaters zu; doch welch ein Schrecken befiel ihn, als er von einer Anhöhe die Thürme der Burg hinter den Waldbergen hervorragen sah, und auf den Zinnen derselben schwarze Fahnen wehten. Voll kindlicher Angst spornte er sein Roß und eilte mit verhängtem Zügel der Heimat zu. Als er die Burg erreicht hatte, standen die Thore weit geöffnet, die Zugbrücke war niedergelassen, und Landleute in Trauerkleidern kamen langsam aus dem Schlosse und zogen ins Thal hinunter.

„Um Gottes willen, was ist hier geschehen?“ rief Berghold einen der ihm Begegnenden an.

„Der Herr und die Frau des Schlosses, die Wohlthäter der ganzen Gegend“, erwiderte der Landmann traurig, „sind gestern um Mitternacht beide zugleich sanft verschieden. Der Tod traf sie plötzlich, aber nicht schrecklich; sie hielten einander in den Armen und segneten ihren entfernten Sohn

Droben auf der Burg sind die Leichen ausgestellt, und die ganze Umgegend wallfahrtet dahin, um sie noch einmal zu sehen."

Erstarrt saß Berghold auf seinem Roß; kaum vermochte er in das Thor zu reiten. Er schwang sich mühsam vom Sattel und ging mit wankenden Schritten die Stiegen hinan. In der Kapelle, deren beide Flügelthüren weit geöffnet waren, standen die Särge offen, von vielen Kerzen umgeben, und rings umher kniete das Volk. Erblaßt, bebend schritt Berghold hinein und rief laut aus: „O meine theuern Aeltern!" Und mit diesen Worten sank er zwischen beiden Särgen auf die Knie und küßte die Hände der Mutter und des Vaters; rings umher aber herrschte tiefe, gerührte Stille.

Berghold betrauerte seine Aeltern aus aufrichtigem Herzen; dennoch blieb die Sehnsucht nach jenem wunderbaren Wesen mächtig in seiner Seele. Am dritten Tage wanderte er daher schon mit dem frühesten Morgenstrahl nach dem stillen Platze, wo er sie wiedersehen sollte. Er zog den treubewahrten Ring vom Finger und warf ihn in die Flut. Augenblicks begann sie zu rauschen und zu wogen, die Wipfel der Bäume schwankten im heftigen Winde, ein wehmüthiger Ton ließ sich vernehmen, in der Mitte des Sees hob sich die Woge hoch empor, schlug auseinander, und aus ihrem getheilten Schose tauchte die Gestalt des holden Wesens herauf. Sowie ihr Antlitz das Tageslicht grüßte, lächelten Flut und Himmel wieder heiter, und nur noch ein leises Flüstern bewegte die Blätter in den Bäumen umher. Sich wiegend auf den sanft gehobenen Wellen schwebte sie gegen das Ufer heran und grüßte schon von weitem mit freundlichem Winken. Jetzt berührte ihr Fuß den blinkenden Kies, und mit schwebendem Schritt bewegte sie sich über den

Rasen heran zu Bergholb, der verwirrt und beklommen vor ihr stand. Als sie ihn mit dem holden Wort: „Willkommen, lieber Freund“, anredete, sank er überwältigt zu ihren Füßen nieder. Sie aber reichte ihm liebevoll die Hand und setzte sich vertraulich neben ihn auf den Rasen. „Du hast dich treu bewährt“, sprach sie wohlwollend, „dir wird der schönste Lohn werden.“ Bergholb empfand ihn schon jetzt, denn das holdseligste Wesen saß ihm vertraulich wie eine Schwester zur Seite. Auch er wurde kühner und wagte es, die Hand, welche unbefangen in der seinigen ruhte, sanft zu drücken und zu küssen. Die Schöne lächelte ihn an, gleich dem Spiegel des klaren Sees. „O, wie nenne ich dich, süßes Wesen“, sprach Bergholb, „welch einen Namen gebe ich dir, wenn mein Herz voller Sehnsucht dich ruft?“

„Meinen Namen willst du wissen?“ sprach sie lächelnd. „Er klingt in einer Sprache, die du doch nicht verstehst; wir rufen uns nicht, wie ihr Sterbliche, uns ist ein Gedanke, ein Ton genug. Du aber magst mich Ella heißen.“ So saßen sie in tändelndem Gespräch beieinander, und die Stunden entflohen ihnen pfeilgeschwind. Endlich röthete der Abend den Himmel; Ella erhob sich von ihrem Rasensitze und sagte: „Nun müssen wir uns trennen. Doch morgen brauchst du mich nicht mehr zu rufen wie heut, morgen bedarf es keines Talismanes, um mich aus dem unterirdischen Reich meiner Wogen heraufzurufen an das Licht der Erde, morgen bin ich bei dir, ehe dein Gedanke mich sucht.“ Mit diesen Worten reichte sie scheidend dem Freunde die Hand, er aber mit dem Feuer und der Kühnheit des Jünglings zog sie an seine Brust und drückte der leise, schamhaft Widerstrebenden heiße Küsse auf den lieblichen Mund. Sie sank wie in Seligkeit ersterbend in die Knie und barg zitternd das Antlitz an seiner Brust. „Was hast du ge-

than?" rief sie mit süßem Wohllaut, aber doch bang schmerzlich aus. „Du hast die Tochter der Wellen umarmt! Nun bist du mein auf ewig, und Wehe trifft dich, wenn du mir die Treue brichst!"

„Nie, niemals kann ich von dir lassen, und ich bin der Seligste der Erdgeborenen, wenn du in meinen Armen ruhst."

Ella weinte; lange konnte sie nicht sprechen. Endlich begann sie matt: „Morgen, Lieber, morgen sage ich dir alles!" Und wie die Worte verklangen, so wand sie sich sanft aus den Armen des Geliebten und senkte sich in die schmeichelnden Wellen hinab.

Bergholb kehrte nicht nach seiner Burg zurück, sondern ruhte die laue Nacht hindurch im Walde. Als er vom Sonnenstrahl geweckt die Augen aufschlug, saß Ella neben ihm und begrüßte ihn mit einem wehmüthig heitern Lächeln: „Ich bin nun bei dir, noch ehe dein Gedanke mich suchte", sprach sie, „wie ich es dir gestern verhieß. Solange du den Bann dieses Gebirgs nicht verläßt, nahe ich dir überall. Aber bald ist die Zeit da, wo du dich von mir trennen mußt. Ich kenne das Gelübde, das du gethan, brächest du es, so wären wir ewig geschieden. Dies ist der Spruch des Geschicks, den nichts zu ändern vermag. Doch in der Ferne, im Lande der Ungläubigen, harren deiner schwere Prüfungen; wehe dir, wenn du ihnen nicht widerstehen kannst!" Bergholb betheuerte, daß nichts ihn in seiner Treue wankend machen solle, und suchte Ella's schwermüthige Besorgnisse durch die zärtlichsten Liebkosungen zu verscheuchen. So genossen die Liebenden wenigstens des Glückes der Gegenwart, und dieser Tag, sowie die folgenden alle, enteilten ihnen auf raschen Schwingen. Drei Wochen waren verstrichen; der Augenblick, wo Bergholb aus-

ziehen mußte, nahte heran. Den ganzen Tag zuvor war Ella so wehmüthig gestimmt, daß der Glanz der Thränen nicht aus ihren schönen Augen wich. Abends endlich, als die Stunde des Abschieds gekommen war, denn mit der Sonne mußte sie in die Flut tauchen und durfte sie nur mit ihr verlassen, sprach sie zu ihm: „Mein Freund! Nun werden wir bald, vielleicht auf lange Jahre scheiden. O Geliebter, ich werde indessen bitterer leiden und dulden als du, in meiner tiefen unterirdischen Einsamkeit! Denn wisse, ich vermag dich überall zu begleiten, weiß jeden Augenblick, was du thust; die Gefahr, welche dich bedroht, setzt auch mich in Schrecken, denn ich sehe, wenn der Säbel des Saracenen über deinem Haupt geschwungen ist — aber nicht um einen einzigen Augenblick weiß ich die Zukunft vorher, und die Gedanken deiner Brust kann ich so weit nicht lesen. Darum werde ich einer steten Folter der Angst übergeben sein; doch will ich sie gern ertragen, wenn du nur getreu bleibst und der verführerischen Lockung feindseliger Mächte widerstehst. Drei Geschenke will ich dir mitgeben, welche auch in der Entfernung ein nahes Band zwischen uns anzuknüpfen vermögen. Sieh diesen Schleier; windest du ihn um dein Haupt, wenn du schlummerst, so wirst du von mir träumen. Dieser goldene Becher zeigt dir mein Bildniß, so oft du ihn mit der Flut des klaren Quelles füllst; es wird dann in zarten Farben auf der Oberfläche des Wassers schweben. Dieser Ring endlich besitzt die Kraft, mich selbst herbeizurufen; aber er besitzt sie nur einmal, darum gebrauche ihn nur in der höchsten Nothwendigkeit. Und wisse: alle diese Gaben behalten ihre Kraft nur, solange du mir getreu bist. Hast du deinen Schwur gebrochen, unsern Bund zerrissen — dann, süßer Freund, erscheine ich dir weder im Traum, noch zittert dir mein Bildniß auf der

Silberfläche des Wassers entgegen, noch vermagst du vollends mich selbst hervorzurufen aus dem unterirdischen Gebiet, in dem ich wohne! Das bedenke wohl, und hüte dein Herz!" — „Niemals kann ich dich vergessen, dir treulos werden", rief Berghold heftig aus und drückte die Geliebte an seine Brust. „Wer gliche dir an Reiz, an Güte, an Liebe? O fürchte nichts; wenn du keine andern Besorgnisse hast, so werden wir uns wiedersehen und unendlich glücklich sein."

Ella schmiegte sich sanft an ihn, als wolle sie durch hingebende Zärtlichkeit seine Liebe für sie, und so die Festigkeit seiner Entschlüsse erhöhen. Die Sonne berührte schon den Horizont; die Liebenden mußten sich endlich trennen. Es geschah unter süßschmerzlichen Thränen. Sanft entzog sich Ella den Armen des Geliebten und senkte sich in die Flut, die schon rosig im Widerschein der Abendröthe glänzte. Schnell war sie verschwunden; kaum ein leichtes Wallen des Gewässers verrieth die Stelle, wo das schöne Wesen in ihr krystallenes Reich hinabgetaucht war. Gedankenvoll, mit trauernder Brust kehrte Berghold heim. Am nächsten Morgen weckte ihn schon der Klang des fröhlichen Horns, das die Getreuen zu dem Zuge zusammenrief. Erfrischt durch die kühlen Lüfte ritten sie im Glanz der Morgensonne dahin, um sich in Prag mit andern Rittern zu vereinen und dann zu dem Heere des Kaisers zu stoßen.

Von den Abenteuern, die Berghold auf seinem Zuge erlebte, meldet die Sage mancherlei. Er kämpfte tapfer mit den Saracenen, mit Unholden und Riesen, und ging aus jedem Kampfe als Sieger hervor. Die Trennung von der Geliebten wurde ihm durch ihre Geschenke erleichtert, denn jede Nacht träumte er von ihr, glaubte in der Heimat zu sein und die süßesten Stunden mit ihr zu verleben. Wo

nur ein Quell aus dem Felsen sprang, oder er an einem klaren Bach vorüberritt, da säumte er nicht, sofort seinen Becher zu füllen. Dann betrachtete er mit seligem Entzücken, wie das leichte wallende Silber des Wassers sich mit schimmernden Farben bezog, und je ruhiger es wurde, um so klarer das Bild der Geliebten auf seiner Oberfläche erscheinen ließ. Es webte sich gleichsam wie aus farbigen Strahlen auf dem tiefen Goldgrunde, den das Metall des Gefäßes durch die klare Flut schimmern ließ, und behielt dann durch das unmerklich leise Zittern und Wallen derselben einen wahrhaften Lebensreiz, sodaß Bergholb oft glaubte, das holde Antlitz lächle ihm entgegen und winke ihm mit den blauen Augen. Dann betrachtete er wol seinen Ring, und es zog ihn mächtig, durch diesen Talisman die Holde selbst herbeizurufen; wenn er aber bedachte, daß er sie dann nie wieder zu sich herzubannen vermöchte, wenn er sich ihrer Warnung erinnerte, dann zog er bebend die Hand von dem Kleinod zurück, als fürchte er, daß es schon bei einer zufälligen Berührung seine Wunderkraft äußern werde. So verstrich ein Jahr! Sein Gelübde war gelöst, er durfte heimkehren. Vom Glück begünstigt, traf er, an die Küste des Meeres gelangt, sogleich ein Schiff, das ihn nach Triest führte. Beglückt sprang er ans Land! Jetzt schieden ihn nur noch wenige Wochen von der Geliebten. Bevor der Mond seinen Kreislauf vollendet hatte, konnte er in ihren Armen ruhen. Von einem einzigen Knappen begleitet, ritt er der Heimat zu. Eines Tags, da er sich schon in den hohen Gebirgen befand, die Italien von der deutschen Erde trennen, ritt er bis spät in die Nacht, ohne eine Herberge oder ein Schloß zu finden, das ihm gastliche Aufnahme gewährt hätte. Plötzlich vernahm er ein helles Zischen, und gleich darauf stieß sein treuer Knappe hinter ihm den Ruf

aus: „Jesus Maria! Ich bin verloren!“ Von einem Pfeil, der aus dem Gebüsch über den Weg schwirrte, durchbohrt, sank er vom Roß herab. Noch hatte Berghold sein Schwert nicht aus der Scheide gezogen, als auch er sich von einem Pfeil in der Schulter getroffen fühlte, der ihm den rechten Arm lähmte. Zu gleicher Zeit sprangen von allen Seiten Räuber aus dem Dickicht hervor, und er sah sich vom Pferde gerissen und gebunden, fast noch ehe er an einen Kampf gedacht hatte. Blutend, an vielen Stellen des Körpers verwundet, denn er hatte sich wüthend gegen die Rotte gewehrt, wurde er abseits ins Gebüsch geschleppt, wo ihn die Frevler ausplünderten und dann gebunden, auf dem Boden liegend, seinem Schicksal überließen. Elend und verschmachtend, sah er keinen Ausweg aus seinem Jammer. Jetzt gedachte er des Ringes, um die Geliebte herbeizurufen; er griff danach, aber, wehe ihm, die Räuber hatten ihm auch dieses Kleinod genommen. Da fing er an laut zu jammern und zu klagen und sein Geschick zu verwünschen. Nur einen schnellen Tod erflehte er noch von der Gnade Gottes, denn jede Rettung schien ihm unmöglich. Nach einer Stunde, die er in dieser angstvollen Qual zugebracht, sah er einen Lichtschimmer durch die Bäume glänzen, und bald gewahrte er deutlich, daß mehrere Reiter, denen Fackeln vorausgetragen wurden, sich näherten. Jetzt schöpfte er wieder Hoffnung. So laut seine ermattete Brust es vermochte, rief er, als die Wandernden näher kamen, um Hülfe. Sie lenkten ihre Rosse auf ihn zu, doch das Dickicht hinderte sie, bis zu dem Ort, wo der Unglückliche lag, heranzudringen. Sie stiegen daher ab und nahten sich von einer andern Seite, sodaß Berghold, der, gebunden, sich nicht zu regen vermochte, mit dem Gesicht abwärts liegend, sie nicht gewahr werden konnte, bis sie vor ihn traten. Plötzlich stand

eine edle weibliche Gestalt, in Reisetracht, den Hut mit Federn geziert, vom Schein der Fackeln, welche zwei Diener trugen, beleuchtet, vor ihm: „Wer liegt hier blutend am Boden?“ fragte sie mit einer Stimme, die dem sanften Ton der Abendglocke glich. „Edle Frau! Ein Unglücklicher, den Räuber überfielen“, erwiderte Bergholz.

Die Fremde schlug den Schleier zurück und enthüllte das reizendste Antlitz, was Bergholz jemals gesehen hatte. Ein großes dunkles Auge blickte ihn unschuldig und sanft wie das der Gazelle aus den Klüften des Libanon an; die weiße hohe Stirn von schwarzen Locken umwallt, zeigte Anmuth und Adel zugleich, die Wangen rundeten sich lieblich, und um die Lippen schwebte ein rührender Zug des Mitleids. Der Schimmer der Fackeln, die das schöne Antlitz bestrahlten, warf einen leichten Anflug der Glut, der fast der Liebesschamröthe glich, darüber hin und erhöhte das milde Feuer ihres Auges. Halb genesen fühlte sich Bergholz schon durch diesen Anblick und durch die sanfte Berührung der zarten Hände, die die Fremde vorsichtig an seine Stirn legte, um ihm die herabgesunkenen Locken aus dem Gesicht zu streichen. „Dir soll Hülfe werden, edler Fremdling“, sprach sie mit gerührtem Ton, „wofern dir noch menschliche Hülfe frommt. Sogleich soll man dich auf mein nahegelegenes Schloß bringen.“ Hierauf befahl sie den Dienern, Wasser aus dem Quell zu schöpfen, um die Wunden Bergholz's zu waschen, und beraubte sich ihres Schleiers, um sie zu verbinden. Da sie noch mehrere Begleiter hatte, wurde schnell eine Bahre von Zweigen angefertigt, auf die man Bergholz legte, und ihn so sanft nach dem kaum eine Viertelstunde entfernten Schloß trug, wo die schöne Unbekannte wohnte. Mit düsterer Sorge erkundigte sich Bergholz nach seinem Knappen; doch dieser war bereits an

seiner Wunde verschieden, und nur den Leichnam konnte man mitnehmen.

Auf dem Schlosse angelangt, wurde er auf Geheiß der Besitzerin in deren eigenes Wohngemach gebracht, wo man ihn auf ein sanft schwellendes, duftendes Lager, von den schönsten morgenländischen Teppichen bereitet, legte. Sie selbst widmete ihm die aufmerksamste Pflege. Von dem Verlust des Blutes und dem Schmerz der Wunden erschöpft, auch durch die lindernden Heilmittel in sanftes Behagen gewiegt, entschlummerte Berghold auf kurze Zeit. Im Traum stand die huldreiche Retterin seines Lebens beständig vor seiner Seele; bald sah er sie, wie sie zuerst vor ihn getreten war und ihn so lieblich anblickte, bald fühlte er den duftenden lieblichen Hauch ihres Athems, bald die sanfte Berührung ihrer Hände, während sie ihn verband; immer aber stand sie in unbeschreiblicher Anmuth, in fesselndem Reiz vor seiner heftig aufgeregten Phantasie. Nach einem erquickenden Schlaf erwachte er, als es schon hoch am Tage war. Er schlug die Augen auf, und sah erstaunt umher, ob er nicht eben jetzt noch träume. War alles, was ihn umgab, dieses orientalisch üppige Lager, diese seidenen Vorhänge, die sich halb verhüllend über ihn breiteten, dieses, einer lieblichen Grotte ähnliche, von gewürzigen Düften durchwehte Gemach, ein luftiges Spiel seiner Einbildungskraft? Oder hatte die Wirklichkeit sich so reizend gestaltet? Jener kühle schattige Garten, in den er durch die offenen Flügelthüren hinausblickte, grünte und blühte er wirklich? War die von weißen Gewändern umflatterte Gestalt, welche eben durch den dunkeln Laubgang heraufschwebte, nicht die seines Traumes? Bewegte sie sich wirklich? Trat sie über die Schwelle, stand sie vor seinem Lager, lächelte sie ihn an? Ja, er durfte nicht zweifeln,

er lebte, und die holdesten Zauber des Lebens und der Liebe umspannen ihn.

Plötzlich schreckte er heftig zusammen, denn er erinnerte sich, daß die drei holden Gaben Ella's ihm geraubt waren. Seine Pflegerin aber bemerkte kaum die Wolke des Grams, welche über seine Stirn zog, als sie mit theilnehmender Besorgniß nach der Ursache seines Kummers fragte, und ihn auf das lieblichste tröstete, nachdem er sie ihr entdeckt hatte. So kam sie, in allem, jedem seiner Wünsche und Gedanken zuvor, und errieth sie, fast ehe sie ihm selbst ganz klar geworden waren.

Die Wunden des Kranken waren schwer. Sie wollten trotz der Pflege nicht schnell heilen, sondern fesselten ihn wochenlang an das Lager und ließen ihn, nachdem er dieses verlassen durfte, so entkräftet, daß wol noch ein voller Monat vergehen durfte, bevor er seine Reise fortsetzen konnte. Indessen zogen die sanften Banden der Dankbarkeit ihn immer näher zu dem liebevollen Wesen hin, das ihn gerettet hatte, dem er das Leben und dadurch alles Gute, was ihm noch bevorstand, verdankte. Mit Trauer bemerkte Berghold, daß sie oft still und wehmüthig war, daß sie weinte; vergeblich drang er in sie, ihm die Ursache ihrer Leiden zu entdecken — sie schwieg. Dann glich sie in ihrer stummen stillen Trauer, die sich unter so schöner Hülle barg, einem mit Rosen geschmückten Grabe. Berghold gewahrte bald, daß ihre Traurigkeit zunahm, wenn er von seiner Abreise und zumal von der Geliebten sprach, die er in Deutschland zurückgelassen habe. Daher vermied er es aus zärtlicher Sorgfalt für seine Retterin, ihr Herz so zu verwunden.

Der Unglückselige ahnte nicht, wie er selbst die Gefühle seines Herzens allmählich einschlummerte. Der Becher, in dem er täglich Ella's süßes Bild sehen konnte, war ihm

geraubt; der Schleier, der sie ihm im Traum zuführte, bedeckte sein Haupt nicht mehr, wenn er schlummerte; der Ring, mit dem er sie herbeirufen konnte in der Stunde der höchsten Gefahr, war verschwunden!

Verblendeter! Nicht damals, als du hülflos blutend am Boden lagst, standest du am Rande des Abgrundes! Jetzt, jetzt, wo sich seine furchtbare Tiefe mit einer üppigen Blütenhülle verdeckt, wo dein wahnsinniger Fuß unaufhaltsam dem süß verhüllten Verderben entgegengeht — jetzt rufe die Retterin herbei!

Wochen, Monden schwanden dahin! Berghold konnte sich von dem seligen Aufenthalt nicht trennen. Soll ich ihr Herz zerreißen, ihre Brust grausam durchbohren? Sie entriß mich den blutigen Armen des Todes, soll ich ihre weichen Arme jetzt rauh zurückstoßen, wenn sie sich bittend zu mir erheben? Nein, nein! ich vermag es nicht! Und doch, ich will! Morgen, ehe der Tag graut, will ich hinweg! Doch sie weinte still, sie härmte sich ab, glich einem Marmorbilde vom blassen Mondglanz beleuchtet — und er vermochte nicht, sich loszureißen! Sein Herz schlug in heißen Flammen für die Theure auf. Und als die laue südliche Nacht ihn mit süßbetäubenden Düften umhauchte, als der Mond mit seinen spielenden Lichtwellen Brust und Antlitz der Geliebten umfloß, als sein Strahl sich in ihrem feuchten Auge brach und sie mit zitterndem Laut der Wehmuth sprach: „O bleibe bei mir! Verlaß mich nicht!“ da sank er überwältigt in ihre Arme, trank die Küsse von ihren Lippen, und schwur es an ihrer wallenden Brust, er wolle sie nie verlassen.

Doch plötzlich traf ein furchtbarer Donnerschlag sein Ohr; entsetzt fuhr er auf, dichte Finsterniß quoll um ihn her, der Sturm heulte in den Lüften, und die Erde wankte in ihren Festen. Die Geliebte wurde durch eine unbekannte

Gewalt von seiner Brust hinweggerissen, vergeblich breitete er die Arme nach ihr aus, vergeblich rief er sie laut und voller Angst. Ein schallendes Hohngelächter schlug an sein Ohr, betäubt, sinnlos sank er zu Boden.

„Nun, Herr, es ist endlich Zeit!“ rief ihn die wohlbekannte Stimme seines Knappen an, und rüttelte ihn aus dem Schlaf. „Ich muß Euch wecken, sonst steigt die Sonne zu hoch, und wir müssen den ganzen Tag in der Hitze reiten, die zwischen diesen Felsen fast so arg ist, wie in Palästina!“

Berghold fuhr verstört empor; er konnte sich gar nicht besinnen. Er wußte nicht, war es ein neuer Traum, der ihn ängstigen wollte, oder war alles zuvor Traum gewesen.

„Ja, Ihr habt lange geschlafen, und seid daher wol noch etwas verstört, Herr Ritter“, sprach der Knappe. „Aber nun müßt Ihr Euch doch ausgeruht haben; ermuntert Euch nur und setzt Euch auf. Die Rosse sind abgefüttert und getränkt!“

„Wo sind wir?“ fragte er tief aufathmend.

„Je nun, wo wir uns gestern niederlegten, unter freiem Himmel, auf deutscher Erde, in dem unwirthbaren Gebirg der Alpen.“ Berghold warf einen Blick auf seine Hand; Ella's Ring steckte wie sonst an seinem Finger. Er fühlte nach dem Becher, auch dieser war vorhanden; er suchte den Schleier, und fand ihn unter seinem Haupte. Aber, doch hatte er nicht geträumt! Schnell griff er nach dem Becher und füllte ihn mit der Flut des klaren Bergquells, der neben ihm aus dem Felsen hervorsprudelte. Doch entsetzt warf er ihn auf den Boden, denn das Wasser verwandelte sich in dunkles Blut und schäumte wogend über den Rand.

„Was ist Euch?“ fragte der Knappe, „warum werft

Ihr Euern schönen Trinkbecher so wild hinweg?“ Er hob ihn auf, füllte ihn noch einmal und reichte ihn Bergholb. Dieser ergriff ihn zitternd. Kaum hatte er ihn berührt, so brauste er wieder blutig schäumend auf; voll Entsetzen schleuderte er ihn weit von sich.

„Was thut Ihr, lieber Herr?“ sprach der Knappe erstaunt, „Ihr verschüttet ja das klare schöne Getränk!“

„Es ist Gift, blutiges Gift!“ rief Bergholb wild, und starrte unbeweglich auf den Quell hin. „Eine Zauberin hat den Born vergiftet!“

„Euch muß ein böser Traum noch ängstigen“, erwiderte der Knappe und schüttelte das Haupt. „Wie soll dieser klare Brunnen giftig sein? Seht her, wie er mich erquickt.“ Dabei hatte er den Becher aufgehoben, füllte ihn und trank vor Bergholb's Augen daraus.

Dieser bebte; ein kalter Schauer rieselte durch seine Locken und den Nacken hinab. „Ja wohl! Du hast recht“, sprach er, „mich folterten böse Träume! Böse, böse Träume! Stecke den Becher nur ein, ich mag ihn nicht.“ Still setzte er sich darauf zu Pferd und ritt schweigend seines Wegs. Die Felsen stiegen dürr, ohne Laub, ohne Moos empor; die Sonne glühte an den nackten Wänden. Der Boden stäubte wie Asche auf, die wenigen dürftigen Gewächse waren versengt von der Glut, und die Blätter hingen welk herab.

„Ein schönes, anmuthiges Wiesenthal“, sprach der Knappe; „wie hier alles grünt und blüht, und wie die Quellen so lieblich rauschen! Es ist ordentlich, als lächelten sie uns mit ihren blauen Augen an!“

Bergholb schauerte! Er ritt hastig vorwärts. Es dünkte ihn, als schüttele ihn ein brennendes Fieber. Er ritt, bis das Roß von selbst athemlos anhielt. Abends sank er betäubt auf das dürftige Nachtlager der Herberge nieder;

nachts quälten ihn furchtbare Träume. So ging es am ersten Tage, so alle folgenden, bis er die Grenze seiner Heimat, den Saum des Gebirgs erreichte. Hier erst verließ ihn die folternde Angst, der glühende Brand in dem wüsten Gehirn. Es war ihm, als thue er einen kühlen Trunk nach langem Fieberdurst. Er mußte nahe an dem Weiher vorüber. „Und wäre es mein Tod, mein ewiges Verderben“, rief er, „ich will dorthin, wo sie weilt. Ich will sie rufen, sie soll mich strafen, vernichten. Noch besitze ich ihren Ring, ihr letztes furchtbares Geschenk, noch ist wenigstens ihm seine Kraft nicht geraubt. Erscheinen muß sie mir, es sei in so drohender Gestalt es wolle.“ Er übergab dem Knappen das Roß und schlug zu Fuß die unwegsamen, verwachsenen, aber wohlbekannten Pfade nach dem zauberischen Weiher ein. Ach, da war nichts mehr zu schauen von dem lieblichen Grün der Ufer, von dem frischen Gezweig lispelnder Bäume! Nicht blau und klar lächelte der See! Er wallte düster, grau, mit blutig geröthetem Schaum, nur nackte kahle Felsen umstarrten ihn und verdorrte Bäume streckten die Aeste über die Wellen hin. Ein schauerliches Tönen durchzog die Lüfte; waren es die Wellen, war es der Wind, der durch die gespaltenen Felsen rauschte?

Bleich und zitternd trat Berghold an den Rand des Sees, zog den Ring vom Finger und rief: „Ella! Ella! O du verlassene, getäuschte Unglückselige, komm und räche dich an mir!“

Alles blieb stumm; nur das hohle Sausen dauerte fort.

Berghold warf den Ring in die Flut und rief mit lauter Stimme: „Ella! Ella! Ella! steig herauf aus deiner Flut und räche dich an dem Treulosen!“

Alles blieb stumm.

Da trat er vor auf den überhängenden Fels und rief:

„Nun wohl denn, willst du nicht zu mir heraufkommen, so komme ich hinab zu dir.“

Und so stürzte er vorwärts in die tiefe Flut, die Wellen rauschten über ihm zusammen, und er war für ewig verschwunden.

Der Knappe harrte von Stunde zu Stunde vergeblich seiner Rückkehr. Die Sonne neigte sich zum Untergange; jetzt trieb ihn ein dunkles Bangen an, den Gebieter aufzusuchen. Er band die Rosse an und ging ins Gebirg. Leicht fand er seine Spuren auf dem frischen Rasen und dem trockenen Erdreich, das den Felsen bedeckte. Bald erreichte er den See; er fand die Wasser trübe, unruhig wogend; aber die Ufer umgrünten ihn sanft, und das Gebüsch verkleidete wie sonst die starre Brust des Felsen. Düstere Trauerweiden beugten sich schwermüthig über die Flut und spiegelten sich in den trüben Wellen ab. Mit banger Ahnung schritt der treue Knappe näher. Da entdeckte er am Ufer auf einer sanften Rasenmatte die entseelte Hülle seines Herrn. Er lag still wie ein Schlummernder. Seine Züge lächelten; aus den Locken träufelten die Perlen der Flut, doch das Haar fiel geordnet um Stirn und Schultern. Den Fuß bespülte die leise murmelnde Welle. Ein trauriges Klingen und Tönen rauschte in den Lüften, und als die Abenddämmerung herabsank, zog es wie graue Nebelgestalten über den See, und aus den Wassern wie aus der Höhe drangen sanfte Töne der Klage.

Der Knappe bestattete den Gebieter an derselben Stelle, wo er ihn gefunden, und pflanzte ein Kreuz auf den Hügel. Daneben baute er eine Hütte, wo er als frommer Klausner sein Leben beschloß. Dort hat er oft, wenn der Mond die Mitternacht dämmernd erhellte, eine weiße, tiefverschleierte Gestalt trauernd auf dem Hügel sitzen sehen.

Aber niemals seit jenem Tage, der Frühlingshimmel mag noch so heiter lächeln, die Sonne noch so hell scheinen, niemals zeigt der See einen klaren Spiegel. Nur in sanften silbergrauen Wellen rauscht er gegen das Ufer und netzt die Spitzen der Zweige, welche die Thränenweiden traurig herabsenken. Und noch heut hat keiner, der dieses Gebirg bewohnt, in jener Flut die Sonne oder die Sterne des Himmels sich spiegeln sehen, wenn sie auch noch so still und eben ruht, und keiner weiß, was die geheimnißvolle unergründliche Tiefe verbirgt.

Das Hochzeitfest.

Nach einer italienischen Sage.

Das Schloß des Marchese Bernini hatte eine reizende Lage an den Ufern des schönen Sees von Como. Es war zwar nicht in dem zierlich leichten Stil der Villa Sommariva oder Pliniana erbaut, sondern stammte aus früherer Zeit her, wo man selbst in dem heitern Italien eine ernstere Baukunst liebte; jedoch konnte man es durchaus nicht düster oder gar schauerlich nennen. Es machte nur einen Eindruck von ernster Würde und zeigte von einer gewissen feierlichen Pracht früherer Jahrhunderte, die jetzt einer leichten, blendenden Mode der Eleganz gewichen ist. So stimmte es allerdings mehr zu dem großartigen Charakter der Landschaft, den sie in ihren kühnen Felsengruppen, Wasserfällen und schneebedeckten Alpenspitzen entwickelt, als zu dem heitern Theil derselben, der durch den klaren mildbewegten See und seine grünen Ufer, die sich mit zahllosen freundlichen Ortschaften und Villen schmücken, gebildet wird. Auch der Garten, der das Schloß umgab, stimmte mehr zu dem romantischen Ernst, als zu der Lieblichkeit der Landschaft, wodurch der See so berühmt geworden ist; denn er hegte wenig Blumen, aber desto mehr hohe, großartige Baumgruppen, breite schattige Gänge, die durch uralte Kastanien oder Nußbäume gebildet wurden, dicht verwachsenes Gebüsch und einsame, ganz dunkel umlaubte Pfade. Was

aber einem Theil desselben sogar ein schauerliches Ansehen gab, war eine düstere Ruine, die Trümmer des alten Schlosses, die von der Spitze eines überhangenden Felsen hoch über den Garten herein drohten. Hier glich der sonst wohlgeordnete Park einem Urwald; denn alte, von Epheu und wilden Malven dicht umrankte Baumstämme hoben ihre düstern Kronen gegen den Felsen hinan und umschlangen ihn mit seltsam verwachsenen Zweigen. Höher hinauf hing düsteres Gestrüpp aus den Spalten herab, und graues Moos umzog die Mitternachtsseite der Klippen, über die sich dort ein donnernder Waldbach stürzte, der seine schäumende Bahn bis zum nahen See hinabbrauste. An dieser Stelle war ein runder Platz ausgehauen, in dessen Mitte sich ein alter, halb verstürzter Brunnen befand, der, der Sage nach, durch einen unterirdischen Gang mit dem Schlosse auf dem Felsen zusammengehangen haben sollte.

Die Bewohner des Schlosses waren in ungewöhnlicher Bewegung, denn der nächste Tag sollte der Hochzeittag der einzigen Tochter des Marchese Bernini, der schönen Bianca sein. Zu diesem Feste hatte der reiche Besitzer die prächtigsten Anstalten getroffen; ein glänzender Ball, die Beleuchtung des Gartens, ein Feuerwerk auf dem See sollten es verherrlichen; die ganze Umgegend war dazu geladen. Da jedoch theils Kränklichkeit, theils eine gewisse angeborene Scheu vor dem unruhigen Treiben eines mit Gästen überfüllten Hauses die Mutter der schönen Braut wünschen ließen, daß das Fest nicht auf mehrere Tage ausgedehnt werden möchte, so hatte man alles auf den einen Tag der Hochzeit selbst beschränkt, den der prachtliebende Marchese, ganz das Widerspiel seiner einfachern Gemahlin, aber auch desto glänzender feiern wollte. Obwol daher am Abend vor der Vermählung noch wenig Gäste, nur die nächsten Freunde

und Verwandten, im Schloß sich befanden, so hatte der Marchese doch mit seinen Vorbereitungen für den folgenden Tag so viel zu thun, daß er sich erst gegen Abend mit dem Kreise der Familie vereinen konnte, um sich nun noch einige Stunden der schönen Hoffnung für morgen zu überlassen, und mit Gattin, Tochter und Sohn das erfreuende Vorgefühl eines nahen Glücks zu theilen. So trat er denn eben mit dem heitersten Gesicht in den Familiensaal. „Jetzt, meine Freunde und Kinder, bin ich der Eurige; bis dahin habe ich den Vorbereitungen zu morgen gehört. Nun will ich mir's aber auch recht wohl und froh zu Muthe sein lassen." Dabei öffnete er seinen Arm gegen Bianca, die mit gerührter Freude seinen Nacken umschlang und das Haupt auf seine Schulter senkte. Doch der Vater küßte ihr die leicht erröthenden Wangen und richtete sie auf. „Nur Freude, liebes Kind", sprach er, „soll dich durchdringen. Es ist wahr, wir sind gezwungen, an diesen Tag eine seltsam schauerliche und schmerzliche Erinnerung zu knüpfen, aber ich weiß, daß ich, indem ich dies so bange von euch vermiedene Wort ausspreche, nur eine ängstliche Last von eurer Brust nehme. Denn wie wäre es möglich, sich unter solchen Umständen eines solchen Ereignisses nicht zu erinnern! Allein ich empfinde deutlich, daß die Bestrebung, diesen Unglücksfall nicht zu berühren, ihn nur um so lebhafter vor die Seele stellt, und darum war ich fest entschlossen, davon anzufangen. Wir wollen ihn aber nicht für eine böse Vorbedeutung, sondern vielmehr für eine gute nehmen; denn ebenso unwahrscheinlich es ist, daß das höchste Los zweimal auf dieselbe Nummer falle, ebenso unglaublich, ja unmöglich ist es, daß eine Begebenheit wie die, welche vor drei Jahren unsere Freude in Schrecken verwandelte, sich zweimal ereignen könne. Sei darum heiter, liebe Tochter,

und du, theurer Antonio, sei es auch. Ich glaube nicht daß man einen Bruder, der jenseits wandelt, besser beruhigen kann, als dadurch, daß man die, die er zu der Seinigen wählte, glücklich macht. Und ebenso bin ich überzeugt, daß du, meine Bianca, Eugenio's Seele freudig verklärst, indem du den, der ihm auf Erden der Liebste war und sein mußte, auch zum theuersten Gegenstande deines Herzens gemacht hast. Darum noch einmal, heiter, meine Kinder! Ich fühle, daß Eugenio uns nahe ist und mit seliger Zufriedenheit auf den Bund der Liebe herabblickt, den ihr schließen wollt." Dabei drückte der Marchese die Tochter aufs neue zärtlich an die Brust. Innig umschlang sie ihn mit den schönen Armen; die dunkeln Locken rollten über seine Schulter und ihren schlanken blendenden Nacken herab; wie ermattet sank sie ein wenig ins Knie und gleitete so sanft an dem Vater nieder, bis ihre Hände sich allmählich von seinem Nacken lösten und die Linke dem mit düsterm Blick und gesenktem Haupte, als dächte er an eine trübe Vergangenheit, neben ihr stehenden Antonio in die Hand sank, der sie heftig drückte und küßte. Bianca's Mutter, Donna Isabella, empfing hierauf die Tochter in ihren Armen und küßte sie mit inniger Zärtlichkeit und dem Ausdruck der Wehmuth. Doch sprach sie weiter nicht, sondern führte die Braut dem in sich versunken dastehenden Antonio wieder zu, der durch ihren Anblick wieder heiterer wurde, obwol ein Zug auf seiner gefaltenen Stirn sichtbar blieb, von dem man nicht wußte, ob man ihn dem Schmerz über eine vergangene Begebenheit oder der sorgenden Unruhe über ein kommendes Ereigniß zuschreiben sollte. Die übrigen Anwesenden blieben stumm bei dieser Scene, denn sie hielten es für das Beste, das Ereigniß, welches der Marchese erwähnt hatte, nun nicht weiter zu berühren, mit

so frischen Farben es auch ihnen allen wieder vor das Gedächtniß getreten war. Soeben wollte ein älterer Verwandter den Versuch machen, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, als der Kammerdiener eintrat und den Grafen Ruggiero aus Neapel anmeldete. Obwol der Marchese nur den Namen der Familie kannte, so nahm er doch keinen Anstand, den unerwarteten Besuch sogleich anzunehmen. Wenige Minuten nachher trat der Angemeldete ein. Er schien etwa dreißig Jahre alt zu sein; sein Wuchs war hoch, seine Haltung edel, fast stolz; dunkles Haar beschattete eine hohe Stirn, sein Auge war schwarz, groß und durchdringend; die Gesichtsfarbe, obwol sehr von der Sonne gebräunt, hatte doch etwas seltsam Bleiches, oder vielmehr, man glaubte zu sehen, daß dieser Mann todtenblaß sein müsse, wenn der heftige Sonnenbrand verflogen sein würde. Wahrscheinlich brachten die fast ganz farblosen, aber feingebildeten Lippen diese Wirkung hervor. Er gehörte zu den Gestalten, die im ersten Augenblick auffallen und an irgendetwas Bekanntes erinnern, das man vergeblich aufzusuchen bemüht ist. Dieser Eindruck war bei den Versammelten unverkennbar zu bemerken, denn jeder sah seinen Nachbar fragend an, gleichsam, als wolle er von ihm die Aufklärung seiner Stimmung oder wenigstens die Bestätigung seines Gefühls haben. Auch der Marchese war fast betroffen von der Erscheinung, sodaß er sich zusammennehmen mußte, um den Fremden mit der ihm sonst so geläufigen und natürlichen Artigkeit eines zuvorkommenden Wirthes zu empfangen. „Sie müssen mit Recht erstaunt sein", entgegnete der Gast auf die Bewillkommnung Bernini's, „daß ich so unvermuthet und besonders zu einem Feste, wie das, was Sie zu feiern gedenken, völlig uneingeladen Ihr Schloß betrete. Allein das Räthsel löst sich,

indem ich mich Ihnen als einen Vetter Ihres künftigen Schwiegersohnes vorstelle, den ich jedoch noch nie von Angesicht gesehen habe. In Mailand hörte ich von seiner Vermählung; ich glaubte durch eine so nahe Verwandtschaft auf das Glück, ein Gast bei derselben sein zu dürfen, Anspruch machen zu können, und so sehen Sie mich denn aufdringlicherweise hier. Darf ich Sie jetzt bitten, mich meinem Vetter Antonio vorzustellen?" Der Marchese that es, nachdem er den Gast nochmals willkommen geheißen hatte; auch Antonio freute sich der Bekanntschaft eines Verwandten, dessen Name ihm oft genannt worden war, konnte aber den Eindruck, den die Erscheinung des Grafen auf ihn, wie es schien, noch viel stärker als auf jeden andern gemacht hatte, kaum so weit überwinden, daß er die Worte der Begrüßung mit dem Zusatz begleitete, „er freue sich darauf, einen so nahen Verwandten seines Hauses vielleicht auch zu seinem Freunde zu machen". Der Graf erwiderte dies mit einer Verbeugung und wandte sich dann zu der Marquise, an deren Seite man ihn sich zu setzen bat. Es ist sehr natürlich, daß die Erscheinung auch nur eines einzigen fremden Mitgliedes einer Gesellschaft durchaus eine andere Stimmung und Richtung gibt. So geschah es hier durch den Grafen. Er erzählte, auf welche Weise er mit der Familie Antonio's verwandt sei, sprach von seinen mannichfaltigen Reisen und wußte auf geschickte Weise die Anwesenden in sein Gespräch zu verflechten. Dennoch zeigte er nicht das Mindeste von dem, was man vertrauliche Annäherung nennt; er blieb im Gegentheil gemessen, ernst und überlegen. Bisweilen hatte er einen grauenhaften Ausdruck in seinen großen schwarzen Augen, der besonders dadurch hervorgebracht wurde, daß er jeden, mit dem er sprach, auf das schärfste anblickte, als wolle er irgendeine Ent-

deckung in seinen Zügen machen. Vorzüglich Antonio schien dies zu empfinden, denn er mied offenbar seinen Blick, so oft er sich zu ihm wandte, und heftete sein Auge starr auf den Boden, nur um dem des Grafen nicht zu begegnen. Der Marchese allein schien durch besonderes Wohlgefallen an seinen Gast gefesselt und ging am lebhaftesten in sein Gespräch ein. Indeß war es fast dunkel geworden; draußen hatte sich der volle Mond über den See erhoben und warf seine bleichen Strahlen durch ein hohes Fenster, dem Ruggiero gegenübersaß, gerade auf dessen seltsames Gesicht. In dieser Beleuchtung sah er wirklich bleich wie ein Todter aus, und konnte allerdings ein unheimliches Grauen erregen. Doch mußte er selbst durchaus nicht schauerlich gestimmt sein, denn er stand auf und sprach: „Siehe da der Vollmond! Wissen Sie, Marchese, daß ich den berühmten See von Como noch so gut als gar nicht kenne? Wenn ein Gast einen Vorschlag thun darf, so würde ich die Gesellschaft um einen Spaziergang an das Ufer bitten, das bei dieser Beleuchtung entzückende Ansichten gewähren muß.“ Der Marchese ging lebhaft darauf ein, die übrige Gesellschaft war nicht dagegen. Antonio bot Bianca den Arm, der Graf führte ihre Mutter, der Marchese schloß sich an seine linke Seite an, die übrigen Gäste vertheilten sich, indem sie sich bald dem Brautpaar, bald Ruggiero näher hielten. Man nahm den Weg durch einen hohen schattigen Baumgang unmittelbar nach dem Ufer zu, welches hier einen kleinen Vorsprung bildete, der sich mehrere hundert Schritte tief in den See hineinerstreckte. Von dieser Landspitze aus hatte man einen ungemein reichen Ueberblick, weil sie auch die Ansicht des Ufers verstattete, auf dem man sich befand. Die Gebirge jenseit des Sees, der in bläulicher Nebelferne verschwand, stiegen schwarz, in großen Massen empor; die fernen Gipfel glänzten

im Mondlicht, welches die schneebedeckten Spitzen silbern beleuchtete. Südlich erblickte man deutlich das Vorgebirge, wodurch der See in zwei Arme getheilt wird, an deren westlichstem das reizende Como liegt. Die nähern Uferspitzen traten oft durch weiße, schimmernde Gebäude hervor, die sich in der ruhigen Flut widerspiegelten. Ein Nachen mit Früchten beladen gleitete dicht am Ufer vorbei, leicht über die Wellen dahin; am Steuerruder saß ein Mädchen in langem weißen Gewande, das Haupt nach der Sitte mit einem tief herabwallenden Schleier geziert, der jetzt eben leicht vom Winde bewegt hin- und herflatterte. Sie sang mit anmuthiger Stimme ein Liedchen, dessen Worte jedoch unverständlich blieben. Ruggiero stand lange im Anblick des schönen Schauspiels versunken, dann wandte er sich zu seiner Begleiterin. „Sieht man keine der berühmten Villen von hier aus?" — „Sie würden, wenn es Tag wäre, die Villa al Dosso sehen können", entgegnete Isabella. „Villa Sommariva wird dort durch den vorspringenden Felsen versteckt, von dem die berühmte Cascade auf der andern Seite herabstürzt. Villa Pliniana, Villa d'Este liegen zu weit südlich." — „In der That, ein reizender Anblick, der keiner meiner vaterländischen Landschaften etwas nachgibt", entgegnete der Graf; „nur die Luft hat in Neapel etwas Zauberisches, das ich hier vermisse. Aber sehen Sie die schöne Braut; das junge Paar hat sich ganz entfernt." Die Marquise folgte dem unvermerkt deutenden Finger des Gastes. Antonio und Bianca standen in einiger Entfernung von der Gesellschaft auf einem felsigen Vorsprung des Ufers dicht am See. Der Mond beleuchtete beide Gestalten mit vollem Licht; der Felsen, auf dem sie standen, setzte sich schwarz gegen die silberne Flut ab. Die schöne Braut hatte den weißen Arm gleichsam bittend auf die Schulter

des Geliebten gelegt, der mit übergebeugtem Haupte vorn auf dem äußersten Rande des Felsen stand und in den See hinabblickte. Hätte er nicht das höchste Glück so lieblich an seiner Seite gehabt, man wäre versucht worden, zu glauben, er wolle sich hinabstürzen. Doch neben der schönen Gestalt, die bittend zu ihm hinaufsah, verschwand ein solcher Argwohn. Indeß schien wenigstens eine Ahnung dieser Art Bianca's Herz zu bewegen, da sie sich dichter an ihn schmiegte und ihn mit beiden Armen von der gefährlichen Stellung sanft dringend zurückzog. Antonio wandte sich jetzt zu ihr und drückte sie mit inbrünstiger Heftigkeit an sein Herz. Ruggiero hatte die Gruppe stumm betrachtet. Dann fragte er die Marquise: „Drückt irgendein Gram meinen Vetter, der sein schönes neidenswerthes Glück trübt? Seine heftige Zärtlichkeit schien mir von der Art zu sein, als wenn jemand Trost bei der Geliebten suche, aber nicht, als ob sie selbst ihn ganz und einzig erfülle.“ — „O, er liebt tief und innig“, entgegnete Isabella warm, „vielleicht nur zu heftig; doch ein Ereigniß — verzeihen Sie, ich kann Ihnen das heut nicht mittheilen, allein es würde mich wundern, wenn Sie von der Geschichte Eugenio's, seines Bruders, gar nichts wüßten.“ — „In der That“, antwortete der Graf, „ich kenne seinen Namen kaum. Trotz unserer Verwandtschaft hat nie zwischen uns, sondern nur zwischen unsern Vätern eine Verbindung bestanden. Vielleicht, daß ich zu alt gegen meine Vettern war.“ — „Im Gegentheil“, antwortete die Marquise, „Graf Eugenio war in Ihrem Alter.“ Sie schwieg. Ruggiero betrachtete die Landschaft nochmals mit aufmerksamen Blicken und wandte sich dann halb nach dem Schlosse, um auch das Ufer, auf dem er sich befand, zu überschauen. Da fiel sein Auge auf die alte Burg, wie sie sich düster auf ihrem zackigen Felsen

über die hohen Baumgruppen des Parks erhob. Er that dem Marchese, der eben herbeigekommen war, einige Fragen darüber, und dieser machte in der Beantwortung derselben ihn auf die malerische Wildheit des Gartens aufmerksam, die in jener Gegend oft das Erstaunen der besuchenden Fremden erregte. Ruggiero äußerte den Wunsch, sie zu sehen. „Da werden Sie keinen bessern Führer haben, als meine Tochter“, sprach der Marchese, „denn in der That, sie kennt dort jeden merkwürdigen Baumstamm und weiß den Punkt anzugeben, aus dem er die schönste Ansicht gewährt. Bianca!“ rief er hinüber, „Bianca!“ Die Liebenden waren in so tiefe Betrachtungen versunken gewesen, daß der Ruf die Tochter fast erschreckte; doch hörte sie den Wunsch des Vaters wohlwollend an und erbot sich mit der ihr eigenen schüchternen Anmuth, voranzugehen, um die Führerin zu machen. „Aber du mußt mir deinen Arm leihen, lieber Antonio, ich bitte dich darum“, sprach sie zu diesem. Er schien sich einen Augenblick zu besinnen, reichte ihr indeß rasch darauf die Hand und ging vorwärts, wie jemand, der nach kurzem Ueberlegen einen festen Entschluß gefaßt hat. Bald sah man sich in ganz dunkeln verwachsenen Laubgängen, durch die der Mond nur mühsam einige Strahlen warf. Nur Bianca's weißes Gewand schimmerte geisterartig durch die dunkle Nacht und diente den Wandelnden zur Leuchte. Jetzt sah man in der Ferne glänzenden Lichtschimmer, und nach wenigen Augenblicken stand die Gesellschaft am Rande jenes ausgehauenen Platzes, in dessen Mitte sich der verstürzte Brunnen befand, den wir schon oben kennen gelernt haben. Bianca hatte sich auf den halbzertrümmerten Rand der Tiefe gesetzt, doch Antonio mußte sie, wie es schien, verlassen haben, denn sie war allein. Niemand bemerkte dies, als der stets scharf, mit spähender

Aufmerksamkeit um sich blickende Ruggiero. Er ließ den Arm der Marquise und wandte sich leise zu ihrem Gemahl, der an seiner Linken stand. „Sahen Sie“, fragte er, „das seltsame Benehmen meines Vetters Antonio?“ — „Nein!“ entgegnete der Marchese etwas betroffen, „ist etwas vorgefallen?“ — „Haben Sie nicht bemerkt“, fuhr Ruggiero fort, „wie sich Graf Antonio in dem Augenblick, als er an der Seite seiner holden Braut diesen Platz betrat, hastig von ihr losmachte, und seitwärts ging, gleichsam, als scheue er sich vor etwas, was ihm plötzlich und unvermuthet hier begegne?“ — „Es ist wahr, Bianca sitzt allein“, erwiderte der Marchese, „doch er wird irgendeine zufällige Ursache haben.“ Ruggiero schüttelte bedenklich mit dem Kopfe und sah mit seinen spähenden Augen forschend umher. „Sehen Sie ihn dort unter der alten Eiche mit verschränkten Armen stehen? Er hat sich angelehnt und starrt düster auf die Erde.“ Bei diesen Worten deutete Ruggiero auf das dunkelste Gebüsch, wo Antonio wirklich in tiefen Gedanken versunken an einer Eiche stand. „Hm, jetzt kann ich mir seine Bewegung erklären“, sprach der Marchese, „ich will Ihnen das nächstens einmal erzählen, doch möchte ich es nicht gern heute oder morgen thun.“ — „Mir fiel“, antwortete der Graf, „dabei ein seltsamer Vorfall aus meinem Leben ein, den ich Ihnen nachher im Schloß mitzutheilen vielleicht Gelegenheit finde.“ — „Ich hoffe darauf“, entgegnete der Marchese. „Aber wie gefällt Ihnen dieser Punkt?“ — „Je mehr ich ihn betrachte, um so wunderbarer wirkt er auf mich“, antwortete Ruggiero, indem er sich nach allen Seiten forschend umsah und vorzüglich nach dem Schlosse hinaufstaunte. „Aber ich vergesse unserer schönen Führerin zu danken.“ Bei diesen Worten näherte er sich Bianca, die noch immer auf dem Rande des Brunnens saß und in Gedanken versenkt in seine

schwarze, unkenntliche Tiefe hinabblickte. So bemerkte sie den herantretenden Ruggiero nicht; als er sie daher plötzlich anredete, schreckte sie zusammen und es hatte fast das Ansehen, als werde sie hinabstürzen. Ruggiero faßte daher schnell ihren Arm und hielt sie. „Sollte ich Sie so erschreckt haben?“ fragte er, indeß ohne Bestürzung. — „O nein“, erwiderte sie lächelnd, „auch mag mein Zusammenschrecken gefährlicher ausgesehen haben, als es ist. Der Rand des Brunnens ist breit; hier kann man wol nur gewaltsam hinabgestürzt werden.“ Ruggiero schwieg und sah spähend in die Tiefe. Bianca fuhr fort: „Ich habe diesen Platz mancher Erinnerungen wegen sehr lieb; ich weiß zwar, daß er vielen schauerlich und grauenhaft erscheint, doch mir kommt er zutraulich, heimisch und ehrwürdig vor.“ — „Ehrwürdig gewiß“, antwortete er, „doch zutraulich, heimisch? Wenigstens scheint Graf Antonio diese Meinung nicht mit Ihnen zu theilen, da er sich von Ihrer Seite entfernt hat.“ — „Es ist das einzige in der Welt, worin unsere Neigungen sich nicht begegnen“, erwiderte Bianca mit einem Ton innerer Sicherheit, „er meidet diesen Ort, der ihm ein unheimliches Gefühl erregt, auf mich aber gerade anderer Erinnerungen wegen wohlthätig wirkt. Aber sehen Sie sich um, Herr Graf. Betrachten Sie jenen breitästigen Ahorn, der seine Zweige dort mit denen der alten Kastanie verschlingt. Welch eine Krone haben beide Bäume, wie schattig, kühl und dunkel ist es am Fuß ihres Stammes; wie einladend zum Ruhesitze das schwellende, üppige Moos, das ihre Wurzeln bedeckt. Und dazu der freundliche Mondstrahl, der durch die lispelnden Blätter äugelt.“ — „Ein Sitz“, unterbrach Ruggiero, „der zum stillen verborgenen Asyl der glücklichen Liebe bestimmt scheint!“ Bianca sah erröthend zur Erde. Sie glich in diesem Augenblick einer Lilie, die im Abendroth schim

mert; denn das Licht des Mondes hatte ihre Wangen gebleicht, und jetzt flog der Hauch des Erröthens so leise darüber hin, wie der Abglanz der schon erblassenden Röthe des Himmels sich in den sanften Wellen eines ruhigen Sees zu spiegeln pflegt. Zugleich traf sie Ruggiero's Stimme mit einem wunderbaren Laut, denn es war das erste mal, daß sich zu seinen Worten, neben ihrer Bedeutung, noch ein unbegreiflicher Ausdruck der Wehmuth gesellte, die nur aus einem tiefempfindenden Herzen stammen konnte. Sie wußte nichts zu erwidern; er, so schien es, wollte schweigen. Da trat der Marchese hinzu, erklärte dem Gast die Bedeutung und Geschichte einiger Thürme und Gebäude im alten Schloß und lud endlich zur Rückkehr ein, da die Nacht schon ziemlich weit vorgerückt war. Antonio und Bianca fanden sich jetzt wieder zusammen, und die ganze Gesellschaft ging in verschiedener Gruppirung nach dem Schlosse zurück.

Im Familiensaale versammelte man sich wieder und setzte sich in vertraulicher häuslicher Gemeinschaft um einen großen Marmortisch, der in der Tiefe des Zimmers stand. „Daß doch", begann der Marchese, „die äußern Umstände eine so seltsame Macht über unsere Empfindungen haben. Wem ist wol jemals in der hellen Mittagsstunde schauerlich zu Muth gewesen, und in der Mitternachtsstunde kann sich fast niemand, mit aller Anstrengung seiner Vernunft, eines solchen Gefühls erwehren. So muß ich bekennen, daß der Spaziergang im Mondlicht, in jenem wilden, schauerlichen Theile des Parks, mich fast in eine Stimmung der Art gebracht hat, sodaß ich ungern jetzt allein sein möchte." — „Auch dieses Zimmer", nahm der Graf Ruggiero die Rede auf, „ist nicht dazu geeignet, eine solche Stimmung zu vertreiben. Die hohen Fenster, die dunkle Wölbung der Decke, das schwache Halblicht jener herabhängenden Ampel, die

bleichen Strahlen des Mondes, die sich seltsam damit vermischen, ja selbst unsere Gruppirung um diesen Tisch und dort auf dem langen Sofa, das sich an der Wand entlang zieht — alles zusammen bringt, auf das mildeste ausgedrückt, einen feierlichen Eindruck hervor. Vielleicht aber trifft dies nur mich besonders, da ich eine seltsame Erinnerung aus meinem frühern Leben jetzt eben nicht loswerden kann, indem ich die Begebenheit unter ähnlichen Oertlichkeiten erlebte, als hier. Besonders unten, beim Spaziergange, wurde ich auffallend daran gemahnt." — „Damals", fragte der Marchese, „als Sie gegen mich äußerten, Sie wollten mir eine Mittheilung machen?" — „Ganz recht", erwiderte Ruggiero. — „Wäre vielleicht jetzt die Stunde dazu günstig?" entgegnete der Marchese. „Gewiß wird eine bedeutende Begebenheit, durch Sie mitgetheilt, für uns alle höchst anziehend sein." — „In der That", antwortete Ruggiero, und heftete seinen Blick fest auf die Frauen, „ich möchte doch jetzt nicht dazu rathen, da meine Erzählung allerdings nicht dazu geeignet ist, eine aufgeregte Stimmung zu beruhigen. Es findet sich wol ein anderer Moment." — „Nein, im Gegentheil", rief der Marchese, „gerade jetzt, da wir empfänglich für eine solche Mittheilung sind, muß sie geschehen. Sie würde vielleicht den größten Theil ihrer Wirkung verlieren, wenn wir sie auf eine Zeit hinaussetzen wollten, wo wir, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht dazu vorbereitet wären." — „Vielleicht, doch ich glaube kaum", sprach der Graf ernst und schwieg darauf. Die Marquise, welche zu bemerken glaubte, daß sie ein Hinderniß wäre, stand auf und sprach: „Verzeihen Sie, aber ich fühle mich durch den heutigen Tag und seine mannichfachen Ereignisse so angegriffen, daß ich meiner Mattigkeit nicht mehr widerstehen zu können glaube, ohne be-

fürchten zu müssen, daß mein altes Uebel, ein heftiger Kopfschmerz, mich überfallen werde. Da ich aber gern morgen recht heiter und wohl sein möchte, so bitte ich um Erlaubniß, mich zurückziehen zu dürfen. Auch dir, liebe Bianca, möchte ich diesen Vorschlag thun, besonders, da es überdies schon spät ist.“ Bianca, welche dem Tone ihrer Mutter anhörte, daß sie ihre Bitte sehr gern erfüllt sähe, stand sogleich auf, um ihr zu folgen. „So ungern ich mich von Antonio trenne, theuere Mutter“, sprach sie, „so fühle ich doch, daß du recht hast. Auch mich hat der Spaziergang in eine seltsame Aufregung gebracht, der nichts so wohlthätig sein dürfte, als Ruhe. Gute Nacht denn, Antonio, auf ein frühes freudiges Wiedersehen.“ Antonio führte sie bis an die Thüre des Saales und nahm dort mit einer heißen, fast heftigen Umarmung Abschied. Seine Leidenschaft hatte, sowie sein ganzes Wesen, etwas Unruhiges, Stürmisches an sich, was für einen Dritten ängstigend sein, ja bisweilen unnatürlich und erzwungen scheinen konnte. So wie Ruggiero schon bemerkt hatte, war er stets, als suche er bei Bianca nur Trost und Ruhe gegen eine geheime, viel heftigere Bewegung seines Innern. In diesem Augenblicke wirkte diese auch auf Bianca, sodaß sie zitternd neben ihrer Mutter den langen Corridor hinunter nach ihrem Schlafzimmer ging. Isabella bemerkte die Bewegung ihrer Tochter und sprach: „Es ist mir sehr lieb, daß du mir gefolgt bist, mein Kind. Ich besorgte, der Graf Ruggiero, der überhaupt etwas so Seltsames in seinem Wesen hat, daß man ihn fast fürchten könnte, werde irgendeine abenteuerliche Begebenheit erzählen, die uns in eine höchst nachtheilige Spannung versetzen möchte. Am Tage vor der Vermählung kann man schon so niemals in einer ruhigen Stimmung sein, am wenigsten aber wir beide, denen sich mit diesem

Feste so schmerzliche Erinnerungen verknüpfen müssen. Um so eher muß man alles vermeiden, was einen solchen Zustand der Unruhe erhöhen könnte.“ Unter diesen Worten waren sie an die Thüre des Schlafzimmers der Marquise gelangt, wo diese einen innigen Abschied von der Tochter nahm, welche nun allein den stillen dunkeln Corridor bis zu ihrem Gemach hinunterging. Dort erwartete sie Ninetta, ihr Kammermädchen, eine muntere Kleine aus Bergamo, mit großen schwarzen Augen. Diese verlöschte durch ihr unschuldiges Plaudern den trüben Eindruck, den der ganze seltsame Abend, ihre schwermüthigen Erinnerungen und die letzten Worte der Mutter auf das junge glückliche Herz gemacht hatten. Die Thränen, die sich ihr gewaltsam ins Auge drängten, versiegten wieder; sie entließ Ninetten mit einem freundlichen Blick und entschlief mit einem heitern Lächeln auf den rosigen Lippen.

Der Marchese indessen, der den Grund des Aufbruchs seiner Gemahlin wohl geahnt hatte, war um so weniger bemüht gewesen, sie zurückzuhalten, als er ungemein gespannt auf Ruggiero's Erzählung war. Er drang daher, sowie die Frauen den Saal verlassen hatten, in ihn, seine Begebenheit mitzutheilen, und wurde natürlich von allen Anwesenden, ja sogar auch von Antonio, mit jener ängstlichen Heftigkeit, die sein ganzes Wesen bezeichnete, unterstützt: Der Graf schien einen Augenblick zu zaudern, dann aber sprach er: „Nun wohl, es sei. Ich werde Ihnen eine seltsame Begebenheit erzählen, die ich aber mit meinem Wort verbürge. Darum bitte ich Sie aber auch, mich nicht eher zu unterbrechen, als bis ich zu Ende bin; denn ohne die wunderbare Lösung erscheint das einzelne freilich als unglaubliche Fabel. Die Verkettung der Thatsachen aber zeigt uns eine so geheimnißvolle Fügung des Wunderbaren, daß

eben diese uns um so gläubiger machen muß, je mehr wir darüber erstaunen."

Nach dieser Einleitung begann Ruggiero folgendermaßen zu erzählen: „Es mag nun etwa drei Jahre her sein" — „Drei Jahre?" unterbrach Antonio heftig. — „Nun ja, drei Jahre; fällt Ihnen etwas dabei auf?" entgegnete der Erzähler ruhig. — „O nein, nur eine Erinnerung ohne alle Beziehung", erwiderte Antonio und suchte sich, aber anscheinend mit großer Mühe, zum Ton der Gleichgültigkeit zu zwingen. „Ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie unterbrochen habe." — „Es mag also nun etwa drei Jahre her sein", nahm Ruggiero wieder das Wort, „daß ich mich zum Besuch bei einem Freunde in Deutschland befand, dessen Güter an die Küste der Ostsee stoßen. Das Meer, welches bei uns einen lieblichen Charakter hat, von dem es sich selbst im Sturm noch eine Spur zu bewahren weiß, ist dort, in jenem rauhern Klima, in der öden, fast wüsten Gegend, sogar bei dem heitersten Himmel immer ernst, ja fast schauerlich. Vorzüglich ist dies aber in den Herbstmonaten der Fall, zu denen dort der September schon ganz entschieden gehört. Gerade in dieser Zeit befand ich mich bei meinem Freunde, dem Grafen Waldensee, der sich kurz zuvor mit einem liebenswürdigen Mädchen aus der Nachbarschaft vermählt hatte. Sie war eine der schönsten und geistvollsten Frauen, die ich je in Deutschland kennen gelernt habe, und mein Freund fühlte sich im Besitz seiner Emma unaussprechlich glücklich. So verstrichen uns denn die Tage auf seinem Schlosse, trotz der rauhen Witterung, höchst angenehm. Der Herbst hat in Deutschland einen ungemeinen Reiz der Schwermuth. Obwol er an heitern Tagen, wo der Himmel sich lichtblau über die weiten Ebenen spannt, reicher ist, als jede andere Jahreszeit, so bringt das

fallende Laub, das den Boden bestreut, die mit unendlichen Stoppelfeldern bedeckte Flur, das Scheiden der Zugvögel, und vor allem das hehre Rauschen unaufhörlich wehender Winde, selbst an den schönsten Tagen, ein eigen wehmüthiges Ganze hervor, das uns nicht ohne Rührung läßt. Die Natur gleicht dann den letzten Abschiedsstunden eines theuern Wesens; man gehört sich näher, inniger, fühlt das Glück der Liebe oder Freundschaft deutlicher — und doch tritt der Gedanke an Scheiden und Verlassen so trübe dazwischen, daß uns die beglückenden Gefühle unsers Herzens nur mit einer gewissen ironisch vernichtenden Grausamkeit bewußt werden. Vollends aber, wenn böses Wetter, Regen, Sturm eintritt, der ganze Tage und Nächte wüthet, dann hat die gesellige Versammlung um das düster lodernde Kaminfeuer einen melancholischen Reiz, den man in Italien vielleicht gar nicht kennt. So saßen wir auch eines Abends an der flackernden Flamme, als sich ein Besuch aus der Nachbarschaft anmelden ließ. Es war der Graf B., der, früher Soldat, jetzt durch Wunden und die vorrückenden Jahre zum Dienst untauglich, in der Gegend auf seinen Gütern wohnte. Man erzählte sich viel Seltsames von ihm, ja er stand in dem Rufe, ein Geisterseher zu sein. Allerdings konnte manches in seinem Aeußern dazu beitragen, diese Gerüchte zu vermehren. Er war groß und hager, doch von starkem Knochenbau und kräftigen Muskeln; eine tiefe Narbe zog sich quer über seine Stirn und erstreckte sich noch weit über den Schädel, was man deutlich sehen konnte, weil ihm nach dem Strich derselben das Haar ausgegangen war, sodaß dieses durch eine kahle, einen Finger breite Furche gescheitelt wurde. Seine Lippen waren ganz bleich, fast blutlos, und unter grauen, buschigen Brauen starrten ein paar dunkle Augen hervor, deren Blick, wenn er sich fest auf

jemand heftete, etwas Furchtbares hatte. Dieser Mann also ließ sich melden; höchst unvermuthet, denn er hatte fast mit niemand Umgang, und war auch seit länger als einem halben Jahre nicht auf dem Schlosse meines Freundes gewesen. Er wurde indeß freundlich empfangen, und Waldensee ließ, da unsere ganz vertrauliche Gemeinschaft nun doch einmal gestört war, auch seinen Pfarrer nebst dessen Gattin herüber auf das Schloß laden. Der ganze Tag war regnicht und stürmisch gewesen, und das Tosen der See hallte dumpf und schauerlich an unser Ohr. Jetzt aber hatte der Regen nachgelassen und durch zerrissene, flüchtig am Himmel hinstreichende Wolken blickte die Sichel des Neumondes mit trübem Licht herab. Waldensee, ein Freund von schauerlich-romantischen Naturscenen, schlug nach dem Abendessen noch einen Spaziergang durch den Garten vor, der sich längs der Seeküste hinabzog und besonders von einem langen Gang hoher uralter Linden, der auf der Höhe der Sanddünen hart am Strande angelegt war, einen großartigen Ueberblick des sturmbewegten Meeres gewährte. Der Vorschlag wurde angenommen und wir wählten jene eben beschriebene düstere Allee, um das Schauspiel des unruhigen Meeres in der Mondbeleuchtung von dem schönsten Standpunkte aus zu genießen. In der That gehört diese Erinnerung zu den großartigsten meines Lebens. Der Himmel war mit seltsamen Wolkengestalten bedeckt, die vom Winde geisterähnlich an der blassen Mondsichel vorübergejagt wurden. Das Meer schwoll in hohen brandenden Wellen gegen die weißen Sanddünen des Ufers und bespritzte sie mit zischendem Schaume, der die dunkelgrauen Häupter der Wogen schimmernd krönte. So weit das Auge reichte, ein unaufhörliches Aufbäumen und Versinken der Flut, die sich gegen den Horizont in einen weißgrauen ungewissen Nebel verlor.

Trotz des brausenden, dumpf donnernden Getöses schien die furchtbare Oede des Anblicks eine Art von Stille über das Ganze zu verbreiten. Es war, als horchte das weiße, langhin im Mondlichte sich ausdehnende Ufer in ängstlichem Schweigen auf das Drohen der See, und der Mond schien auf den zürnend sausenden Sturmwind zu lauschen. Mein Freund, der die Frau des Pfarrers führte, ging voran, ihnen folgten zunächst der Graf und der Pfarrer, und mit der schönen Emma am Arm beschloß ich den Zug. Es gab einen wunderbaren Anblick, wie die Gestalten vor uns bald sichtbar waren, bald verschwanden, je nachdem sie durch die dunkeln Schatten der Bäume, oder durch die lichten Zwischenräume gingen, die der von der Landseite hereinscheinende Mond bildete. Ich machte Emma auf den seltsamen Contrast aufmerksam, der zwischen dem Grafen und dem Pfarrer stattfand. Der erste groß, fast kolossal, hager, in einem hellfarbigen Ueberrock; der andere klein, schwächlich, im schwarzen Kleide, aber mit silberweißem Haar. Schon mehrmals hatten wir mit einer eigenen Empfindung beobachtet, wie wunderbar, man möchte sagen schauerlich, die beiden Gestalten sich gegeneinander ausnahmen. Jetzt kam eine Stelle, wo von beiden Seiten ein paar Bäume fehlten und wir sie also recht lange im Mondlicht nebeneinander zu sehen dachten. Aber sonderbarerweise, sowie sie sich dieser Stelle näherten, machte der Graf sich von dem Arm des Pfarrers los und ging weit abwärts nach der Landseite zu in einem großen Bogen um den Platz herum, gleichsam als scheue er sich, darüber hinwegzuschreiten. Wir hatten dies beide mit einem wunderbaren Gefühle bemerkt, hielten es jedoch für zufällig. Als wir indeß am Ende der Allee sämmtlich umwendeten, wußte ich es so einzurichten, daß ich mit meiner Begleiterin wieder das letzte Paar bil-

dete. Ich fühlte mich auf eine unerklärliche Art neugierig, zu erforschen, ob der Graf bei seinem Ausweichen eine Absicht gehabt habe. Fast lächelte ich selbst über meinen eigensinnigen Ernst in dieser gleichgültigen Sache und äußerte daher auch meiner Nachbarin nichts davon. Als wir aber wieder an den freien mondhellen Platz kamen, fragte sie mich unaufgefordert ganz leise: «Wird er wol wieder ausweichen?» Und kaum hatte sie dieses Wort gesagt, als er sich von dem Arme seines Begleiters losmachte und ganz auf dieselbe Weise, wie vorher, die Stelle umging. Jetzt war es uns beiden gewiß, daß er einen bestimmten Grund habe, nicht über jenen Fleck hinwegzuschreiten. Wir beobachteten daher den Boden ganz genau und standen sogar auf der Mitte des Platzes einige Augenblicke still, ohne jedoch das Mindeste entdecken zu können, weshalb der Graf es wol vermeiden mochte, ihn zu betreten. Ich verabredete daher mit meiner Begleiterin, daß wir zum dritten male auf den Platz zurückkehren wollten, um zu sehen, ob er ihn noch einmal umgehen würde, und ihn dann sogleich zu fragen, weshalb er's thäte. Als wir demnach an das untere Ende der Allee gelangt waren, wo die vordern Spaziergänger still standen, um uns zu erwarten, äußerte ich gegen meinen Freund: «Du hast sehr wohl gethan, dort auf der Hälfte des Wegs, rechts und links, einige Bäume fällen zu lassen; man hat an dieser Stelle den schönsten Anblick des Meeres, denn der freiere Raum, von dem aus man sieht, verstärkt die Wirkung um ein Bedeutendes.» — «Das ist nicht mein Verdienst», antwortete Waldensee, «sondern ein seltsamer Umstand ist schuld daran. Es hat dort niemals ein Baum fortkommen wollen; ich weiß, daß schon mein Vater viel vergebliche Versuche gemacht hat, die unterbrochenen Baumreihen durch Anpflanzung herzustellen, allein die schönsten,

gesundesten Stämme sind uns dort in kurzer Zeit völlig ausgegangen. Ich selbst habe noch im vorigen Jahre einen Versuch gemacht, allein er ist, wie die frühern, völlig fehlgeschlagen. Ich weiß nicht, was für ein besonderes Gift dort im Boden stecken mag, das die Bäume tödtet.» Ein seltsamer Schauer durchbebte mich bei dieser Antwort, und ich fühlte, daß auch Emma an meinem Arm heftig zu zittern anfing. Ich gestehe, daß ich in dem Augenblick nicht den Muth hatte, die Rückkehr nach jenem Platze vorzuschlagen; doch wandte ich wenigstens mein Auge auf den Grafen und sah ihn forschend an, ob er nichts auf die Antwort meines Freundes äußern würde. Allein er stand, vor sich auf den Boden schauend, regungslos da, und als ich der Richtung seines Blicks folgte, sah ich, daß er mit seinem Stocke ein großes Kreuz in den Sand gezeichnet hatte. Ich nahm alle meine Geistesgegenwart zusammen und erwiderte, indem ich mein Auge nicht von dem räthselhaften Zeichen verwandte: «Das scheint mir doch unmöglich, daß der Boden die Schuld tragen sollte; vermuthlich ist immer in der Setzung der Bäume etwas versehen worden. Eine solche Unfruchtbarkeit wäre ja ein ganz besonderer Umstand.» Bei diesen Worten erhob der Graf sein Angesicht langsam, sah mich starr an und sprach dann mit tiefer, schauerlicher, aber leiser Stimme, indem er das Haupt und die furchtbaren Augen zweifelnd bewegte: «Blut trägt den Fluch der Unfruchtbarkeit.» Ich schreckte zusammen und auch Emma wankte, dies fühlte ich deutlich, an meiner Seite. In demselben Augenblick schallte ein schmetternder, dröhnender Ton mitten durch das Geheul des Sturmwindes. Es war freilich nur die Glocke des Schloßthurms, an dessen Fuß wir uns befanden, die ein Viertel schlug; allein Emma erschreckte über den unvermutheten Klang so heftig,

daß sie mit einem lauten Schrei besinnungslos an meiner Seite niedersank."

Hier hielt Ruggiero inne und sah sich mit seinen schwarzen glühenden Augen rings um. Alles war todtenstill. Antonio, der bleich wie ein Marmorbild aussah, hing mit starren Blicken an den Lippen des Erzählers. Es durchbebte ihn ein kalter Schauer, denn bisweilen spielte seine erhitzte Phantasie ihm den seltsamen Streich, die Züge Ruggiero's so zu verwirren, daß es ihm schien, als träte eine dunkelrothe Narbe auf seiner bleichen Stirn heraus. Nur mit großer Mühe gelang es ihm, in dieser fieberhaften Wallung seine Fassung soweit als nothwendig war zu behalten. Nach einer Pause der tiefsten Stille fuhr Ruggiero fort:

„Erst im Schlosse kam Emma wieder zu sich, und da sie sich jetzt in befreundeter Umgebung, in ihrem traulich häuslichen Zimmer bei hellem Kerzenlicht befand, waren auch die Eindrücke des Schreckens, der sich ihrer so plötzlich und unwiderstehlich bemächtigt hatte, bald verschwunden. Ich hatte mich wohl gehütet, die Bemerkung, die wir über das geheimnißvolle Ausweichen des Grafen B. gemacht hatten, den Uebrigen mitzutheilen, auch schien niemand seine seltsame Aeußerung vernommen zu haben. Man glaubte daher, Emma's Zufall sei nur durch den plötzlich dröhnenden Klang der Thurmglocke veranlaßt, die uns alle auf einen Augenblick durch ihr unvermuthetes Einstimmen in die schauerliche Nachtscene erschreckt hatte. Die heftige Wirkung auf die Gräfin ließ sich leicht aus Ursachen erklären, die man bei ihrem Verhältniß als junge Vermählte voraussetzen durfte. So hatte sich die allgemeine Beruhigung ziemlich wiederhergestellt. Nur mir war das Benehmen des alten Grafen zu auffallend gewesen, um es unter andern nach so zutraulichen, und dem Gespensterschauer ungünstigen Umge-

bungen, sogleich vergessen zu können. Mit der Miene der Gleichgültigkeit zog ich daher den Pfarrer beiseite und fragte ihn, ob er nicht wisse, weshalb sein Begleiter sich an der bezeichneten Stelle jedesmal von ihm entfernt habe. «Er sagte, die Seeluft wehe ihm dort zu scharf», antwortete dieser, «deshalb ging er nach der Landseite ein wenig die Dünen abwärts, um hinter dem Buschwerk, an dem Abhange des Hügels, etwas Ueberwind zu erhalten.» Diese Erklärung genügte mir zwar keineswegs, jedoch war ich froh, sie mit der Miene des Scherzes, als verspottete ich uns selbst, der schönen Emma halblaut, ohne daß der Graf B. es vernehmen konnte, mittheilen zu können, um sie völlig zu beruhigen, was mir auch gelungen zu sein schien. Um so unruhiger aber machte das unerforschte Geheimniß mich selbst, denn des Pfarrers Antwort war baarer Unsinn, da ich den Wind aufmerksam beobachtet hatte, der so senkrecht auf die Allee stieß, daß er alle Punkte derselben gleich scharf traf. Zudem war der Graf ohne Kopfbedeckung gegangen, und das thut in einer kalten Herbstnacht niemand, der sich vor etwas mehr oder minder scharfem Winde scheuen muß. Ich beobachtete ihn daher aufmerksam, um zu sehen, ob ich aus seinem Benehmen oder seinen Aeußerungen keine Vermuthung schöpfen könnte.

„Er betrug sich gerade noch so wie den ganzen übrigen Abend. Selten sprach er, doch was er sagte, war gut, wenngleich es oft nur die gewöhnlichsten Dinge des Lebens berührte; Emma's Zufall schien ihm ganz ohne Eindruck vorübergegangen zu sein. Er hatte weder vorher eine Besorgniß gezeigt, noch äußerte er jetzt Freude über ihr Wohlsein; doch hatte er, dies muß man einräumen, in dem Augenblicke, wo wir alle von Schrecken ergriffen waren, sogleich die geschicktesten Vorkehrungen getroffen, denn wäh-

rend wir uns beschäftigten, die Ohnmächtige aufzurichten, ihr zuzurufen und sie endlich ins Schloß zu tragen, war er vorausgeeilt, hatte Riechsalz, Thee und andere nützliche Dinge bestellt, ohne aber, wie mir der Kammerdiener sagte, eine Miene der Besorgniß und des Schreckens zu zeigen. Auch jetzt war er es, der zuerst daran erinnerte, daß es Zeit sein möchte, sich zurückzuziehen, da nur eine zeitige Ruhe auf das sicherste allen Folgen vorbeugen könne, die von dem Schreck für unsere liebenswürdige Wirthin zu besorgen sein möchten. Wir nahmen daher Abschied, um uns auf unsere Zimmer zu begeben. Der Kammerdiener, der uns vorleuchtete, führte zuerst den Grafen B. an sein Schlafgemach, welches um einige Thüren vor dem meinigen auf dem Corridor lag, und hierauf wollte er mit mir weiter gehen. Allein ich schickte ihn zurück und beauftragte ihn, Waldensee von mir zu ersuchen, daß er doch einen Augenblick zu mir heraufkommen möge, wenn er es thun könnte, ohne von seiner Gattin bemerkt zu werden. Nach einigen Minuten war er auf meinem Zimmer und ich theilte ihm den ganzen Hergang der Sache mit. Anfangs war er ungläubig und lächelte; endlich aber überzeugte ich ihn doch, daß der Graf einen geheimen und nicht unwichtigen Grund gehabt haben müsse, weshalb er die bezeichnete Stelle vermieden habe. «Wenn er noch nicht schläft», rief Waldensee, «so muß ich noch in dieser Stunde Gewißheit haben. Laß uns auf sein Zimmer.» Wir gingen. An der Thür seines Gemachs hörten wir ihn inwendig mit großen langsamen Schritten auf- und niedergehen, auch kam es uns vor, als rede er mit sich selbst. Wir pochten an. «Wer ist da?» fragte er mit tiefer Stimme. Als wir uns nannten, öffnete er, ohne Erstaunen zu zeigen, und hieß uns nur mit ernstem Wesen willkommen. Waldensee, der aufs äußerste begierig war,

auf den Grund der Sache zu kommen, fragte ohne Umschweife nach dem, was wir wissen wollten. «Also das ist es?» antwortete der Graf; — «ja, das ist eine seltsame Sache. Setzen Sie sich, meine Herren.» Wir nahmen Platz an einem schwarzen Marmortisch, der unter dem Spiegel stand. Der Graf saß diesem gerade gegenüber.

„«Wie lange ist Ihre Familie im Besitz dieser Güter, lieber Waldensee?» fing er an.

„«Mein Vater hat sie gekauft, als er noch unverheirathet war; ich glaube, es wird jetzt etwa fünf- bis sechsunddreißig Jahre her sein. Allein wozu das?»

„«Haben Sie aus dem Archiv der vorigen Besitzer vielleicht Nachrichten über die Anlagen des Gartens? Wie alt der Damm der Dünen sein mag, auf welchem die Lindenallee angelegt ist? Ob man weiß, wer sie gepflanzt hat, oder was sonst an jener Stelle gestanden haben mag?»

„«Ich entsinne mich dunkel, von meinem Vater gehört zu haben, daß ein alter Thurm, der ehemals als Leuchtthurm gedient hat, dort gestanden habe, aber schon seit dem Dreißigjährigen Kriege zerstört sein soll. Allein wozu alle diese Fragen?»

„Der Graf blieb kalt und fuhr in seiner seltsamen Weise, auszuforschen, ruhig fort, ohne sich an die Einwendungen meines Freundes zu kehren. Ich kann hier nicht alle die kleinen Umstände, nach denen er fragte, wiederholen, allein ich will nur so viel erwähnen, daß sie alle darauf abzielten, sich genau zu unterrichten, ob Waldensee von der Beschaffenheit des Bodens unter jener Stelle der Dünen etwa Kenntnisse oder Vermuthungen habe, die schon einen Zusammenhang mit dem hätten, was uns der Graf gleich darauf enthüllte. Es fand sich aber, daß mein Freund völlig unwissend war und auch nicht ahnte, was

der bezeichnete Ort verbergen könne. Als der Graf sich dessen versichert hatte, hub er feierlich an: «Da Sie selbst, der Herr dieses Bodens, von keinem Umstande unterrichtet sind, der Ihnen die Vermuthung dessen geben könnte, was ich Ihnen jetzt mittheilen will, so werden Sie auch überzeugt sein, daß auch ich nicht durch zufällige Umstände zu meiner Kenntniß gekommen bin. Auf jener Stelle unter dem Boden liegt eine Leiche verborgen.»"

Ruggiero hielt hier wiederum inne. Antonio war aufgestanden und in den Hintergrund des Zimmers gegangen, wo er sich in die Vertiefung eines Fensters lehnte. Er schien ungemein heftig von der Erzählung angegriffen zu sein. Nach einer kleinen Pause fuhr der Erzähler fort: „Sie können denken, daß uns seltsam schauerlich zu Muthe wurde, als der Graf diese Worte aussprach. Zufällig fiel mein Blick dabei auf den Spiegel und, sei es, daß das Glas diese Täuschung hervorbrachte, oder war es wirklich so, alle Züge des Grafen erschienen mir wie die Larve eines Todten so geisterbleich und starr. Das Haar fing an, sich mir zu sträuben, ich fühlte, daß ich nicht im Stande sein würde, meinen Sessel zu verlassen, doch warf ich noch die Frage hin: «Und woher vermuthen Sie das?» — «Ich weiß es», antwortete er fest; «ich kann über keinen Leichnam hinwegschreiten, und läge er zehn Klaftern unter dem Boden. Ich habe ein sicheres Gefühl davon, das mich schon in der Nähe eines solchen Ortes ergreift. Meine Glieder werden dann kalt und starr, mein Puls stockt und ich komme in den Zustand eines Todten selbst, der aber durch eine fremde Kraft mechanisch bewegt wird. Diese Empfindung ist entsetzlich, aber sie steigert sich noch, wenn der unter dem Boden liegende Mensch eines unnatürlichen To-

des gestorben ist. Und ich möchte schwören — hier sei ein Mord geschehen.»"

Ruggiero schwieg. Todesstille umher. Antonio trat verstört aus dem Hintergrunde hervor, ergriff eine Kerze und wollte gehen. „Was ist Ihnen, Vetter?" fragte Ruggiero, „Sie sind ja leichenblaß." — „Mir ist unwohl", sprach er fieberhaft, „auch hat mich Ihre Erzählung grauenvoll bewegt. Gute Nacht, ich muß zur Ruhe gehen." Bei diesen Worten schwankte er so unsichern Schrittes nach der Thür, daß der Marchese aufstand, um ihn auf sein Zimmer zu begleiten. Als beide den Saal verlassen hatten, fragte Ruggiero seinen Nachbar, einen schon bejahrten Mann und Anverwandten der Familie Bernini, den Grafen Chiari, leise, ob Antonio immer so reizbar sei, oder etwa an den Nerven leide, daß diese Erzählung ihn so gewaltig angegriffen habe. „Das glaub' ich weniger", erwiderte der Gefragte ebenfalls leise, „doch hat sie vielleicht Erinnerungen in ihm rege gemacht, die ihm schrecklich und schmerzlich sein müssen, wiewol in seiner Geschichte eigentlich nichts Aehnliches mit Ihrer Begebenheit zu finden ist, als daß" — der Marchese trat wieder ein. „Nachher davon", flüsterte Graf Chiari, und das Gespräch war beendet.

Der Marchese, der seinen Eidam nur so lange geleitet hatte, bis er einen Diener antraf, der ihn nach seinem Zimmer führen mußte, kehrte so eilig als möglich zurück, weil er auf den Ausgang der Erzählung höchst gespannt war. Seine erste Frage war daher auch: „Und nun, lieber Graf. Sie sind doch noch nicht zu Ende? Sie werden uns doch den Schluß Ihrer Geschichte nicht schuldig bleiben wollen? Noch sind wir zweifelhaft, ob die wunderbare Unglücksgabe des deutschen Grafen nur in seiner Einbildung stattfand, oder ob er wirklich diese unselige Kraft besaß." —

„In der That", entgegnete Ruggiero, „ich bin besorgt, meine Erzählung macht einen zu heftigen Eindruck und erregt auch vielleicht, wie man mir sagt, Erinnerungen, die nicht willkommen sind. Lassen Sie mich daher für heute hier abbrechen; ein andermal will ich Ihnen gern den Schluß der Begebenheit mittheilen." — „Nein, um alles nicht", rief der Marchese; „meine Freunde und Gäste würden es mir nicht verzeihen, wenn ich sie um die Auflösung dieser spannenden Erzählung bringen wollte. Fürchten Sie sich vor keiner Erinnerung an die Ereignisse in meiner Familie. Schon ehe Sie kamen, habe ich mich darüber ausgesprochen. Begebenheiten dieser Art vergessen sich unter keiner Bedingung; es kann daher auch meiner Meinung nach einem gefaßten und vernünftigen Manne durchaus nicht zuwider sein, daß das mit Freiheit erwähnt werde, was man doch nicht aus seinen Gedanken vertilgen kann. Und überdies ist bisjetzt ja so wenig in Ihrer Begebenheit vorgekommen, was mit den Ereignissen, auf die ich deute und die Sie nicht einmal zu kennen scheinen, Aehnlichkeit oder Verwandtschaft hätte, daß ich gar nicht glauben kann, die heftige Erschütterung Antonio's rühre daher. Es werden sich hier, wie es ja so oft geschieht, Zufall und wesentliche Verhältnisse gepaart haben, um den Eindruck Ihrer an sich freilich schon im hohen Grade spannenden Erzählung zu verstärken. Fahren Sie daher immer fort, und fürchten Sie nicht, irgendeinen Anstoß zu geben; wer durch etwas erinnert sein will, wird in den gleichgültigsten Uebereinstimmungen wesentliche Beziehungen finden können. Ich meinestheils bin, wie ich schon erklärt habe, nicht von dieser Art. Aber ich hoffe doch, daß meine Gäste meinem Wunsch um die Vollendung der Erzählung nicht entgegen sind?" Die lebhafteste Aufforderung zur Fortsetzung derselben wurde

allgemein ausgesprochen. Ruggiero nahm daher wieder das Wort und begann:

„Sie können sich vorstellen, daß diese Behauptung des Grafen und die Art, wie er sich zu derselben berechtigt glaubte, uns auf das seltsamste aufregte. Nicht sowol um die Wahrheit der Thatsache zu erforschen, sondern um zu erfahren, ob das wunderbare Ahnungsvermögen, oder wie man jene entsetzliche Visionskraft des Grafen nennen wolle, ihm in der That beiwohne, beschloß Waldensee Untersuchungen anzustellen. Er äußerte dies gegen den Grafen und dieser war ganz damit einverstanden. «Aller Wahrscheinlichkeit nach», sagte er, «wird sich freilich nicht eben etwas anderes daraus ergeben, als daß wir ein Gerippe oder einen Schädel auffinden, denn nach dem, was wir über die Anlage der Allee wissen, kann wol schwerlich die That, die ich vermuthe, in neuern Zeiten dort vorgefallen sein. Wer weiß, ob sich der Fall nicht in graue, längstvergangene Jahre, vielleicht in die wilden Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs verliert. Allein das ist mir ganz unzweifelhaft, Spuren der That, und zwar sehr deutliche, werden wir entdecken. Die Reste des Körpers müssen noch ziemlich erhalten sein, da, wie ich aus Erfahrung weiß, ein in Erde oder Asche verwandelter Leichnam jene furchtbare Wirkung nicht mehr auf mich äußert. Nur solange die Gebeine noch als solche vorhanden sind, scheint jenes Fluidum, oder die elektrische Kraft, oder vielleicht gar, und warum nicht, die Seele des Todten noch in ihnen vorhanden zu sein, wodurch die Wirkung auf meine Sinne und Nerven hervorgebracht wird. In der That habe ich sie sonst noch nie so stark empfunden als heut, weshalb ich noch eine sehr wohlerhaltene Leiche, oder falls wirklich eine geistige Kraft des Verstorbenen noch auf mich wirkt, eine höchst auffallende Todesart vermuthe.»

Ich fragte ihn, ob er diesen sechsten Sinn beständig an sich wahrgenommen habe. «Nein», antwortete er, «erst seit ich den Hieb über den Schädel habe, mit welchem es auch eine eigene Bewandtniß hat.» — «Wie so?» fragte Waldensee. — «Je nun», sprach der Graf in seinem kalten Tone, «weil ich weiß, daß ich ihn durch eine Waffe erhalten habe, die nicht aus der gewöhnlichen Werkstätte eines Schmiedes gekommen ist.» Wir drangen auf eine nähere Erklärung seiner Aeußerung. «Viel weiß ich selbst nicht darüber zu sagen», antwortete er, «doch die Gewißheit habe ich, daß meine Wunde nicht durch einen ehrlichen Husarensäbel gehauen ist. Ich habe sie nämlich nicht, wie man allgemein glaubt, in der Schlacht, sondern in einem Duell von einem Kameraden empfangen, mit dem ich mich ganz so ziemlich vertrug, obwol er ein höchst wilder Bursch war und seine Händel im Wein- und Spielhause und mit leichtfertigen Mädchen kein Ende nahmen; denn dabei war er brav wie ein Löwe und ritt wie der Teufel. Fechten aber konnte er gar nicht, auch hatte er überhaupt nur geringe Kräfte, wiewol sein Körper darin eine große Ausdauer zeigte, daß er durch seine wilde Lebensart weder krank noch erschöpft wurde. Eines Tags erhielt ich Geld von Hause. Mein Kamerad beredete mich, ihm auf ein Kaffeehaus zu folgen, wo er Bank aufzulegen pflegte. Ich that es, spielte und verlor Zug auf Zug. Das machte mich stutzig, ich vermuthete Betrug, konnte aber doch trotz meiner Uebung nicht entdecken, daß er die Volte schlug oder sonst etwas Ungehöriges vornahm. Um ihn zu prüfen, wußte ich ihm ein bereits gelegtes und geschnittenes Spiel Karten unterzuschieben, dessen Folge ich mir gemerkt hatte. Da hatt' ich ihn. Denn alle Karten fielen anders, aber nicht durch die Volte, das war deutlich zu sehen, sondern durch ein mir unbegreifliches

Kunststück, sodaß ich fast glauben mußte, er verwandelte die Karten nach seinem Belieben. Kurz, wir wurden betrogen; das Wie war einerlei. Ich wollte kein Aufsehen im Kaffeehause machen, hörte aber sogleich auf zu spielen, verließ das Zimmer und schickte ihm durch einen Bedienten einen Zettel, worauf ich ihm kurzweg schrieb: er sei ein Betrüger. Beweise hatte ich freilich nicht, aber ich wollte sie auch nicht, weil ich, meiner Sache gewiß, ihn nur zum Duell haben wollte. Dazu kam es auch, denn er stürzte wie eine Furie heraus zu mir und verlangte auf der Stelle Genugthuung. Wir gingen und schlugen uns ohne Secundanten mit unsern krummen Husarensäbeln. Ich war damals der beste Fechter in der Armee und hatte eine Löwenstärke, deren ich mich jetzt bedienen wollte, den Schurken zu bestrafen, von dem ich wußte, daß er einem Schwachen kaum gewachsen war. Aber dennoch drang er, sowie ich ihm gegenübertrat, mit einer unwiderstehlichen Riesenkraft auf mich ein, schlug mir die Paraden durch, als wäre mein Säbel ein Strohhalm, und gab mir den Hieb durch den Schädel, den Sie noch heute sehen. Ich stürzte besinnungslos nieder; erst in meinem Zimmer kam ich unter den Händen des Wundarztes wieder zu mir selbst. Mein Gegner war flüchtig geworden und ist nie wiedergekehrt. Daß er mir aber den Hieb nicht allein gegeben hat, darauf will ich das Sakrament nehmen. Und seit dem Tage habe ich meine fürchterliche Sehkraft bis in den Bauch der Erde hinab.»

Diese seltsame Geschichte war auch eben nicht geeignet, unsere Spannung auf die Resultate der Erzählung zu vermindern; wir beschlossen daher gemeinsam, in der nächsten Nacht Hand ans Werk zu legen, ohne indeß etwas davon verlauten zu lassen. Theils geschah dies, um Emma's reizbare Phantasie zu schonen, theils auch, damit nicht falsche und

vergrößernde Gerüchte sich über die Sache verbreiteten, bevor man ein Ergebniß der Unternehmung gesehen hätte. Deshalb sollte nur noch der alte Pfarrer als Mitwisser in das Geheimniß gezogen werden, damit seine Theilnahme eine böse Deutung sogleich verhindern möchte. Indeß war die Mitternachtsstunde herangekommen, und wir nahmen Abschied von unserm wunderbaren Grafen. Daß ich die finstere, vom Sausen des Herbstwindes und dem dumpfen Donner der unruhigen See unterbrochene Nacht nicht eben in der behaglichsten Ruhe zubrachte, läßt sich bei meiner im hohen Grade gereizten Stimmung wol vermuthen. Endlich brach der Morgen an und verwandelte die Empfindung des unheimlichen Schauers in die gespannteste Neugier auf den Ausgang der Begebenheit. Im Laufe des Tags wurde der Pfarrer unterrichtet, Handwerkszeug zum Graben, einige Brecheisen und andere Instrumente heimlich herbeigeschafft und überhaupt alles vorbereitet. Endlich kam der Abend heran, den wir zu unserer Unternehmung ausgesucht hatten. Unter dem Vorwande, daß Emma's Gesundheit es fordere, hatten wir früher zu Nacht gespeist und Waldensee bat sie, sich zur Ruhe zu begeben, während er mit dem Pfarrer, dem Grafen und mir noch einige Stunden bei einer Flasche Wein verschwatzen wolle. Um 10 Uhr war alles still geworden. Jetzt zündeten wir unsere Blendlaternen an und begaben uns auf den Platz. Der Graf ließ sich von uns über denselben führen. Ich fühlte, wie seine Hand, während wir auf dem Kiessand schritten, kalt und kälter wurde; ein Schweiß der Angst trat ihm vor die Stirn, seine Lippen wurden ganz blaß, die Augen starrten, die Sprache versagte ihm. Mehrere male deutete er uns durch Winke an, ihn seitwärts oder zurückzuführen, weil er an der Empfindung seines Körpers, die ihm als furchtbare Wünschelruthe

dieser entsetzlichen Schatzgräberei diente, die Stelle ausfindig machen wollte, unter der der Leichnam zunächst liegen mußte. Endlich stand er still und winkte, denn sprechen konnte er nicht, weil die Zunge ihm völlig gelähmt war. Wir steckten an dem bezeichneten Fleck einen Spaten in die Erde und führten ihn dann zurück. Wer aber fühlt meinen Schauder, als ich ihm jetzt in das vom Monde grell beleuchtete Gesicht schaute und sah, wie große Blutstropfen aus der Stirnnarbe drangen und ihm über die Wangen liefen. Kaum vermochte ich ihn zu führen. Als wir eine Strecke von dem furchtbaren Platz entfernt waren, kam er nach und nach wieder zu sich, war aber so angegriffen, daß er sich auf einen Sessel niederlassen mußte, der ausdrücklich für ihn mitgenommen war. Er versicherte, noch nie so entsetzlich von seiner Ahnungskraft ergriffen worden zu sein und zugleich einen so unbezwinglichen Trieb gehabt zu haben, sie zum ersten male in wirkliche Anwendung zu bringen. Darauf bat er uns, mit dem Aufgraben zu eilen, damit uns der Morgen nicht überrasche. Wir ließen den Pfarrer bei ihm zurück und begaben uns jetzt nicht ohne eine gewaltige innere Bewegung auf den bezeichneten Fleck. Das Graben ging, sobald wir erst den Kies weggeräumt hatten, rasch von statten. Nach einer Arbeit von einer guten Stunde, in der wir ungefähr sechs Fuß tief gegraben haben mochten, stießen wir auf etwas Hartes. Wir leuchteten mit der Blendlaterne hinab und fanden, daß es eine eiserne Platte sei. Als wir mit den Brecheisen darauf stießen, tönte es unten hohl und schauerlich wider, sodaß es uns unzweifelhaft wurde, die Platte müsse einen weiten leeren Raum bedecken. Mit aller Anstrengung räumten wir jetzt die Erde von derselben hinweg, um zu sehen, wie weit sie sich etwa erstrecken möge. Als wir etwa drei Fuß in der Breite Raum ge-

wonnen hatten, hörte sie auf, fügte sich aber an eine Umgebung von Steinen, in die sie eingepaßt war. Nach der Arbeit von einer Stunde hatten wir auch eine Länge von sechs Fuß gewonnen, wo sie ebenfalls aufhörte, sodaß sie der Deckel eines Grabes zu sein schien. Um zu untersuchen, ob uns vielleicht eine Inschrift oder dergleichen nähere Auskunft geben würde, reinigten wir sie sorgfältig von aller Erde und leuchteten nun mit der Blendlaterne hinab. Wir entdeckten lange Zeit nichts; endlich bemerkte ich an der rechten Seite auf der Mitte derselben ein Schloß, dessen Oeffnung für den Schlüssel aber ganz mit Erde verstopft und überdies völlig vom Rost umfressen war. Bei genauer Untersuchung entdeckte ich auch den Riegel desselben, der in den steinernen Rand eingriff. Damit war auch zugleich das Mittel gefunden, die Thür zu öffnen. Wir stiegen aus der Grube hinauf, holten die Brecheisen und es gelang uns nach kurzer Arbeit, die morschen Steine auszubrechen und die Thür ein wenig zu heben. Jetzt benachrichtigten wir den Pfarrer und den Grafen von dem Erfolg unserer Arbeiten. Wir fanden sie beide in der Allee auf- und niedergehend, weil ihnen die Luft, trotz der Mäntel, die sie umhatten, zu rauh und kalt geworden war. Der Graf befand sich wohl, hatte aber den Pfarrer gebeten, ihn nicht zu verlassen, bis die Arbeit beendigt sein würde. Als er die Ergebnisse unsers Bestrebens erfuhr, sprach er: «Gott sei Dank, nun kann ich mich dem Orte wieder nähern, denn sobald die Gruft geöffnet ist, verschwindet aller Einfluß der Todten auf mich; es scheint, als wenn die elektrische Materie, die mich so furchtbar angreift, alsdann völlig verflöge. Kommen Sie nun, ich bin höchst gespannt, zu erfahren, was die Gruft verbirgt.» Wir stiegen jetzt alle vier in die Tiefe hinab, und unsern gemeinschaftlichen Kräften gelang es

leicht, die Eisenthür völlig aufzuheben. Ein seltsamer, betäubender Dunst stieg aus dem Gewölbe auf, das Jahrhunderte verschlossen gewesen sein mochte. Ein Schauer rieselte uns durch die Glieder, als die schwarze Kluft sich fürchterlich öffnete. Ich leuchtete hinein, das Licht brannte trübe und drohte zu erlöschen; wir mußten daher die dumpfe Luft noch eine Zeit lang ausströmen lassen, ehe wir uns hinabwagen durften. Jetzt entstand aber eine neue Schwierigkeit. Das Gewölbe schien weit und tief zu sein, denn die Lampe ließ nichts entdecken als dichte, grundlose Finsterniß. Ein Sprung war nicht zu wagen; Leitern und Seile fehlten uns. Die letztern waren am leichtesten herbeizuschaffen; um daher zu wissen, wie lang sie wol sein müßten, nahm ich einen Stein und ließ ihn hinabfallen. Er brauchte etwa eine Secunde dazu, weshalb ich die Tiefe auf zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß schätzte. Der Widerhall, als er den Boden unten berührte, war schaurig dumpf und dauerte lange; ein neuer Beweis, daß das Gewölbe von großem Umfange sein mußte. Waldensee und der Pfarrer schleppten jetzt Seile herbei, während ich und der Graf bei der Oeffnung zurückblieben. Sie kehrten bald zurück; wir befestigten sie an einem quer über die Oeffnung gelegten, ziemlich starken Balken, und nun ließ ich mich, mit der Blendlaterne in der Hand, zuerst in die Gruft hinab. Dann folgten Waldensee, hierauf der Graf und endlich der Pfarrer. Jetzt fingen wir unsere Untersuchungen an. Das Gewölbe war von der vermutheten Tiefe und etwa zwölf Schuh breit, doch ließ sich noch keine Spur von einer Leiche entdecken. Endlich fanden wir in einer Nische ein wohlerhaltenes menschliches Gerippe liegen. Wir schauderten bei dem Anblick, als die Blendlaterne es grell beleuchtete und die weißen Gebeine auf dem düstern Grunde uns hell entgegen-

schimmerten. Der Graf, welcher vorher die größte Todesangst ausgestanden hatte, war jetzt der Ruhigste von uns allen. Er nahm mir die Laterne aus der Hand und ging kaltblütig näher, um es genau zu betrachten. «Heiliger Gott!» rief er, als er davorstand, «es liegt in Ketten!» Ein kalter Schauder überlief uns bei diesem Wort. In Ketten, in dieser furchtbaren Gruft verschmachtet! Welch ein entsetzlicher Gedanke, der unser Mark erstarrte, unser Haar aufsträubte. Wir traten näher und sahen es selbst. Jedes Handgelenk war von einem eisernen Ringe umschlossen; eine starke Kette verband beide miteinander, und ebenso liefen Ketten nach zwei andern Ringen, die um die Knöchel an den Füßen gelegt waren, hinab. Eine dritte noch stärkere Fessel war in der Mauer befestigt und schlang sich mittels eines großen Reifens um den Hals des Gerippes. Wir blieben voller Entsetzen in einiger Entfernung stehen. Nur der Graf trat kaltblütig näher, beleuchtete den Schädel, hob die Arme, die natürlich aus den Schultern gelöst waren, empor, und rief endlich: «Gott im Himmel! Wäre es möglich! Ein Ring, seht hier, ein goldener Ring am Finger der linken Hand.» Erstaunt traten wir näher und der Graf zog den goldenen Reifen von dem Knochen, um den er lose hing, herunter. Wir betrachteten ihn alle. Es war ein einfacher Ring mit einem kleinen Schilde, auf dem Namenzüge und ein Wappen eingegraben waren, was wir indeß bei der düstern Lampe nicht deutlich erkennen konnten. Zuletzt nahm ihn der Pfarrer noch einmal in die Hand, hielt ihn gegen die Lampe und betrachtete ihn höchst aufmerksam. Plötzlich rief er aus: «Allmächtiger Gott, wäre es möglich! Ja, es ist so! Sehen Sie, Herr Graf. Ist das nicht ein Schwert in dem Felde links, und oben eine Keule unter dem Helm?» Es fand sich wirk-

lich so. «Nun dann», rief der Pfarrer aus, «so erhalten wir Licht in dieser fürchterlichen Finsterniß. In der Sakristei der Kirche liegt seit mehreren Jahren ein versiegeltes Pergament, und wenn mich nicht alles täuscht, so führt dieser Ring das Wappen, welches dort in dem Wachssiegel ausgedrückt ist.» Diese Nachricht setzte uns alle in die äußerste Verwunderung. «Und ist», fragte Waldensee, «dieses Document nicht geöffnet worden?» — «Soviel ich weiß, nicht», antwortete der Pfarrer, «ich besitze es erst, seit wir die Papiere aus dem Kloster zu J***, das sich bei dem Anrücken der Franzosen ganz auflöste, zu uns genommen haben. Ich habe es auch niemals genau betrachtet, sondern entsinne mich nur des Siegels. Damals hatte ich nicht Muße, es zu lesen, weil die Nähe der Franzosen uns auf ganz andere Weise aufregte, und nachmals habe ich es in der That vergessen. Wenn uns diese Papiere jetzt Aufschluß geben könnten!»

„Wir beschlossen demnach wieder aus der Gruft hinaufzusteigen, um sogleich die Spuren des furchtbaren Geheimnisses zu verfolgen. Waldensee und ich arbeiteten uns leicht am Seile empor, allein der Pfarrer und der Graf, beide bereits in einem hohen Alter, vermochten dies nicht. Wir mußten daher eine Feuerleiter vom Schloßhofe mühsam herbeitragen, auf welcher beide wieder heraufstiegen. Mit wahrer Erquickung athmeten wir die freie Luft ein, trotzdem daß es eine sehr rauhe Septembernacht war. Voller Eifer, die Lösung der dunkeln Räthsel zu erfahren, begaben wir uns nach der Dorfkirche und daselbst in die Sakristei, wo wir sogleich die Nachsuchung nach dem alten Pergamente anstellten. Der Pfarrer fand es nach kurzer Bemühung. Wir verglichen das Siegel und den Ring; es war ohne Zweifel dasselbe. Ehe wir es öffneten, betrachtete der Pfar-

rer den Umschlag aufmerksam und fand einen Vers darauf, der unsere Spannung im höchsten Grade erhöhte. Er lautete in veralteter Mundart so:

Wer nicht den Siegelring besitzt,
Dies Buch mit großen Sünden lieszt;
Doch wer den Ring in Händen weiszt,
Dem Gott der Herr zu öffnen heißt.

„«Wunderbar!» rief Waldensee aus. «Aber den Ring, denke ich, besitzen wir, und es scheint, daß es der Wille und der unbegreifliche Rathschluß eines höhern Wesens ist, der uns hier zusammenführt.» Wir öffneten also und setzten uns um den Tisch in der Sakristei, um das geheimnißvolle Buch zu lesen. Es enthielt in der That eine höchst merkwürdige Geschichte, die ich mir auch späterhin wörtlich abgeschrieben habe. Sie befindet sich unter den Papieren, welche ich bei mir führe, aber heute, glaub' ich, ist es doch fast zu spät, sie noch mitzutheilen. Hören Sie? Es schlägt bereits Mitternacht."

Bei diesen Worten machte Ruggiero Miene aufzustehen. Allein der Marchese hielt ihn und bat dringend um die augenblickliche Auflösung jener dunkeln Geheimnisse. Alle Anwesenden, die aufs höchste gespannt zu sein schienen, stimmten in die Bitte des Marchese mit ein. Ruggiero äußerte, er fürchte, daß die genau mitgetheilte Geschichte für den späten Abend zu lang sein möchte, und auf der andern Seite würde sie, wenn er den Inhalt nur mit wenigen Worten angeben wollte, zu sehr an Interesse verlieren. Deshalb schlage er vor, den nächsten Tag dazu aufzubewahren. Doch der Marchese rief: „Nein, lieber Graf, morgen ist Hochzeit, und da muß alles Schauerliche verbannt sein. Heute wollen wir uns der Lust des Schauers gern noch

eine Zeit lang hingeben. Und wir können dies um so freier, da von meiner Familie niemand mehr hier ist; ein Ereigniß, welches mir im Grunde sehr lieb sein muß, da sie gesehen haben, daß die große Reizbarkeit der Nerven sich sogar bis auf Antonio erstreckt, der als Mann doch aus festerm Stoffe gebaut sein sollte.“ — „Nun wohl denn“, sprach Ruggiero; „ich gehe auf mein Zimmer und hole die Abschrift des alten Pergaments. Vergessen Sie nun aber auch nicht, daß ich Sie nicht freiwillig mehr so spät festhalte.“

Er ging, und kam in wenigen Minuten mit einem Buch unter dem Arme zurück. Schon das Aeußere desselben hatte etwas Seltsames, denn es war in schwarzen Sammt eingebunden und trug auf der Vorderseite einige mit Goldfäden eingestickte Zeilen; vermuthlich war es der Vers, welcher das alte Pergament vor der Eröffnung geschirmt hatte. Man setzte sich nieder, Ruggiero schlug das Buch auf und begann folgendermaßen zu lesen:

„Diese Blätter sind geschrieben von der frommen Freifrau von Hohensee, die eine Tochter war des ehrenhaften Grafen von Lauenstein, und welche ihre Tage in dem frommen Stifte zu St.-Katharinen gottselig beschlossen hat. Ihrer heiligen Verordnung gemäß, und wie auch die gar wunderbare Geschichte es gefordert hat, habe ich diese Schrift mit ihrem, der Freifrau von Hohensee, Ringe versiegelt und mit dem doppelten Umschlag und Insiegel zu mehrerer Sicherheit verwahrt, und auch das Verslein darauf geschrieben. Wer demnach fürwitzig und sündhaft gewesen und sie dennoch, ohne den Ring zu besitzen, geöffnet hat, der stehe nunmehr ab von seinem ungottseligen Frevel und lasse sich verwarnen durch fromme Worte. Denn es ist Gottes Gebot gewesen, daß niemand diese Historia lesen sollte, der nicht von ihm

berufen ist durch die wunderbare Schickung, daß der verlorene Ring in seine Hand gekommen.

Martinus,
der Beichtvater zu St.-Katharinenstift."

„Diese Worte", bemerkte Ruggiero, „fanden wir auf einem innern Umschlage. Als demnach auch dieser geöffnet war, lasen wir weiter. Zuvor muß ich noch bemerken, daß Waldensee's Güter vormals der jetzt ausgestorbenen Familie von Hohensee zugehört hatten, und daß der Graf B. bei dem Namen Lauenstein uns unterbrach und erzählte, daß seine Mutter eine geborene Gräfin Lauenstein, aber die letzte ihres Stammes gewesen sei. Das Stammgut war schon früher in andere Hände übergegangen, lag aber unweit von Waldensee's Besitzungen."

Das Innere des zweiten Umschlags enthielt also folgende Geschichte:

„Nachdem ich vielfache trübselige Schicksale erfahren, habe ich mich endlich der Welt abgethan und lebe in den heiligen Mauern ein Leben der Buße und der Beschauung. Durch dringende Gesichte und göttliche Stimmen aufgefordert, schreibe ich in der stillen Muße meiner klösterlichen Zelle, wo ich diese gelehrte Kunst gelernt habe, die traurig seltsame Geschichte meines Lebens auf. Ich bin die Tochter des berühmten Grafen von Lauenstein, der zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs als der tapferste Ritter seiner Zeit im ganzen Ostseelande bekannt war. Als ich mein sechzehntes Jahr erreicht hatte, kam zu öftern malen unter vielen andern Gästen auch ein Ritter, Konrad von Dyrenberg, auf unser Schloß, der eine gar anmuthige Weise des Betragens besaß und dabei für einen der tapfersten Krieger galt. Der ward es bald gewahr, daß mein junges, unerfah-

renes Herz ihm mit Liebe zugethan wurde, und warb um meine Hand. Mein Vater sagte mich ihm zu, und wir verlebten im Brautstande die glücklichsten Tage miteinander. Konrad hatte auch einen Freund, der sich Rüdiger von Hohensee nannte, und uns damals für die treueste Seele auf Erden galt. Ach, daß doch das so ganz anders war! Nach etlichen Wochen unserer Bekanntschaft wurde der sonst so muntere Rüdiger still und schwermüthig, und ging nicht mehr so viel mit seinem Freunde um als sonst, begleitete ihn auch nur selten zu uns aufs Schloß. Dies dauerte mehrere Monate, bis unsere Hochzeit heranrückte. Wir hörten in der Zeit wenig von ihm, doch erzählten uns die Nachbarn, daß ein junger Mann auf seinem Schlosse wohne, den er zum theuersten Freund erwählt zu haben schien, und der sich Neidthardt von Wolfenstein nannte."

„Ich muß mich hier unterbrechen", sprach Ruggiero, „und erzählen, daß bei diesem Namen der Graf B. in großer Bewegung aufstand und in der Sakristei auf- und niederging. Auf unsere Frage nach der Ursache seines Betragens, antwortete er nichts, als: Weiter! Weiter! Es wurde demnach zu lesen fortgefahren."

„Der Tag der Hochzeit kam heran. Sie war auf den Tag der heiligen Anna, meiner Schutzpatronin, deren Namen ich trug, festgesetzt. Auch Rüdiger wurde dazu geladen, obwol er sich seither, wie es schien absichtlich, nicht hatte blicken lassen. Er versprach zu kommen. Noch gedenke ich des schrecklichen Tags mit bangem Schauer und tiefem Schmerz. Alle Gäste waren versammelt, der Burgkaplan wartete in der Kapelle, nur mein Konrad fehlte. Eine Stunde nach der andern verstreicht, niemand erscheint. Meine Angst wächst von Minute zu Minute; wir senden wol zwanzig Boten aus; viele unserer Gäste, auch Rü-

diger unter ihnen, bestiegen ihre Rosse, um nach ihm zu suchen. Vergeblich! Man fand ihn nicht. Er war in Begleitung eines einzigen Knappen von der Burg weggeritten, und hatte sein übriges Gefolge erst zur Nachtzeit nach Lauenstein bestellt. Dies langte endlich an, aber von ihrem Herrn wußten sie keine Nachricht zu geben. Unsere Nachforschungen wurden auch noch am nächsten Tage fortgesetzt, aber ebenso fruchtlos. Er war verschwunden und blieb es."

Als Ruggiero so weit gelesen hatte, entstand ein seltsames Gemurmel unter seinen Zuhörern. Der Marchese war sehr unruhig geworden und aufgestanden. Der Erzähler hielt daher inne und sah ihn fragend an; doch er bat fortzufahren und sich durch nichts stören zu lassen. Ruggiero nahm daher sein Buch wieder vor und las weiter:

„In dieser Zeit der Trauer zeigte sich Rüdiger als ein wahrer Freund. Er wußte meinem tiefgebeugten Vater Trost zuzusprechen, kam öfter auf unser Schloß als sonst, und gewann aller, auch meine Freundschaft, in einem hohen Grade. So verstrichen einige Jahre, und der tiefe Schmerz, der mein junges Leben getroffen hatte, verlor sich nach und nach in eine sanfte Wehmuth, in der ich für alle Eindrücke der Seele um so empfänglicher war. Da trat eines Abends Rüdiger an der Hand meines Vaters in mein Gemach. Auf den ersten Blick erkannte ich ahnend, was vorgehen sollte. Er warb um meine Hand, und mein schon dem Greisenalter naher Vater unterstützte diese Werbung mit dringenden Bitten. Konrad's geliebtes Bild trat in diesem Augenblick mit aller Frische der Farben vor meine Seele. Es war mir, als warnte es mich und bäte flehentlich, ihm nicht ungetreu zu werden. Ich gerieth in die heftigste, beklemmendste Angst und brach in helle, bittere Thränen aus.

Doch die Vorstellungen und Bitten meines Vaters, die warme innige Zuneigung Rüdiger's und meine freundschaftlichen Gesinnungen für ihn besiegten endlich die ahnungsvolle Stimme meiner Brust, und ich gab mein Jawort. Rüdiger drückte mich an sein Herz und küßte mich mit heißer Inbrunst. Aber mir war zu Muthe, als wenn die Glut seiner Lippen mich wie verzehrendes Feuer brennte.

„In den nächsten Tagen nach unserer Verlöbniß führte Rüdiger seinen Freund Neidthardt von Wolfenstein zu uns. Ich kann wol behaupten, daß mir ein Mensch nie innerlich mehr zuwider gewesen ist, als er. Seine kleine, unscheinbare Gestalt schien im Widerspruch mit seinem wilden Gemüth zu stehen. Blatternarben verunstalteten sein Gesicht, ein Paar graue, blitzende Augen hatten auch nicht einen Schimmer von Güte in sich und seine rauhe Stimme schreckte mich völlig von ihm zurück.“

„Bei der Beschreibung dieses Mannes“, unterbrach Ruggiero sein Vorlesen, „gingen in den Zügen des Grafen wiederum die seltsamsten Bewegungen vor. Doch auf die Fragen deshalb erwiderte er nichts, als abermals: Weiter! Weiter!“

„Der Tag der Hochzeit nahte heran. Gott im Himmel weiß es, unter welchen Aengsten und mit wie vielen Thränen ich ihn erwartete. Mein Gebet flehte brünstig zu dem Herrn, daß es sich mir offenbaren möge, wenn etwas Unrechtes in meiner Vermählung sein sollte. Doch ward mir kein Zeichen. So wurde ich Rüdiger's eheliches Gemahl. Ich folgte ihm auf sein Schloß, wo ich mit düstern Ahnungen einzog. Ach, sie erfüllten sich nur zu bald.

„Kaum war ich einige Wochen vermählt, als ich Rüdiger eines Tags in einen heftigen Wortwechsel mit seinem Freunde Wolfenstein gerathen hörte. Obwol Wolfenstein

noch immer auf unserm Schlosse wohnte, so hatte ich doch schon seit dem ersten Tage meiner Verheirathung bemerkt, daß zwischen ihm und Rüdiger ein ängstliches gespanntes Verhältniß stattfand. Mein Gatte schien ihm überall auszuweichen, er dagegen sich ein Vergnügen daraus zu machen, ihm überall zu folgen. Jetzt aber war der Unmuth in heftigen Streit ausgebrochen. Sie befanden sich im Schloßhofe, denn sie kehrten eben von der Jagd zurück; ich dagegen saß auf dem Altan des Schlosses, wie ich glaubte, ohne daß sie mich bemerkt hatten. Der Streit wurde heftiger und lauter; die Stimmen der Knechte und des Burgvogts, welche ihn beilegen wollten, ertönten verwirrend dazwischen; doch unterschied ich deutlich oftmals den Namen Konrad's in Begleitung seltsamer Aeußerungen, und in einer augenblicklichen Stille nannte Wolfenstein meinen Gemahl, mit Absicht, wie es mir schien, damit ich es hören sollte, laut einen Mörder und Mädchenräuber. Ein entsetzlicher Schauder der Ahnung durchbebte meine Glieder, ich sank ohnmächtig zu Boden. Als ich wieder zu mir kam, war meine erste Frage nach Rüdiger. Man hielt mich hin, wich mir aus und endlich, o heilige Mutter Gottes! erfuhr ich, daß er von Wolfenstein quer über den Schädel gehauen, schwer verwundet, ohne Besinnung auf seinem Lager liege. Wolfenstein selbst hatte sich unmittelbar nach der That zu Pferd geworfen und war in vollem Sturm zum Schlosse hinausgesprengt, noch ehe ihm jemand folgen konnte.

„Mit zitternden Gliedern ließ ich mich an Rüdiger's Lager führen; er lag im Fieberwahnsinn, und die Namen Konrad, Wolfenstein und Anna stieß er oft verworren durcheinander aus und begleitete sie mit Aeußerungen, vor denen mein Blut erstarrte. Dies währte neun schreckliche Tage; der Kaplan, welcher zugleich sein Arzt war, gab die Hoff-

nung auf, sein Leben zu retten. In diesem trostlosen Jammer, wo selbst das fromme Gebet mich nicht beruhigen konnte, saß ich in der zehnten Nacht schlaflos an seinem Bette. Da hörte ich plötzlich ein furchtbares Krachen, wie wenn der Donner in ein Haus schlüge. Gleich darauf stürzte ein Diener herein und verkündete mit geisterbleichem Gesicht, der alte Leuchtthurm auf den Dünen an der See sei eingestürzt. Das Getöse schien selbst auf den Kranken einen furchtbaren Eindruck gemacht zu haben, denn er war mit verstörten Blicken emporgefahren und ein blasses Entsetzen hatte sich über seine Züge verbreitet. Darauf sank er in eine Betäubung, aus der er erst gegen Morgen erwachte. Mit dem Sonnenstrahl kehrte ihm endlich das Licht der Besinnung zurück. Aber zugleich hatte ihn die Ermattung des Todes ergriffen. Er sah mich sanft und schmerzlich an; ein Bild des tiefsten Jammers. Seine bleichen Wangen, sein erloschenes Auge baten Vergebung. Ich habe ihm verziehen und bete täglich, daß der Herr dort oben es auch thun möge. Er wollte beichten, man rief den Kaplan, doch es währte ihm zu lange, bis er kam. «Meine Kräfte schwinden», sprach er matt, «höre mich an, nimm du meine Beichte, denn dich hab' ich schwer gekränkt.» Er sprach mühsam mit gebrochener Stimme. «Anna, ich liebte dich schon vor deiner ersten Verlobung. Meine Liebe hat mich zum schweren Verbrecher gemacht. Wolfenstein — wußte mich zu überreden. Konrad ward — von mir — gefangen — ich flehte ihn, dir zu entsagen, — er wollte nicht — ich gerieth in Verzweiflung — Wolfenstein — überredete — ich sollte ihn schrecken — unterirdisches Gefängniß – noch heut —»

„In diesem Augenblick trat der Kaplan ein und unterbrach uns. Nachdem er mich und den Kranken mit einem

«Gott segne Euch» begrüßt hatte, sprach er zu mir: «Wißt Ihr schon, gnädige Frau, daß der eingestürzte Leuchtthurm den alten Wächter Kunibert erschlagen hat?» In dem Augenblick that Rüdiger einen Schrei. Es war der Krampf des Todes gewesen — er war dahin. Gott möge ihm seine schwere Schuld vergeben!

„Seine letzten Worte hatten mich aufs tiefste erschüttert und ich theilte meine Angst und meine Ahnungen dem Kaplan mit. Das «noch heut», in welchem sein sterbender Laut verhallt war, setzte mich in die entsetzenvollste Angst. Ich lag mir die Knie wund vor der heiligen Mutter Gottes, ich durchwachte die Nächte mit Weinen und Beten. O mein Gott, warum hast du nicht zugegeben, daß ich meinen Konrad errettete, daß ich die furchtbaren Bande seines Gefängnisses löste! Doch dein Rathschluß sei gelobt. Wir hatten Boten nach Wolfenstein's Spur ausgesandt, er blieb verschwunden. Das Verlies der Burg und alle unterirdischen Gemächer wurden durchsucht. Es fand sich kein Gefangener. Die Hoffnung, ihn zu erretten, war also dahin, und bald erhielt ich auch die Bestätigung dafür auf wunderbare Weise. Es war in der vierten Nacht nach Rüdiger's Tode, als ich nach langem, inbrünstigem Gebet endlich ermattet in Schlummer sank. Da war mir, als wandle ich in meines Vaters Burggarten an Konrad's Arm, wie es vormals in glücklichen Tagen oft zu geschehen pflegte. Er sah mich freundlich an und sprach: «Willst du mir folgen?» — «Ja», sagte ich, «von Herzen.» Da ergriff er meine Hand, und ich schreckte zusammen, denn er berührte mich eiskalt. Und plötzlich standen wir in einer dunkeln Gruft, die nur einen matten Schimmer von Licht erhielt, von dem ich nicht begreifen konnte, wie es eindrang, da ich weder Fenster noch Thür sah. Konrad aber führte mich an eine Höhlung in

der Mauer, in der ein Mann mit langem, verwildertem Haar, bleichen Wangen und hohlen Augen in Fesseln lag. Und ich erkannte voll Entsetzen Konrad's Züge zum zweiten male. Aber neben mir stand er schön und jugendlich, wie ich ihn als Bräutigam gesehen hatte, und jetzt bemerkte ich, daß von ihm das Licht ausströmte. Ich wollte ihm zu Füßen sinken, doch er schloß mich ans Herz und sprach: «Ich habe dich geliebt bis in den Tod, ich konnte frei sein aus diesen Fesseln, wenn ich dir entsagen wollte. Jetzt hat mich der Herr erlöst. Aber mein Verfolger wird nicht Ruhe finden, bis die Zeit die Schreckensthat enthüllt hat. Mein Ring, den ich treu bewahrt habe, wird das Verbrechen ans Licht bringen.» Dabei hob er die Hand des Todten auf, die noch unsern Verlobungsring trug. «Treue Anna», sprach er weiter, «zeichne auf, was du erfahren und versiegle es mit deinem Ring und dann versenke ihn ins Meer. Der gerechte Gott wird eine Zeit kommen lassen, wo das Siegel gelöst wird.» Jetzt zerfloß seine Gestalt und ich war im Dunkeln. Ich rief seinen Namen, da erwachte ich und fand mich auf meinem Lager, neben mir meine Zofe, die meine Hand hielt. «Gnädige Frau», sprach sie, «Ihr müßt seltsam geträumt haben. Auf Euerm Gesicht war bald Schrecken, bald Wonne zu sehen. Fast fürchtete ich mich. Auch Rhino (so hieß mein Hündchen, das mir Konrad geschenkt) geberdete sich wunderbar. Denn plötzlich wachte er vom Schlafe auf, wedelte freundlich und that, als komme jemand, den er lieb hätte, und dazwischen winselte er und krümmte sich ängstlich zusammen. Seht ihn aber jetzt, wie er den Boden scharrt und ängstlich sucht, als wolle er jemand dort finden.» So schwatzte sie noch eine Weile fort. Ich aber bemerkte wohl, daß ich nicht blos geträumt hatte, sondern ich wußte jetzt, Konrad's hingeschiedener seliger Geist war mir nahe

gewesen. Nun hatte ich wieder Ruhe. Inbrünstig dankte ich der heiligen Mutter und that von Stund an das Gelübde, mich nie wieder zu vermählen, sondern mein Leben in dem frommen Stift der heiligen Katharina zuzubringen. Nach der Zeit gebar ich einen Sohn, der annoch lebt. Und jetzo habe ich gethan, wie mir geboten, nämlich diese Geschichte getreu verzeichnet, und mit meinem ersten Verlobungsringe, der ganz gleich mit Konrad's gefertigt war, weil man unser gemeinschaftliches Wappen darauf eingegraben hatte, soll sie versiegelt werden, und dessen wird mein Beichtvater, der fromme Bruder Martinus, Zeuge sein. Morgen aber werde ich den Ring in die See werfen. Doch der gerechte Gott wird einen Sturm senden, damit die Wellen ihn ans Ufer werfen, wenn er zeugen soll von der verborgenen That. Der Herr sei mir gnädig und verzeihe mir meine Schuld. Amen!"

Hier schloß Ruggiero, und starres Grauen hielt seine Zuhörer gefesselt, denn geheime, seltsame Ahnungen und Schauer vor einer unsichtbaren Macht durchbebten ihre Brust. Vor allen aber war der Marchese so heftig bewegt, daß es schien, als müsse die Geschichte noch andere Gefühle bei ihm erregt haben, als die, welche sie bei jedem andern unbefangenen, aber empfänglichen Zuhörer hervorbringen mußte. Ruggiero schien darüber Gewißheit erlangen zu wollen und wandte sich daher zu seinem Nachbar, dem Grafen Chiari, der ihm auf seine Frage indeß nur zuflüsterte: „Nachher, wenn wir auf unsere Zimmer gehen!" Nach einigen Minuten ängstlicher Stille sprach der Marchese mit einem Ton, dem man es anhörte, daß er sich Festigkeit durch die Kraft des Willens erringen mußte: „Sie sind uns, Graf Ruggiero, noch Erklärungen über manche Umstände Ihrer wun-

derbaren Geschichte schuldig. Weshalb machte der Name Wolfenstein einen so seltsamen Eindruck auf den Grafen B.?“ — „In der That“, entgegnete Ruggiero, „diesen höchst auffallenden Umstand hätte ich fast nicht erwähnt. Als wir unsere Vorlesung in der Sakristei geendigt hatten, stand er auf und sprach: «Meine Herren, Sie mögen mich für einen Thoren halten, aber ich bin überzeugt, jener Wolfenstein und der Kamerad, der mir den Hieb über die Stirn gegeben hat, sind Eine Person. Der Name stimmt sogar bis auf den Vornamen, und die Schilderung seiner Gestalt nachher ist treffend bis auf die kleinsten Züge. Wie, wenn dieser fürchterliche Mensch vielleicht — doch ich will voreilig nichts über ihn schließen. Aber gestehen Sie, es muß mich bis tief ins Innerste erschüttern, daß eine verruchte That, die im Dunkel grauer Jahrhunderte lag, durch ihren Urheber selbst wieder enthüllt wird. Denn vorzüglich ist doch durch meine entsetzliche Ahnungsgabe, die sich von jenem Wolfenstein herschreibt, das erste Licht in die Nacht dieser Geheimnisse gefallen. Vermuthen Sie hier bloße Zufälligkeiten? So fabelhaft meine Meinung sein mag, allein ich glaube, hier walten Schickungen und geheime Gesetze ob, die unserm blöden Auge ein Wegweiser in das dunkle Gebiet höherer Vergeltung sein könnten. Ich bin der letzte, der von einer Tochter des gräflichen Hauses der Lauensteiner geboren ist, mit der diese Familie ausstarb; das Geschlecht derer von Hohensee ist unlängst erloschen. Wenn nun die Sündenlast so lange auf dem Verbrecher ruhen sollte, bis sein Geschlecht ausgestorben sei, eine Bestimmung der Strafzeit, die schon durch so manche Sage festgestellt scheint, so könnten wir uns einer heiligen Freude überlassen, daß wir mit wenigen Stunden des Grauens ein Werk der Sühne vollbracht hätten. Ich an meinem Theil will dies glauben

und mein Gebet für die Seelen der Unglücklichen zum Himmel senden.»

„Bei diesen Worten kniete er nieder und wir alle folgten seinem Beispiel. Jetzt standen wir auf, um durch die Kirche über den Gottesacker nach Hause zu gehen. Der Pfarrer leuchtete uns vor, führte uns aber nicht den Weg, den wir gekommen waren. Als ihn Waldensee deshalb befragte, erwiderte er, dieser sei nicht so schlüpfrig von nassem Grase. Doch kam er uns allen beschwerlich vor, weil er sehr rauh und holperig war. Endlich erreichten wir die Thür des Kirchhofs und standen nun vor der Mauer desselben auf der Straße, die durch das Dorf führt. Hier blieb der Pfarrer stehen und fragte den Grafen B.: «Ist Ihnen nichts auf unserm Wege aufgefallen?» — «Nein», antwortete dieser. — «So hat sich meine Vermuthung, als wir zuvor über den Gottesacker gingen», bestätigt, rief der alte Geistliche mit feierlicher Stimme. «Ihre schreckliche Ahnungskraft ist verschwunden; ich habe Sie über die Gruft einer im vorigen Jahre von ihrem Mann ermordeten Frau geführt. Es wird mir jetzt der Wille der Vorsehung immer klarer; nur zur Enthüllung jenes Verbrechens der Vorzeit kann Ihnen die schauerliche Gabe geworden sein!» Wir sahen uns erstaunt an, der Graf B. aber schien tief gerührt zu sein. So gingen wir nach dem Schlosse zurück. Bald brach der Morgen an, und jetzt übernahm es Waldensee, seine Gattin von dem Vorgang zu unterrichten. Graf B. ging am folgenden Tage, nachdem die Gebeine des Konrad von Dyrenberg in der Familiengruft Waldensee's beigesetzt waren, auf seine Güter zurück. Nach etwa vier Wochen sandte er meinem Freunde eine aus einem Zeitungsblatt geschnittene, gerichtliche Anzeige von dem Tode eines Freiherrn Neidthardt von Wolfenstein, der in einem Gasthofe der Schweiz des Morgens

entseelt auf seinem Bette gefunden worden war. Das Datum seines Todes war der Tag nach jener Nacht, in welcher wir die wunderbare Entdeckung gemacht hatten."

Hier stand Ruggiero auf und erklärte, seine Erzählung sei beendigt. Der Marchese sowol, als sämmtliche Anwesende, schienen in großer Bewegung zu sein. Zu Zweien und Dreien standen sie zusammen und flüsterten miteinander, während sie die Blicke nicht von Ruggiero verwendeten, welcher sich neben den Grafen Chiari in eine Fensterbrüstung gestellt hatte, doch so, daß dieser mit dem Gesicht gegen das Zimmer gekehrt war, während er selbst in die vom Mond hell beleuchtete Landschaft hinausschaute. Er hatte sowol durch die Erzählung an sich, als auch durch die feierliche Art seines Vortrags einen Schauer, etwas Geheimnißvolles über seine Person ausgebreitet, das seinen Einfluß auf alle Anwesenden zu üben schien. Freilich kam ihnen auch zugleich die Verwandtschaft seiner Begebenheiten mit Verhältnissen im Hause des Marchese in den Sinn, wodurch seiner Darstellung noch ein erhöhtes mystisches Interesse geliehen werden mußte. Allein großentheils lag dieses schauerliche, gespensterhafte Wesen schon in seinem Aeußern, vorzüglich in seinen dunkeln Augen und der blassen, geisterähnlichen Gesichtsfarbe. Man flüsterte nicht undeutlich im Saale davon, daß es schiene, als habe er Begebenheiten, die ihn näher angingen, nur auf entferntere Verhältnisse und Personen übertragen. Ein junger Verwandter des Hauses wollte bemerkt haben, daß seine Stirn eine bleiche Narbe trage, ähnlich der, die er an dem Grafen B. beschrieben. Während der Erzählung sei ihm bei Stellen, wo er in eine heftige Wallung gerathen, das Blut ins Gesicht getreten und alsdann habe man die Narbe ganz deutlich sehen können, weil sie sich als ein dunkelrother Streifen auf der blassen Stirn

gezeigt habe. „Vermuthlich“, bemerkte ein anderer, „ist diese Erscheinung auch unserm Freunde Antonio aufgefallen, und deshalb hat ihn die Erzählung so viel tiefer ergriffen, als uns andere. Ich gestehe, daß auch mir der Graf Ruggiero ein Gefühl erregt, welches ich zwar nicht gern Furcht nennen möchte, was aber doch derselben nahe verwandt ist. Ich würde ungern eine Nacht mit ihm allein zubringen. Betrachten Sie ihn nur jetzt eben, wie starr er in die Landschaft hinausblickt. Von hier aus kann man sein Profil deutlich sehen; ist es nicht so leblos, wie das einer Leiche? Ich möchte glauben, der Mann habe in seiner Brust gar kein Herz und sein Gesicht sei aus Marmor gehauen.“ Aehnliche Bemerkungen und Gespräche ließen sich von verschiedenen Seiten leise vernehmen, sodaß es Ruggiero selbst nicht unbemerkt blieb, obwol er seinen Blick unbeweglich hinaus ins Freie nach dem alten Schlosse gerichtet hatte, dessen romantische Ruine man aus den Saalfenstern erblickte. Es konnte ihm diese Stimmung aber unmöglich angenehm sein; daher wandte er sich leise zu Chiari und fragte ihn, ob er mit ihm aufbrechen wolle. Dieser erklärte sich bereit, und so trat Ruggiero vor, um vom Marchese Abschied zu nehmen. „Habe ich“, sprach er leise, „durch meine düstere Unterhaltung irgendeine Seite Ihrer Verhältnisse oder Ihrer Geschichte unangenehm berührt, so verzeihen Sie es meiner Unkunde. Ich besorge wirklich, daß ich durch meine Erzählung die Gesellschaft in eine andere Stimmung versetzt habe, als sich nach dem Inhalte der Begebenheit vermuthen ließ.“ Der Marchese entgegnete mit gefaßter Höflichkeit, daß er ja selbst auf die Vollendung der Erzählung gedrungen habe und also nur ihm die Schuld beizumessen sei, falls irgendetwas dadurch berührt worden wäre, das unangenehme Erinnerungen aufregen könnte. Allein es liege in der That

auch nicht darin, sondern nur in den schauerlich bewegenden Ereignissen selbst, daß die Gesellschaft in eine so große Bewegung gerathen sei. „Was mich anlangt, lieber Graf", fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „so gesteh' ich, daß ich tief erschüttert bin. Ich habe mir selbst darin trotzen wollen und das fast Unmögliche gefordert, daß keine äußere Veranlassung eine Erinnerung, die sich mir heut besonders aufdringen muß, lebhafter machen solle, als sie in der That schon war. Deshalb bestand ich darauf, daß Sie in Ihrer Erzählung fortfahren möchten, selbst als ich schon zu ahnen begann, daß sie in einigen Punkten nahe an eine unglückliche Begebenheit in meiner Familie streifen würde. Ich fühle jetzt, daß ich mich getäuscht habe, doch wird meine Bewegung vorübergehen, und ich hoffe, daß uns der Morgen mit den heitersten Gefühlen und Gedanken antreffen werde." Hierauf nahm Ruggiero Abschied von dem Marchese und verließ zugleich mit dem Grafen Chiari den Saal. Dieser bat ihn jetzt, ihm noch auf eine Stunde in sein Zimmer zu folgen, weil er ihm die versprochene Mittheilung sogleich machen wolle. Kaum waren sie daselbst angelangt, als Chiari ausbrach: „Um Gottes willen, Graf, was haben Sie gethan! Wenn Sie wüßten, was Ihre Erzählung für Unheil stiften kann und gestiftet hat, Sie würden davor erbeben. Ich begreife nicht, wie der Marchese hat die Fassung behalten können, vorzüglich, da es fast unglaublich scheinen mußte, daß Sie zufällig erzählten." — „In der That", entgegnete Ruggiero und sah den Grafen forschend an, „Sie sind räthselhaft und spannen meine Neugier im höchsten Grade. Ich bitte Sie um eine deutlichere Erklärung." — „Kannten Sie denn", rief Chiari, „Antonio's Bruder und seine Geschichte gar nicht? Sollte Ihnen das Schicksal Ihres Vetters Eugenio so ganz unbekannt sein?" — „Vor fünf Jahren

habe ich Italien verlassen und bin erst vor einigen Tagen aus Deutschland hierher zurückgekehrt. Die ganze Zeit war ich auf Reisen, daher ist mir wirklich die Geschichte meiner nächsten Verwandten fremd geworden. Was ist mit meinem Vetter Eugenio? Ich wollte schon vorher fragen, ob er nicht zum Hochzeitfeste hier eintreffen werde?"

„Welch ein Glück, daß Sie diese Frage nicht gethan haben! Ich sehe wohl, daß ich Ihnen eine vielleicht ebenso seltsame Geschichte erzählen kann, als die, mit der Sie uns schauerlich erschüttert haben."

„Ich bin sehr gespannt, sie zu hören."

Man setzte sich, Chiari begann:

„Es wird jetzt vier Jahre her sein, daß der Graf Eugenio, Antonio's älterer Bruder, zum ersten male das Schloß meines Vetters Bernini besuchte. Er nahm uns durch sein ernstes, aber doch sanftes und freundliches Wesen gleich bei seiner ersten Erscheinung ein. Sein schönes, dunkles Auge verkündete eine tiefe Seele, ein gefühlvolles Herz. Nie habe ich einen wohlklingendern Sprachton gehört, der so durch ein einnehmendes Spiel der Gesichtszüge unterstützt worden wäre, als der seinige. Ohne von jener Lebhaftigkeit, oder vielleicht besser Heftigkeit, in Bewegung gesetzt zu sein, die das Mienenspiel vorzüglich unserer südlichern Landsleute zu charakterisiren pflegt, zeigte sich jedes Wort, das er sprach, jeder Gedanke, der ihn anregte, auch in seinen Zügen. Sie lagen wie das Bild seiner Seele offen vor uns; und da diese im eigentlichsten Sinne des Wortes liebenswürdig war, so konnte es nicht fehlen, daß Eugenio bald die Herzen aller derer gewann, die mit ihm umgingen.

„Bianca, die jetzt in der Fülle jugendlicher Schönheit prangt, war damals eine Knospe, die eben die ersten Blätter dem Strahl der Sonne entfaltete, den ersten süßen Duft

aushauchte. So, obgleich für eine heftige Leidenschaft noch nicht reif genug, war sie desto empfänglicher für eine innige Liebe, die ihr Eugenio's edle Anmuth des Betragens und der Gesinnung einflößte. Sie wurden verlobt und die Vermählung wenige Monate später festgesetzt.

„Zuvor reiste Eugenio noch nach Florenz, um seinen damals noch lebenden Vater von seinem Glücke zu benachrichtigen. Es liefen von dort die glücklichsten Nachrichten an Bernini ein; die Wahl Eugenio's hatte den ganzen Beifall seines Vaters; er hatte sogar versprochen, sobald es seine schwächliche Gesundheit gestatten würde, selbst nach Mailand und zur Hochzeitfeier hierher auf das Schloß meines Vetters zu kommen. Doch leider starb er wenige Wochen nachher. Dies veranlaßte natürlich einen Aufschub der Verbindung, der auf ein halbes Jahr festgesetzt wurde. Eugenio war indessen durch die Anordnung der Familienangelegenheiten gefesselt, die sich nicht so ganz leicht beseitigen ließen, weil sein jüngerer Bruder Antonio damals noch nicht mündig war. Es wurde endlich bestimmt, daß Eugenio die kurze Zeit, die noch fehlte, bis Antonio das einundzwanzigste Jahr, welches nach florentinischen Gesetzen mündig macht, erreicht haben würde, sein Vormund sein sollte. Beide Brüder machten sich nach dieser Anordnung hierher auf den Weg. Antonio wollte in diesem Schloß eine kurze Zeit verweilen, um die Braut seines Bruders kennen zu lernen, dann aber nach Bologna zurückgehen, um seine angefangenen Studien daselbst zu vollenden. Sie trafen im August hier ein. Antonio war in einem hohen Grade von seinem Bruder verschieden. Alle seine Empfindungen sprachen sich um so viel heftiger aus, als die seines Bruders, daß nur ein unerfahrener Menschenkenner diesen Unterschied der Temperamente aus den wenigen Jahren, die sie auseinander

waren, ableiten konnte. Wo Eugenio warm wurde, loderte Antonio auf; wo der ältere Bruder sich freute, jubelte der jüngere; wo er vermied, haßte dieser. Eugenio hatte bisweilen ernste Tage, Antonio finstere. Der Schmerz über den Tod ihres Vaters, der sich bei dem ältern Sohne durch eine innige, tiefe, aber leidenschaftliche Betrübniß aussprach, äußerte sich bei einer vorkommenden Gelegenheit in Antonio als eine Art von Verzweiflung.

„Bei einem solchen Charakter hätte man sich verwundern müssen, wenn Bianca's zarte Reize ohne allen Eindruck auf den mehr als feurigen Jüngling geblieben wären. Bei ihrem ersten Zusammentreffen, wo ich zufällig gegenwärtig war, bemerkte ich, daß eine Leidenschaft in Antonio's Herzen Wurzel schlage; denn seine künftige Schwägerin sehen, erröthen und erblassen, und mit einer Heftigkeit, vor der nur das ganz unschuldige Mädchen nicht erbeben konnte, ihre Hand an seine Lippen pressen, war das Werk eines Augenblicks. Den ganzen Abend über verließ er sie nicht mehr mit seinen feurigen Blicken, die indeß weniger zu erklären als zu verrathen schienen. Ein Händedruck, ein Kuß oder sonst ein Zeichen der Liebe, welches das Brautpaar in seiner Gegenwart wechselte, war stets in seinen Zügen zu erkennen.

„Ich hütete mich wohl, meine Bemerkungen irgendjemand mitzutheilen, weil ich mich damit tröstete, daß bei einem so leidenschaftlichen Menschen die Empfindungen ebenso schnell erkalten, als sie sich zu erhitzen pflegen. Auch muß ich sagen, daß ich außer diesen Zeichen nichts bemerkt habe, was zu irgendeinem Argwohne hätte Anlaß geben können. Nur eine gewisse Aengstlichkeit des Betragens, ein scheues, aufschreckendes Wesen nahm Antonio um so mehr an, je länger er hier blieb. Endlich kam die Zeit seiner

Abreise herbei; jetzt war eine finstere, schwermüthige Stimmung an ihm nicht zu verkennen. Er mied die Gesellschaft und ging oft noch spät in der Nacht einsam im Garten auf und nieder, wo ich ihn mehrere male ungesehen aus der Ferne beobachtete. Sein Benehmen in diesen Stunden, wo er sich ganz einsam glaubte, war von der Art, daß es mir auch nicht den mindesten Zweifel an der Wahrheit meiner Vermuthung übrig lassen konnte. Er ging auf und nieder, indem er heftige Bewegungen mit den Händen machte, stand still, blickte starr auf die Erde, sah zu Bianca's Fenster hinauf, wandte sich dann mit dem Ausdruck der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit um — — Was war deutlicher? Doch benahm er sich in Gegenwart anderer mit einer solchen Fassung, daß schwerlich außer mir damals schon irgendjemand geahnt hat, was sich in der Tiefe seiner Brust bewegte.

„Der Vorabend seiner Abreise war da. Er hatte die Wasserfahrten auf dem See immer sehr gern gemacht. Eugenio veranstaltete es demnach, um ihm eine Freude zu machen, daß dieser letzte Abend auf dem See zugebracht werden sollte. Auch ich befand mich in der Gondel. Es war Nacht geworden. Der Mond stieg silbern zwischen den Alpen herauf und warf seine Strahlen auf unsern Nachen. Antonio stand auf dem Rand des Verdecks, nahe am Steuerruder. Bianca saß neben Eugenio an der Vorderseite des Schiffs auf einigen Polstern, die man auf dem Verdecke ausgebreitet hatte, und schlang einen Arm um den Nacken ihres Bräutigams, der sie gleichfalls sanft an sich gedrückt hielt. Nie habe ich den Ausdruck inniger und unschuldiger Liebe so schön gesehen, als damals in Bianca's Augen, die mit dem sanften Blick einer Taube den Geliebten betrachtete und sich freute, daß er da und der Ihrige war. Antonio, der mit

unverwandten Augen an der reizenden Gruppe gehangen hatte, fuhr jetzt mit der Hand über die Stirn, wandte sich um und blickte halb übergebeugt in die tiefen dunkelblauen Wellen hinab, aus denen das Heer der Sterne schimmernd heraufblitzte. Plötzlich verlor er das Gleichgewicht, ich weiß noch heute nicht, ob absichtlich oder zufällig, und stürzte hinab. Bianca, die sich eben freundlich nach ihm umgesehen hatte, that einen lauten Schrei, Eugenio sprang empor und wollte dem Bruder nachstürzen; doch die Braut hing sich in der Todesangst so fest an ihn, daß er sich nicht loszureißen vermochte. Zum Glück fuhr aber in demselben Augenblick auf der andern Seite unsers Schiffs eine Barke vorüber, die, während dieses vorwärts gleitete und so den Herabgestürzten hinter sich ließ, gerade die Stelle erreichte, wo er wieder emportauchen mußte. Durch unser Zurufen aufmerksam gemacht, waren die Schiffer derselben sogleich vom Rudern aufgesprungen und gaben scharf auf die Wellen Acht. Bald zeigte sich auch an der beobachteten Stelle die Spur des Versunkenen. Ein Schiffer sprang ins Wasser und ergriff ihn, die andern reichten ihm die Ruder zu und so wurde der Verunglückte nach wenigen Minuten wieder in unser Fahrzeug gebracht, wo er kurze Zeit darauf die Augen wieder aufschlug. Da dieses Ereigniß ohne weitere Folgen blieb, reiste er auch am nächsten Morgen nach Bologna ab und wir hörten in mehreren Monden nichts von ihm. Endlich schrieb er einmal einen Brief an Eugenio, den dieser mit großer Freude den Hausgenossen mittheilte. Doch muß ich gestehen, daß er mir keineswegs gefiel. Er war voller Ausgelassenheiten, die mir eher Wildheiten und Wahnsinn zu sein schienen, als Aeußerungen heiterer Freude; auch kamen einige Andeutungen vor, aus denen ich bei meiner Kenntniß seines Zustandes die sicherste Vermuthung

schöpfen konnte, daß seine Leidenschaft eher stärker als schwächer geworden sein möchte.

„Indessen kam der Hochzeittag heran, zu dem Eugenio seinen Bruder durch ein herzliches Schreiben einlud, dem auch Bianca einige freundliche Worte anfügte. Ich erwartete sicher, daß er die Einladung ausschlagen würde, allein zu meiner großen Verwunderung erwiderte er, daß er sich unfehlbar einstellen werde. Doch rechtfertigte er meine erste Meinung dadurch, daß er zur festgesetzten Zeit, acht Tage vor der Hochzeit, nicht erschien. Schon wurde Eugenio unruhig deshalb und wäre fast nach Bologna gereist, als am dritten Tage vor dem Feste ein Brief des Bruders anlangte, in welchem dieser meldete, daß eine Unpäßlichkeit ihn an der Reise hindere, er aber, sobald er hergestellt sein werde, das junge Ehepaar besuchen wollte. Niemand als ich ahnte, daß dieses ein Vorwand und die angenommene Einladung vorher nur Verstellung gewesen sei.

„Der Tag der Vermählung war angebrochen und schien durch seine Heiterkeit ein Fest der Freude zu verkünden. Doch wie anders beschloß er sich, als wir beim Anbruche desselben gehofft hatten! Das Mittagsmahl war vorüber. Nach demselben war die Vereinigung durch den Priester in der Schloßkapelle angeordnet. Alle Gäste begaben sich dahin, die Feierlichkeit wurde vollzogen, die Ringe gewechselt. Indeß war es Abend geworden, der Ball sollte eröffnet werden. Das Brautpaar wurde dazu aufgefordert. Bianca fragt nach Eugenio, den sie zwei Minuten vorher an ihrer Seite gesehen hat, aber durch einige glückwünschende Freundinnen und durch das Gedränge der Gäste im Saale von ihm abgekommen ist. Er ist nicht aufzufinden. Jedermann will ihn im Augenblicke gesehen haben, doch niemand weiß, wohin er verschwunden ist. Man sucht auf seinem Zimmer,

in der Kapelle, man fragt die Lakaien, forscht im ganzen Schlosse nach — vergeblich! Im Garten sind indeß die Vorbereitungen zu einer glänzenden Erleuchtung getroffen worden. Vielleicht daß er selbst dort eine Ueberraschung veranstaltet und deshalb hinuntergegangen ist. Man sucht, fragt, ruft. Niemand weiß von ihm. Endlich sagt einer der Arbeiter aus, er habe zwei Herren, von denen einer nach der Beschreibung Graf Eugenio gewesen sein mußte, hastigen Schrittes an sich vorübergehen sehen. Jetzt entsteht Unruhe, Bestürzung, Angst. Mit Fackeln durchspähen wir den Park, Boten werden in die Umgegend gesandt, Fahrzeuge auf den See geschickt. Eine Stunde nach der andern verstreicht; keine Nachricht. Der Morgen bricht an; die Braut liegt in Ohnmacht, die Marquise in Thränen der Angst, Bernini wankt leichenblaß umher — aber noch soll die Sonne aufgehen, die uns den Verschwundenen wiederbringt."

So weit hatte Chiari erzählt. Ruggiero stand, sichtlich ergriffen, leichenblaß auf und ging im Zimmer umher.

„Und der Bruder?" fragte er endlich.

„Man sandte ihm Boten. Sie trafen ihn auf dem Krankenlager. Erst nach mehreren Monden besuchte er das Schloß zum ersten mal wieder."

„Und jetzt —"

„Vermählt er sich mit der Braut Eugenio's, der allgemein für todt gehalten wird."

„Sie hat ihn also vergessen?"

„Nein, das glaub' ich nicht. Allein ihre Liebe war damals nur die eines anhänglichen Kindes. Jetzt ist es eine Leidenschaft, die die gezeitigten Jahre, das volle jungfräuliche Bewußtsein mit zur Grundlage hat. Es ist nicht mehr jene erste, unschuldige, ich möchte sagen, bewußtlose Liebe,

die als eine reine Regung der Natur erscheint und sich, mehr durch Umstände geleitet, an einen bestimmten Gegenstand heftet; sondern sie verbindet sich mit einer persönlichen Auszeichnung ihres Gegenstandes, die aus freiem innern Antriebe hervorgeht und wol durch Antonio's eigene tiefe Leidenschaft erzeugt ist. Denn daß diese mächtigste aller Empfindungen zwar nur durch Gegenseitigkeit dauernd besteht, durch Anregung von einer Seite aber geweckt werden kann, leidet wol keinen Zweifel. Zu Eugenio's Liebe war Bianca noch nicht herangereift; in ihrer kindlichen Brust konnte damals eine Leidenschaft, wie diese, noch nicht die Tiefe finden, deren sie bedurfte, um sich mit ihren Wurzeln so fest in das Gemüth zu verwachsen, wie es jetzt der Fall ist."

„Also liebt sie wirklich?"

„Tief, gewaltig, ich möchte sagen mit ängstlicher Leidenschaft."

„Ob kein Gefühl eines Unrechts, eines Mangels an Treue sie beunruhigen mag?"

„Bewußterweise gewiß nicht."

„Aber Antonio? Sie schweigen?"

„Graf Ruggiero! mit welchen Blicken sehen Sie mich an? Ich that zu viel, daß ich Ihnen so ausführlich erzählte. Es gibt Dinge, die wir auch nicht denken dürfen. Verbrechen aber ist es gewiß, sich Gedanken mitzutheilen, sei es durch Worte oder Blicke."

„Sie haben recht. Der Marchese muß meine Erzählung höchst seltsam gefunden haben; doch Ihnen muß sie entsetzlich vorgekommen sein, da Sie Antonio's Leidenschaft kannten, und —"

„Halten Sie ein, Graf! Ich darf Sie nicht mehr hören. Bedenken Sie, daß Muthmaßungen hier Verbrechen,

geäußerte Muthmaßungen Todsünden sind. Hier gilt es das Glück einer Familie, das Leben, die Seele eines Menschen. Ich erwarte von Ihnen, daß Sie alles thun werden, was in Ihrer Kraft steht, um den Marchese, dessen Fassung mehr als männlich war, vollständig zu beruhigen.“

In diesem Augenblick trat der Kammerdiener des Marchese ein und ersuchte den Grafen Chiari, im Namen seines Gebieters, womöglich noch heut auf einen Augenblick zu ihm zu kommen.

Chiari wandte sich zu Ruggiero: „Das sind die Folgen Ihrer Erzählung; er wird Rath, Beruhigung verlangen. Ich werde sie ihm dadurch geben, daß ich Ihre Unkenntniß von dem Ereigniß in seiner Familie mit meinem Wort betheuere. Es wäre mir lieb, Sie noch hier zu finden.“ Mit diesen Worten folgte er der Aufforderung des Marchese und verließ das Zimmer.

Er traf Bernini noch im Saale, wo er mit unruhigen Schritten auf- und niederging. Der Kammerdiener setzte das Licht, mit dem er Chiari vorgeleuchtet hatte, auf den Tisch und ließ beide allein.

„Was sagen Sie zu der Erzählung des Grafen?“ begann der Marchese. „Ich muß gestehen, daß ich viel darum gäbe, er hätte uns nicht damit unterhalten.“

„Allerdings“, erwiderte Chiari, „kommen darin so auffallende Umstände vor, daß man auf den Verdacht gerathen könnte, er habe absichtliche Anregungen im Sinne gehabt. Doch bin ich meinestheils ganz darüber beruhigt, da ich bestimmt weiß, daß er von Eugenio's unglücklicher Geschichte gar keine Kenntniß gehabt hat. Er ist seit fünf Jahren auf Reisen und erst vor wenigen Tagen nach Italien zurückgekehrt.“

„Diese Nachricht ist mir ungemein viel werth. Sie kön-

nen sich wol vorstellen, daß ich durch ein solches Zusammentreffen nicht an Antonio irre werden kann. Allein dieses noch immer unaufgelöste Geheimniß, das über Eugenio's Verschwinden waltet, hat schon so vielen seltsamen Gerüchten die Entstehung gegeben, daß ich befürchten muß, aus dem Vorfall des heutigen Abends entwickeln sich deren wieder neue, die meinem Kinde nicht nur unangenehm, sondern höchst beängstigend und schmerzhaft sein müßten. Bei unserer alten Freundschaft, bei unserer Verwandtschaft, bei der Ehre unserer beiden Familien bitte ich Sie daher dringend, lieber Chiari, thun Sie, was Sie können, um so unseligen Folgen vorzubeugen. Zum Unglück haben noch dazu so auffallende Umstände den Abend begleitet, daß diese in dem Munde des Gerüchts den fabelhaftesten Sagen eine Wahrscheinlichkeit geben können, die tödliches Gift mit sich führen würde. Unser Spaziergang im Garten nach den wilden, verwachsenen Partien, die schon immer zu unheimlichen Gerüchten Anlaß gegeben haben; eine Bemerkung, die mir Ruggiero auf jenem Flecke machte, von der ich nicht weiß, ob er sie auch andern mitgetheilt hat, die ihn aber wahrscheinlich zu seiner Erzählung veranlaßt hat; das frühe Aufbrechen Bianca's und ihrer Mutter, Antonio's Nervenzufall — alles dies zusammen kann, so zufällig es ist, auf die leichteste Art in Verbindung gesetzt und zu Schlüssen und Vermuthungen benutzt werden, die in diesem Falle mehr zu fürchten sind, als die bösartigste Verleumdung. Ich verhehle es nicht, ich bin sehr aufgeregt. Daher geht meine dringende, inständige Bitte an Sie, lieber Chiari, dahin, Sie zu ersuchen, sowol den Grafen Ruggiero zu der möglichsten Ausgleichung der unangenehmen Verhältnisse anzuleiten, als auch selbst dafür zu thun, was Sie im Stande sind. Versprechen Sie mir das?"

Chiari gab seine Hand darauf.

Man verabredete jetzt, daß zuvörderst alle Zuhörer um vorläufiges Verschweigen der ganzen Erzählung ersucht, dann aber auch Antonio und die Frauen, wenigstens in den nächsten Tagen, von der Nachfrage danach soviel als möglich abgebracht werden sollten. Chiari versprach sowol selbst, als auch durch Ruggiero, nach Kräften zu handeln. So nahm er Abschied für die Nacht.

Der Marchese begab sich jetzt auf sein Schlafzimmer, ließ sich entkleiden und entließ darauf den Kammerdiener. Doch verstattete ihm die Aufregung seines Gemüths noch keine Ruhe. Er ging daher in tiefen Gedanken im Zimmer auf und ab, indem er Ruggiero's Erzählung noch einmal bei sich selbst durchging und alle Umstände erwog, die Beziehung auf die Verhältnisse seiner Familie haben könnten. In diesen Betrachtungen unterbrach ihn der dumpfe Schall einer schnell zugeworfenen Thür und hastige Schritte, die er in seinem Vorzimmer hörte. Er hatte noch nicht so viel Zeit gehabt, sich über diese Erscheinung eine Vermuthung zu bilden, als die Thür des Schlafzimmers sich rasch öffnete und der Kammerdiener mit bleichen Zügen hereinstürzte.

„Was soll das bedeuten, Giacomo?" fragte der Marchese erstaunt.

Der Diener konnte lange nicht antworten, endlich begann er zitternd in abgebrochenen Worten: „Gnädiger Herr, ich habe eine entsetzliche Erscheinung gehabt. Als ich Sie verlassen hatte, ging ich an der Thür des Grafen Chiari vorüber, in dessen Zimmer ich noch sprechen hörte. Ich blieb halb unwillkürlich stehen und hörte voller Erstaunen den Namen Eugenio nennen, worauf eine Stimme etwas erwiderte, die mir seltsam bekannt vorkam. Eine Bewegung im Zimmer nach der Thür zu machte, daß ich mich rasch, mit

leisen Schritten, entfernte. Nach einigen Minuten wollte ich wieder näher gehen. Da öffnete sich plötzlich die Thür des Zimmers und eine hohe Gestalt, die ich auf dem dunkel beleuchteten Corridor nicht erkennen konnte, trat heraus und ging auf mich zu. Durch den Zugwind war in demselben Augenblick meine Kerze verlöscht worden. Ich weiß nicht weshalb, aber ich hatte eine Scheu, bemerkt zu werden und wollte doch den Fremden deutlich sehen. Daher trat ich in die Ecke hinter einen Pfeiler und erwartete nun, daß er vorübergehen sollte. Kurz ehe er bis zu mir kam, mußte er durch eine vom Mond hell beschienene Stelle, der durch eines der runden Fenster, die Licht auf den Gang bringen, seine Strahlen warf und auf der Wand gegenüber einen großen, hell erleuchteten Kreis bildete. Dort mußte ich jeden Zug ganz deutlich erkennen, ohne selbst gesehen zu werden. Denken Sie sich aber mein Entsetzen, gnädigster Herr, als ich, sowie der Fremde in den hellen Kreis trat, deutlich Graf Eugenio's Gesicht erkannte. Meine Knie schlotterten, das Grauen versetzte mir den Athem. Die Gestalt schritt an mir vorüber und verschwand in der letzten Zimmerthür, die zu dem Thurme nach Mitternacht führt, in dem der selige Herr Graf immer gewohnt hat."

Der Marchese fühlte sich durch die Erzählung ahnungsvoll erschüttert, doch faßte er sich und sprach: „Du bist ein Thor, Giacomo; was störst du mich noch so spät in der Nacht mit solchem Ammenspuk? Geh zu Bett."

„Gnädiger Herr, ich betheure Ihnen, ich täusche mich nicht. Die großen schwarzen Augen, die hohe Stirn — aber blaß sah er aus wie ein Todter."

„Ich sage dir, du bist ein unverständiger Thor. Der Graf Ruggiero ist es gewesen; ich weiß, daß er noch beim

Grafen Chiari war, und sein Zimmer liegt in dem Thurme nach Mitternacht."

Giacomo schüttelte den Kopf und schwieg.

„Geh schlafen!" wiederholte der Marchese. Der Diener bat um Erlaubniß, seine Kerze anzünden zu dürfen und ging dann schweigend und zitternd hinaus.

War Bernini zuvor unruhig gewesen, so war er jetzt fieberhaft bewegt. An Schlaf war nicht mehr zu denken, obwol er es versuchte, sich aufs Lager zu strecken. Nicht einmal zu unruhigen Träumen kam er, weil seine zu aufgeregte Stimmung selbst einem Halbschlummer nicht Raum gab. Er stand daher auf und trat auf den Balcon hinaus, um sein erhitztes Blut durch den frischen Strom der Nachtluft abzukühlen. Indem er so in die Gegend hinausblickte, war es ihm, als sehe er eine weiße Gestalt sich durch die Gebüsche bewegen. Je genauer er die Erscheinung betrachtete, um so gewisser wurde es ihm, daß er sich nicht täusche. Sie schlug den Weg nach dem eingestürzten Brunnen ein. Ein kaltes Grausen überlief den Marchese; doch faßte er den Entschluß, der Erscheinung zu folgen. Er warf den Ueberrock um, nahm zwei Terzerole in die linke, seinen Degen in die rechte Hand und stieg auf einer kleinen Treppe, die unmittelbar aus seinem Schlafzimmer in den Garten führte, hinab. Jetzt folgte er den Gängen, die er die Gestalt hatte wandeln sehen, obwol er sie selbst nicht mehr entdecken konnte. Als er in die Nähe des Brunnens kam, war ihm, als höre er leise, geisterähnliche Harfentöne. Er stand still und lauschte; sein Ohr hatte ihn nicht betrogen. Von wunderbarem Grauen durchbebt schritt er vorwärts; jetzt stand er an dem Platze, den der Mond hell beschien, und zu seinem höchsten Erstaunen erblickte er eine weibliche Gestalt, die auf dem Rande des Brunnens saß und auf

einer Laute das Vorspiel zu einem Liede zu spielen schien. Sollte er vortreten, sollte er bleiben? Sollte er sie anrufen oder schweigen? Er entschied endlich für das erstere. Mit einem festen Schritt trat er aus dem Dunkel der Schatten, die ihn verbargen, in das helle Mondlicht und rief: „Wer bist du?“ Schüchtern sprang die Gestalt auf und schien sich zu besinnen, ob sie die Flucht ergreifen oder bleiben sollte. Der Marchese trat näher und rief sie noch einmal an. Da antwortete ihm eine wohlbekannte Stimme: „Mein Vater, bist du's? O, wie du mich erschreckt hast!“ Es war Bianca.

„Meine Tochter, was thust du hier?“ fragte Bernini voller Staunen, aber doch mit einem seligen Gefühl, weil ihm die Nähe des liebsten Wesens, das er auf der Erde hatte, plötzlich aus den Schauern der Geisterwelt in die befreundetsten Erscheinungen des Lebens zurückführte.

„O mein Vater“, begann sie sanft, indem sie ihm schmeichelnd das Kinn berührte, „der Morgen wird bald anbrechen. Auf meinem Lager hatte ich keine Ruhe mehr. Ich habe diese Nacht von Eugenio geträumt, der freundlich neben mir stand, mich zu sich zog, wie damals, und liebevoller war als je, obwol Antonio neben mir saß. Wunderbar, daß ich sie beide zugleich lieben konnte, ihn aber wie meinen liebsten Bruder. Er zürnte mir auch nicht, sondern schloß mich hold, mit warmer Innigkeit in die Arme. Nun konnte ich dem Drange nicht länger widerstehen, mich an dieser Stelle, wo er so gern im heiligen Dunkel des Hains mit mir zu sitzen pflegte, wo wir die letzten und die ersten Stunden unserer Liebe vertraut zugebracht haben, noch einmal ganz seinem theuern Andenken zu überlassen. Denn so lebhaft wie in dieser Nacht habe ich noch nie geträumt. Es war mir, als müßten meine Lippen von den liebevollen Küssen

röther sein, die ich von ihm empfing und sie herzlich erwiderte, und meine Hand fühlte ich sanft und warm in der seinigen ruhen. Wirklich, mein Vater, ich mußte hierhergehen."

Bianca's unschuldvolle Erzählung berührte den Vater mit einer Mischung von banger Ahnung und Freude. Ihr lebendiger Traum schien nicht ganz ohne Zusammenhang mit Giacomo's Vision; allein seine sanfte schöne Stimmung schlug das dunkle, furchtbare Grauen, das sich schon der Seele des Marchese zu bemächtigen begann, nieder und verwandelte es in eine weiche Wehmuth, die nur dem Verluste des Verschwundenen gelten konnte. Er nahm die Tochter bei der Hand und bat sie freundlich, ihr Zimmer wieder zu suchen; sie ließ sich gern von ihm durch den Garten zurückführen und sprach auf diesem Wege mit so viel Unbefangenheit und Vertrauen von Antonio und Eugenio, daß dem Vater auch die letzte Besorgniß verschwand, die sich seit gestern in ihm geregt hatte, daß Bianca vielleicht nicht mit ganz reinem oder freudigem Herzen ihrer Verbindung entgegengehe. Der Tag dämmerte schon im Osten, als sie wieder in das Schloß traten. Der Marchese wünschte seiner Tochter einen heitern Morgen, bat sie aber, sich noch ein wenig zur Ruhe zu legen, weil der Tag sie doch sehr angreifen und ermüden könne. Er selbst fühlte sich jetzt auch so ermattet und abgespannt, daß ihm Ruhe das nächste Bedürfniß war. Und so schlummerte er noch einige Stunden, die ihm weder durch böse Träume noch durch andere Zufälle gestört wurden und ihn daher völlig frisch machten und erquickten.

Jetzt war der schönste, heiterste Tag angebrochen, den man sich zu einem Freudenfeste wünschen konnte. Das segensreiche Gestirn der Sonne brachte frohen Muth in alle Herzen. Chiari und der Marchese begrüßten sich beim Früh-

mahl und lächelten fast übereinander, daß sie am Abend vorher in so unnatürlicher Spannung gewesen waren.

Selbst Antonio, wiewol er sein scheues, hastiges Wesen nicht ganz ablegte und namentlich in Ruggiero's Gegenwart befangen schien, zeigte sich doch sehr liebenswürdig und ungemein zärtlich gegen Bianca. Diese glich der jungen Rose im erfrischenden Morgenthau. Ihr ganzes Wesen hauchte Anmuth und Liebe aus. Noch war sie in der leichten Morgenkleidung, eine Schnur von Perlen schlang sich einfach und reizend durch das schönlockige dunkle Haar. Ein weißes, seidenes Gewand schmiegte sich um den schlanken Körper. Den leichtgebogenen Nacken umgab ein zierlicher spanischer Kragen und ähnliche feingefaltene Spitzen umschlossen die zarten Hände am Gelenk. Sie schwebte, wenn sie ging, jede ihrer Bewegungen geschah mit unnachahmlicher Anmuth; um die Lippen spielte ein holdseliges Lächeln und aus dem sanften dunkeln Augenpaar strahlte eine Seele, die ganz von Liebe und Wonne erfüllt zu sein schien. So erschien sie neben Antonio's hoher Gestalt und seinen unruhig schwermüthigen Zügen, wie die blühende freundliche Rebe, die sich an der düstern Ulme hinaufrankt, deren Wipfel unruhig im Winde schwanken. Ruggiero war sich ganz gleich geblieben und auch Isabella zeigte sich wie gestern, sanft, freundlich, äußerlich ruhig, innerlich aber von Ahnungen und Erinnerungen bewegt.

Indeß füllten sich Schloß und Garten mehr und mehr mit Gästen. Theils kamen sie in rollenden, glänzenden Wagen herbei, theils schifften sie in geschmückten Gondeln mit leichtem Ruderschlag und freudiger Musik über den See heran. Der Marchese hatte am Ufer desselben Gezelte aufschlagen lassen, unter denen, und auch vor ihnen auf dem schattigen Rasen, sich die Gesellschaft versammelte. Alle

jugendlichen Freundinnen Bianca's waren versammelt; die edelste männliche Jugend fand sich ein; alles, was in der Nachbarschaft nur Ansehen und Würde hatte, war nicht ausgeschlossen. Der Versammlungsplatz glich einem fürstlichen Lustlager. Die Gruppen hatten sich zum Theil auf das Grün des Rasens, zum Theil in den Zelten, oder auf Polstern, die am Boden ausgebreitet waren, gelagert. Von den geschmackvoll aufgerichteten Gezelten wehten bunte Flaggen und Kränze herab; aus den Büschen ertönte eine liebliche, frohe Musik. Die Sonne schien golden durch die im leisen Zuge der Luft schwankenden, flüsternden Wipfel der Bäume und spiegelte sich aus tausend blitzenden Wellen des blauen Sees wider, über den die Gondeln fröhlich daherschwammen, bekränzt, geschmückt, von Gesang und Jubel freudiger Gäste erschallend. Am Ufer war Leben und Freude. Die Schiffer und ihre Mädchen tanzten und tranken fröhlich auf das Heil und Wohl des Marchese; Becherklang, Freudenruf und Musik mischten sich seltsam durcheinander. Die erwähltern Gäste trieben scherzend Spiele auf dem blumigen Teppich des Ufergrüns; die Aeltern saßen in der Ferne und freuten sich der Jüngern. Bianca schwebte als eine sanfte Grazie durch die Reihen der Freundinnen und munterte sie durch freundliches Zureden zum Frohsinn auf; der Marchese war der geschäftige, wohlwollende Wirth, Donna Isabella die einnehmende, gütige Herrin des Hauses, der man es indeß ansah, daß diese bunte Umgebung der Freude sich nur als eine leichte, vergängliche Hülle um die tiefern Gefühle ihres Busens schlang. Antonio erschien stürmisch froh; man sah ihm Gewaltsamkeit an; Ruggiero unterhielt sich theils mit Chiari, theils mit Isabella in ernsten Gesprächen.

So kam die Mittagszeit und das glänzende Festmahl heran. Nach demselben sollte die kirchliche Verbindung des

Paares vor sich gehen. Bianca verschwand jetzt, um den Brautschmuck anzulegen. Nach kurzer Zeit erschien sie am Arme ihrer Mutter wieder. Sie war weiß gekleidet, wie zuvor, nur hatte sie den Spitzenkragen abgelegt und statt der Perlen den Myrtenkranz im Haar, durch welchen nach lombardischer Gewohnheit ein langer Schleier befestigt wurde, der in schönen freien Falten durchsichtig verhüllend über Antlitz, Brust und Schultern bis zum Knie herabwallte. Antonio empfing sie an seinen Arm und hierauf trat man in feierlicher Ordnung und Stille, dem Priester folgend, den Zug durch die weiten Säle des Schlosses nach der Kapelle an. In dem Augenblicke, wo sich das Brautpaar zur Rechten und Linken des Priesters vor den Altar stellte, ertönte dumpf murmelnd das ferne leise Rollen eines heraufziehenden Gewitters, welches schon seit einigen Stunden drohend am Himmel gestanden hatte. Antonio war äußerst betroffen darüber, doch Bianca schien es gar nicht bemerkt zu haben. Chiari, der forschend umherblickte, ob dieser Zufall auf die Anwesenden eine Wirkung äußere, bemerkte nur, daß Ruggiero sein Auge fest auf Antonio gespannt hielt, der Marchese und Donna Isabella aber große Unruhe in ihren Zügen verriethen. Außerdem hatte niemand, selbst der Priester nicht, darauf geachtet. Die feierliche Handlung begann; der Geistliche hielt nur eine kurze, aber herzliche und der Sache angemessene Rede. Jetzt wechselte er die Ringe. In diesem Augenblick ertönte ein starker Schlag, der alle Anwesenden in heftige Bestürzung versetzte. Daher fiel es in der allgemeinen Unruhe auch nicht auf, daß Antonio fast alle Fassung verlor und sich kaum auf den Füßen erhalten konnte. Nur Ruggiero blieb kalt wie Marmor und zuckte auch nicht mit der Wimper seines starr auf Antonio gehefteten Auges. Der Priester gab dem Ereignisse

eine günstige Wendung, indem er Donner und Blitz die majestätischen Zeichen der göttlichen Erhabenheit nannte, die keinen Schuldlosen schrecken, sondern ihm Muth und Vertrauen zu der allmächtigen Kraft des Ewigen einflößen. So beruhigten sich die Gemüther bald und das heilige Sakrament wurde ohne weitere Störung vollendet. Ueberdrängt von Entzücken, Wehmuth, Freude, Thränen und Liebe sank Bianca in die Arme ihrer Mutter, die sie heftig weinend mit mütterlicher Angst umfaßt hielt. Erst nach und nach gewannen beide so die Ruhe wieder, daß Bianca mit süßem Lächeln, während noch die Thränen in ihren Wimpern glänzten, die Glückwünsche und Umarmungen der Freundinnen annehmen konnte. Auch Antonio war indeß von Verwandten und Freunden begrüßt und mit herzlich gemeinten Wünschen für sein Glück überhäuft worden. Ruggiero blieb ebenfalls nicht zurück, sondern ergriff die Hand des Vetters und sagte zu ihm: „Mögen die Gefühle, die sich jetzt eben in Ihrer Brust bewegen, sich niemals ändern, sondern Sie ewig begleiten." Dabei hatte er ihn nach seiner Gewohnheit so fest angeblickt, daß Antonio fast in Verwirrung darüber gerieth.

Das Brautpaar vereinigte sich wieder. Der Marchese lud die Gesellschaft in den Saal, damit der Ball beginnen könne. Eine prächtige Musik rauschte den Eintretenden entgegen; der Saal flimmerte von zahllosen Kerzen, die sich in den hohen Spiegeln bis ins Unendliche vervielfältigten. Die Diener liefen emsig hin und her, die Gäste kreuzten bunt durcheinander, das Getümmel mußte mit sich fortreißen. So schien sich auch des Brautpaars, das doch ein Glück in seiner Brust trug, wogegen alle äußere Umgebung ärmlich sein mußte, der allgemeine Strom der sinnlichen Vergnügung zu bemächtigen. Antonio begann den Tanz mit

Bianca; die jüngern Gäste folgten und in wenig Minuten war die frohe Lust allgemein. Ruggiero ging unter den Tanzenden umher, sprach hier und dort und näherte sich auch Bianca und Antonio, allein seine Züge blieben immer dieselben und hatten etwas gespenstisch Grauenhaftes, das der allgemeinen Lust gewiß hätte nachtheilig sein können, wenn sie nicht schon zu weit ausgebreitet gewesen wäre, um durch einen ernsten Tropfen gedämpft zu werden. Doch bat Bianca ihren Bräutigam, als Ruggiero eben von ihnen weggetreten war: „Lieber Freund, verlaß mich heute ja nicht; gehe nicht von meiner Seite; denn in eben diesem Saale, mitten unter den frohen Gästen war es ja, wo dein Bruder Eugenio neben mir verschwand. Und sollte" — indem unterbrach sie der Tanz, sodaß die fernern Worte unausgesprochen blieben und auch Antonio's Erwiderung verloren ging.

So verstrich der Abend ohne ein bedeutendes Ereigniß. Die Tafelzeit kam heran. Der fröhliche Ball hatte vollends alle Unruhe und Besorgnisse aus den Gemüthern vertrieben. Der Marchese war sehr heiter geworden und auch Antonio hatte sein heftiges, stürmisches Wesen der Freude zu einem ruhig-sanften Betragen gemildert. Ein Kanonenschlag verkündete den in den Sälen und im erleuchteten Garten zerstreuten Gästen, daß die Abendtafel beginne. Sie versammelten sich in einem großen Saale, dessen Fenster nach dem See hinausgingen, wo der Garten nicht beleuchtet war, damit das Feuerwerk, welches der Marchese dort hatte aufstellen lassen, desto besser vom Altan zu sehen sein sollte.

Alle Gäste saßen jetzt an den langen Tafeln; Antonio und Bianca nebeneinander, Ruggiero beiden gegenüber. Es wurden Gedichte auf das junge Paar vorgelesen, Gesundheiten getrunken und andere dem ähnliche Festbräuche aus-

geübt. In einer kurzen Pause dieser lauten Freudenäußerungen näherte sich Giacomo dem Grafen Ruggiero, pochte ihm leise auf die Schulter und übergab ihm einen Brief, der von einem fremden Diener draußen für ihn abgegeben war. Sowol Antonio als Bianca hörten die Bestellung. Obwol an dem Ereigniß gar nichts Ungewöhnliches war, so schien doch Bianca unbegreiflicherweise dadurch geängstigt zu werden. Ruggiero öffnete, schien erstaunt und überreichte nach einigen Augenblicken Antonio ein versiegeltes Papier mit den Worten: „Eine Einlage an Sie, die ein Unbekannter Ihnen zu übergeben mich in zwei Worten beauftragt. Vermuthlich eine Ueberraschung, ein Gedicht, oder sonst eine Artigkeit." Antonio wollte nach dem Papiere greifen, doch Bianca, von einer seltsamen Aengstlichkeit befallen, hielt seine Hand von der Eröffnung des Briefs zurück. „Nein, nicht jetzt, Lieber", rief sie, „ich bitte dich! Wer weiß, was der Brief enthält; unserm Glücke kann er nichts zusetzen, aber möglich ist es doch, daß er es stört."

Antonio schien dies selbst nicht ganz unwahr zu finden, doch zwang er sich zum Lächeln und antwortete: „Ich gehorche dir gern, liebe Bianca und stecke diesen Brief uneröffnet zu mir; allein was besorgst du davon?" — „Nichts, gar nichts", erwiderte sie noch mit dem Ausdruck der Aengstlichkeit in den lieblichen Zügen. „Aber es wäre doch möglich — er könnte eine Nachricht, eine unangenehme Botschaft — ein Geschäft — wer weiß, was enthalten, aber gewiß nichts, was unserm Glücke heute noch nothwendig wäre. Thu es mir zur Liebe, eröffne das Blatt nicht." Antonio steckte es in den Busen und küßte Bianca's ihn noch zurückhaltende Hand mit dem Ausdrucke inniger Zärtlichkeit. In dem Augenblicke tönte ein neuer Kanonenschlag, das Signal zum Feuerwerk. Man brach auf und trat auf

den Altan. Die Raketen fuhren prasselnd in die Höhe und spiegelten sich in der Tiefe des Sees wider. Sprühende Sonnen und Räder glänzten in buntem Licht, Leuchtkugeln stiegen sanft in den dunkelblauen Raum des Aethers empor und erloschen schwebend. Während alles in den magischen Anblick verloren stand, trat das Brautpaar unbemerkt zurück und Antonio sprach leise: „Laß uns jetzt dem Getümmel der lauten Freude entweichen; kaum trage ich diese wüste, das Herz und den Sinn leerende Lust noch. Dir allein gegenüber finde ich mich selbst wieder.“ So legte er seinen Arm um sie und führte sie sanft hinweg. Nur die Mutter sah sie, ging ihnen nach, küßte die Tochter noch einmal mit heißer Zärtlichkeit und überließ dann die Liebenden dem Glück der Einsamkeit. Sie schritten leise, doch schnell durch den Corridor und gelangten unbemerkt in Bianca's stilles trauliches Gemach. Hier sank die selige Braut dem Geliebten sprachlos ans Herz und er drückte sie lange stumm an sich. Endlich brach er in die Worte aus: „So ist es kein Traum mehr! Ich halte dich an diesem Herzen, du bist die Meine, ewig, unauflöslich die Meine! Du, die ich mir errungen habe mit allem, was“ — hier versagte ihm die Sprache und er brach in einen Strom heftiger Thränen aus. Endlich rief er: „Und bin ich denn nicht glücklich? Ja, ich bin es, glücklich, selig — dieser Augenblick wiegt eine Ewigkeit auf!“ Bianca war nicht so heftig bewegt als Antonio; nur mit dem Ausdruck der treuesten, innigsten Zärtlichkeit blickte sie ihm in das dunkle unstete Auge. Sie setzten sich. Ihre Rechte ruhte in der seinen, den linken Arm hatte sie liebkosend um seinen Nacken gelegt. Da fiel das Blatt, welches Ruggiero ihm gegeben hatte, aus seinem Busen in ihren Schos. „Jetzt lies es“, sprach Bianca sanft lächelnd. „Nun fürcht' ich keine finstern Mächte mehr;

hier vertrau' ich mir mit Sicherheit, hier banne ich jeden bösen Dämon, der sich dir störend nahen könnte!" — „Das thust du, gewiß", sprach Antonio mit tief bewegter Stimme und öffnete das Blatt, während seine Blicke noch auf den Zügen der Geliebten weilten. Dann wandte er sie auf die Schriftzüge in seinen Händen. Allein sowie er sie betrachtete, wurde er bleich wie der Tod, sprang auf, wankte mit zusammenbrechenden Schritten nach dem Tisch, wo das Licht stand, blickte das Blatt noch einmal an, drückte sich's dann mit beiden Händen vor die Stirn und sank mit dumpfem Laut zu Boden. Mit dem Schrei des Entsetzens stürzte Bianca auf ihn zu, faßte sein Haupt an und suchte es emporzuheben, rief ihn, überströmte sein Antlitz mit ihren heißesten Thränen — umsonst. Jetzt sprang sie auf, zog die Glocke mit der Heftigkeit der Angst und sank, die Hände ringend, neben Antonio auf die Knie nieder. „Herr des Himmels, erhalte ihn mir, raube ihn mir nicht in dem Augenblicke, wo ich ihn sicher und selig mein eigen nannte", betete sie mit der Angst des Todes und verbarg dann das weinende Antlitz an der Brust des leblosen Freundes. Es erschien niemand. Alle Diener des Schlosses waren beschäftigt oder schauten dem glänzenden Feuerwerk zu, das eben den höchsten Punkt der Pracht erreicht hatte, indem ein Tempel, in Brillantfeuer brennend, Bianca's und Antonio's verschlungene Namenszüge zeigte. Ach die Arme litt entsetzliche Qualen, während alle ihre Umgebungen sie glücklich priesen und von jener erhabenen Wehmuth, die unser Herz durchdringt, wenn wir die Freude einen königlichen Einzug halten sehen, fast zu Thränen hingerissen wurden. Aufs neue hatte die Unglückselige die Glocke nach Hülfe gezogen. Niemand hörte sie. Da raffte sie ihre letzten Kräfte zusammen, stürzte hinaus, schwankte den Gang hinunter und

rief laut: „Hülfe, Hülfe!“ Mit aufgelöstem Haar stürzte sie in den Saal, der sich eben wieder mit den vom Altan zurückkehrenden Gästen erfüllte, und rief: „Rettung, er stirbt!“ Mit diesen Worten sank sie selbst in die Arme des Grafen Chiari, der ihr zunächst stand. Alles stürzte verworren herein und durcheinander. Man sammelte sich um sie, doch Chiari trieb mit ahnungsvollem Grauen an, nach dem Grafen zu sehen. Er wurde leblos gefunden und herbeigebracht. Die Hände hatte er krampfhaft zusammengedrückt. In der linken hielt er das entsetzliche Blatt. Die Marquisin war besinnungslos in ihr Zimmer gebracht worden, doch der Marchese hielt sich noch mit Fassung aufrecht. Er nahm das Blatt aus den Händen des Grafen und las es. Es war Antonio's eigene Handschrift, aber die Worte trafen ihn wie ein lähmender Blitzstrahl. Sie lauteten:

„Theuerer Bruder!

Ein Vertrauter von mir hat dir im Geräusch deines Hochzeitfestes dieses Blatt zugesteckt. Eugenio, ich bin der unglückseligste der Menschen. Nur ich selbst kann dir sagen, was mir fehlt; nur du kannst mich retten. Ich beschwöre dich, komm einen Augenblick zu mir herab. Ich erwarte dich im Garten am Fuße des alten Schlosses bei dem Brunnen. Mein Vertrauter wird dich führen.

Dein Antonio.“

Ein furchtbares Gespenst des Entsetzens berührte seine ahnende Brust mit kalter Todesangst. Doch faßte er sich mit der angestrengtesten Manneskraft. Er ließ beide Ohnmächtige auf Bianca's Zimmer bringen und folgte mit Chiari. Dieser, dem er den Inhalt des entsetzlichen Blattes mitgetheilt hatte, vermuthete weiter, und seine Ahnung, vermuthlich durch Ruggiero's Erzählung gelenkt, fiel darauf,

die Ringe der Verlobten zu betrachten. Mit welchem Entsetzen entdeckte er, daß Bianca ihren ersten Verlobungsring, den sie Eugenio gereicht hatte, am Finger trug. Wer hatte ihr diesen zurückgegeben, der mit seinem Eigenthümer auf unbegreifliche Weise verschwunden war? Leise zog er ihn von dem Finger der Ohnmächtigen und zeigte ihn dem Marchese, den ein kaltes Grauen bei dem Anblick überlief, denn er zeigte Spuren veralteter Blutflecke. Antonio's Ring dagegen war der rechte, den ihm Bianca heut am Altar gereicht hatte.

Alle Mittel, die Ohnmächtigen ins Leben zurückzurufen, wurden angewendet; doch nur mit Mühe gelang es endlich mit der unglücklichen Braut. Antonio's Auge und Mund blieben für ewig geschlossen. Man trug den Entseelten auf sein Gemach. Erst nach Bianca's Erwachen, die mit einigen Freundinnen und ihrer treuen Ninetta aus Bergamo auf ihrem Zimmer blieb, dachte Chiari an Ruggiero. Er und der Marchese suchten ihn auf, um durch ihn das Geheimniß enthüllt zu wissen, denn sie zweifelten nicht länger, daß er allein im Schloß es kenne. Doch niemand wußte von ihm zu sagen; alle hatten ihn kurz zuvor gesehen, jetzt war er nicht aufzufinden. Dies vermehrte die dunkeln Vermuthungen Chiari's und des Marchese; doch beschlossen sie, was sie wußten, geheim zu halten.

Die erschrockenen Gäste entfernten sich aus dem Hause des gestörten Festes. Isabella lag im heftigen Fieber; Bianca war immer noch ihrer Sinne nicht ganz mächtig; Ruggiero blieb verschwunden. Chiari und der Marchese, so erschüttert sie waren, behielten allein ihre Fassung so weit, daß sie für das Nothwendige sorgen konnten.

So brach der Morgen an. Herbeigerufene Aerzte erklärten Antonio für todt und forderten für die Frauen nur Ruhe.

Am folgenden Tage wurde Antonio in der Stille bestattet. Die Nachricht von seinem Tode kostete, so schonend sie der zu heftig ergriffenen Isabella mitgetheilt wurde, auch dieser das Leben. Man begrub sie am dritten Tage danach. Bianca ertrug alles mit hingebender Fassung; sie war nicht mehr krank, aber im Tiefsten erschüttert und schwer gebeugt. Doch das Geheimniß jenes Briefs kannte sie nicht und Chiari wußte sie glauben zu machen, das unheilbringende Blatt sei in dem Schrecken und der Unruhe verloren gegangen.

Heimlich wurden aber Nachforschungen nach Ruggiero angestellt, die indeß lange vergeblich blieben; endlich, nach einigen Wochen erhielt man die wunderbare Nachricht, daß der letzte Graf Ruggiero bereits vor einem Jahre in Deutschland gestorben sei.

Hierauf überredete Chiari den lange widerstrebenden Marchese, an dem Brunnen, der als die Schlummerstätte dunkler Geheimnisse auf mannichfache Art angedeutet war, durch vertraute Leute Nachforschungen anstellen zu lassen. Man grub den Boden auf, vergeblich. Chiari bestand darauf, daß man den Brunnen selbst ausräumen müsse. Es geschah, und in seiner Tiefe fanden sich unter Schutt und Steinen die Gebeine des unglücklichen Eugenio, an den erst halb verwesten Kleidern sogleich zu erkennen. Als man den Schädel genauer untersuchte, zeigte sich die Spur eines tödlichen Hiebes über Stirn und Scheitel, ganz wie der wunderbare Ruggiero die Narbe des deutschen Grafen beschrieben hatte. So blieben über die Art, wie Eugenio verschwunden und ums Leben gekommen war, kaum einige Zweifel übrig; das Mildeste, was man annehmen konnte, war, er sei im Zweikampf mit dem vielleicht an die Grenze der Verzweiflung gebrachten, so höchst leidenschaftlichen Bruder gefallen.

Dem Marchese graute vor dem Aufenthalte in seinem Schlosse. Er ging mit Bianca, der jedoch diese schauerliche Halbentdeckung verhehlt blieb, zuerst nach Mailand und später, nachdem sie sich etwas erholt hatte, nach Rom. Hier starb er wenige Jahre nachher. Bianca, die den Wink einer höhern Hand, welche ihr eine andere Bestimmung anwies, als die der Ehe, deutlich zu erkennen glaubte, lehnte die mancherlei Bewerbungen trefflicher Männer ab und erwählte den Schleier. Sie trug ihn nicht lange. Ihr schon in so zarter Jugend zwiefach so furchtbar erschüttertes Herz, das sich weder an Vater noch Mutter anschließen konnte, fühlte, nicht hier sei seine Heimat; es brach in Sehnsucht und Verlangen nach dem Orte des Trostes, des Wiedersehens und — wir hoffen es mit der Schmerzbeladenen — der Vergebung.

Harzbilder und Harzsagen.

Ein novellistisches Bruchstück aus meinen empfindsamen Reisen.

Der Hexenplatz. Des Holzschlägers Erzählung.

Ich will keine Harzreise schildern, aber euch doch Blicke auf das sagenberühmte, wunderbare Gebirg werfen lassen, denn das Herz drängt mich zu sehr dazu. Ein süßschauerndes Beben empfinde ich jedesmal in der Brust, wenn ich die waldige, dunkle Mauer des Gebirgs erblicke, die massenhaft, mit geringen Einschnitten, den Horizont umschließt. Nur die Linie des Brocken hebt sich freier geschwungen über die finstere Waldmauer empor und einige Thäler lassen den Kundigen ihre Mündung an der schärfer gebrochenen Saumlinie des Gebirgs erkennen.

Wo das majestätische Thor des Budethals sich öffnet, dahin lenke ich meine Schritte gern zuerst. Deutschland hat drei wilde Felsgeklüfte (die der Alpen, Salzburgs u. s. w. zählen nicht mit), welche an malerischer Romantik miteinander wetteifern. Es sind die Bastei in der Sächsischen Schweiz, Schloß Altenaar im Aarthale bei Bonn und die Roßtrappe, oder vielmehr die Oeffnung des Budethals nach dem flachen Lande zu. Altenaar ist die malerischste, die Bastei die reichhaltigste, das Budethal die erhabenste und wildeste der drei Landschaften.

Jetzt stehen wir vor dem Eingange der Schlucht, wo das große Harzdorf Thale liegt.

Seid mir gegrüßt, ihr schauerlichen Geklüfte, ihr Thurm über Thurm aufstrebenden Felsen, auf deren Zinnen die uralte Waldung erhaben rauscht. Schwarzer, schäumender Waldstrom, der aus dem tiefen Gebirg herbraust und über die hinabgestürzte Krone der zu Roß flüchtenden Prinzessin die dunkeln Wellen breitet, sei auch du mir gegrüßt.

Hier ist der Herd der Sage; jeder Fels, jeder alte Baum hat seine wunderbare Geschichte und jeder neue Tag fügt Neues, Schauerliches hinzu, von herabgestürzten Köhlern, Bergleuten, Jägern, die bei zu kühner Wagniß hier den Tod fanden.

Wir gehen das zerklüftete Thal aufwärts bis an den Budekessel, dort, wo sie in dunkler Felshöhlung und Ummauerung sich in ein Becken sammelt und ihre Tiefe durch das schauerliche Dunkel der Gewässer zugleich verbirgt und verräth. Dem schwarzen Marmor gleicht hier ihr Spiegel; doch schöpfe einen Becher aus der Flut, so füllt er sich mit dem klarsten Krystall, und wirf, wenn die Sonne auf die Wellen scheint, ein blankes Silberstück hinab, so siehst du es im Fallen lange heraufblitzend leuchten; nur das Dunkel des tiefen Schlundes, auf dessen Boden kein Lichtstrahl reicht, legt die finstere Folie unter den hellen Krystall des Wassers.

Mich schwindelt, wenn ich aufwärts schaue zu den Felsriesen hinan. Einige Häupter ragen über, bücken sich drohend herab, andere starren wie Thürme empor; verwegene Pfade klimmen im Zickzack, einer Blitzfurche gleich, die Klippen hinan. Und sei die Felsbrust noch so schroff, doch hat der weiche Arm grünender Gebüsche sie erreicht und umfaßt und schmiegt sich dem rauhen Harnisch lieblich an.

So lächelt die Anmuth noch mitten in die schroffe, schauerliche Wildniß hinein. Und wie holdselig blickt uns der Himmel an, wenn er sich still und blau über das Thal wölbt und den zackigen Felsspitzen, den zarter geformten Wipfeln der Tanne und Buche zum lieblichen Grunde dient!

Da wird es dunkel; es fällt wie ein grauer Schleier über die Landschaft. Ein Wolkenschatten ist es, der die Flügel über das Thal breitet. Der Sturm erwacht, wir hören ihn leise, hohl sausend heranziehen; er jagt das flüchtige Gewölk über uns hin und beugt die Kronen des alten Waldes. Die scheue Waldtaube flattert um den Fels und sucht ihr Nest im Gestein; Raben ziehen krächzend über uns; ein Raubvogel schwebt von ruhigen Flügeln getragen über dem höchsten Fels langsam dem wogenden Fichtenwald zu, oder verschwindet, majestätisch steigend, im Gewölk.

Laß uns die Schlucht aufwärts klimmen. Der Pfad ist steil, mühevoll, von Klippe zu Klippe ringt er sich hinan. Der abgestumpfte Riesenkegel vor dir ist der höchste unter den Thürmen dieses Felsengemäuers. Oben saust der Sturm, daß das Haar wild flattert, und trittst du an den Rand, so blickst du nur mit Schauder in die Tiefe hinab. Dort auf öde abgeflachtem Fels ist der Tanzplatz grausiger Hexen und des Finstern selbst. Eine Stunde mußt du klimmen, bis du die einsame Höhe erreichst. Jetzt nimmt dich der Wald auf, hohe, uralte Fichten und Buchen; du siehst den Sturm, denn er bewegt ihre Häupter, du hörst ihn, denn er braust hohl durch die Kronen, aber du fühlst ihn nicht, denn dich beschützt das dichtverwachsene Gebüsch. Der Fußpfad verliert sich im hohen Grase, im weichen Moose, auf der nackten Felsbank; mit Mühe arbeitest du dich durch das Gestrüpp. Jetzt stehst du im Freien, die Felsplatte

springt weit vor in die Thalschlucht; hier faßt dich der Sturm, sein kalter Athem weht dich rauh an. Tritt an den Rand! Ein Grausen überläuft dich. Welch eine Tiefe! Die Felsenthürme unter dir verlorene, kaum halb zu dir heraufragende Spitzen; eine schroffe, zackige Mauer das ganze Gebirg; drüben die alten Wälder in demüthiger Tiefe, das graue, trotzige Haupt der Roßtrappe zu deinen Füßen. Kaum reicht der Blick auf die Sohle des Thals, wo die schwarze Schlange der Bude sich krümmt und ihren Grimm gegen die Klippen schäumt. Doch du hörst nichts von dem Brausen der Wasser bis hier herauf — halt — dennoch — wenn der Sturm einen Augenblick schweigt, das Waldgehege rings umher horchend lauscht, dann dringt fernher, verloren, das Rauschen des Stromes herauf.

Hier lehrte die Natur den Menschen wunderbare Dichtungen, hier schuf und wob die Sage. Wer kennt sie nicht? Wer weiß nicht, daß die Fürstin des Riesengebirgs vor dem Riesen Bodo floh, der die Jungfrau in sein grauses Ehebett begehrte? Er stellt ihr nach, überfällt sie auf der Jagd aus dem Hinterhalt, sie wendet entsetzt ihren Zelter zur Flucht und sprengt durch die Klüfte des Gebirgs; er verfolgt sie auf seinem schwarzen, feuerschnaubenden Roß. In Todesangst durchjagt die Fürstenjungfrau ihr schlesisches und böhmisches Reich, der Riese treibt sie seinem Gebiete, dem Harzgebirge, zu. Hier verirrt sie sich in den wilden Schluchten und gelangt endlich auf die schroffen Höhen am Rande des Budethals, wo sich kein Ausweg mehr aufthut. Schon gibt sie sich verloren, denn sie hört das schnaubende Roß des Riesen hinter sich; da faßt sie einen verzweifelnden Entschluß, spornt ihr silberweißes, edles Thier muthig an und im ungeheuern Sprunge trägt es sie über den breiten Abgrund hinweg. Drüben auf der wilden Klippe der Roß-

trappe schlägt es den Huf fest ein, daß er sich tief in den Fels drückt, für die fernen Jahrtausende sichtbar.

Der Riese kommt auf der jenseitigen Höhe an; mit Wuth sieht er, daß seine holde Beute ihm entrinnt. Da spornt auch er sein Roß — doch die Gewalt der finstern Dämonen ist nicht so groß, als die der beschützenden. Er erreicht die jenseitige Felsmauer nicht, stürzt hinab, zerschellt, und ein rächender Zauberer verwandelt ihn in einen schwarzen, grimmigen Hund. Als solcher liegt er in den tiefen Felsspalten am Budekessel und bewacht eifersüchtig die Krone der Prinzessin, die bei dem kühnen Sprunge über das Thal ihrem Haupt entfiel und in das tiefe Gewässer stürzte. Das ist der Schatz, der unter der Hülle der schwarzen Wogen in unergründlicher Tiefe ruht, den noch niemand zu heben verstanden; denn der alte Cerberus hält grimmige Wacht und zerfleischt jeden, der sich verwegen nähert.

Wer hier oben sitzt und in die Schluchten und Gründe hinab, über die Wälder jenseits hinweg nach den hohen, blauen Bergkuppen der Achtermannshöhe, des Ziegenrückens schaut, der verwundert sich kaum über die schauerlichen Erfindungen der Sage. Es ist, als erzählten Fels, Wald und Bergstrom selbst, so lebendig spricht die Natur zu der Menschenbrust.

Laßt uns nun gehen! Nein, noch einen Blick muß ich hinaus in die weiten Ebenen richten, die man von hier aus überschaut. Dort liegen die Städte und Dörfer der Menschen, dort regt sich das Leben, der Verkehr, die Lust und Freude. Es ist, als ob die Einsamkeit des Felskegels noch schauerlicher würde durch diesen Blick in das menschliche Treiben hinunter.

Wir wenden die Schritte in den Wald hinein; sein grünes Dunkel umfängt uns. Riesenstämme dringen aus

dem Boden, weitverzweigte Kronen überschatten uns, kaum findet die Sonne einen Weg durch das Laubgewölbe. Knotige Wurzeln laufen über den Weg, ringen sich um Felsstücke; Farrnkräuter, schwellende Moose, üppiger Graswuchs bedecken die Erde. Ein geschlängelter Pfad zieht am obern Rande des Thales um die ein- und ausspringenden Bergkuppen hin, weiter dem Strom der Bude entgegen. Bald ist alles dicht verwachsen; nur selten ist uns ein Blick die schroffen Bergwände hinab gestattet; der Fels verschwindet, aber jähe Waldabhänge senken sich zu der schäumenden Bude hinunter. Hier sieht man die Holzbahnen, auf denen der auf der Höhe gefällte Stamm ins Thal hinuntergleitet, entweder ganz, oder in Scheite geklaftert, die der Fluß empfängt und ihre Förderung nach der Ebene hinunter übernimmt. Eine mächtige Buche steht fast an der äußersten Spitze eines Bergvorsprungs; die Axt braucht den Stamm nur zu durchschneiden, so muß er handgerecht fallen, um ihn auf der Bahn ins Thal schaffen zu können.

Ein alter Holzhauer saß im Schatten des Baums auf seinen bemoosten Wurzeln. Er verzehrte sein kärgliches Abendbrot; Axt, Säge und Seile, um den Fall des Stammes zu leiten, lagen ihm zur Seite.

„Gott grüß' Euch, Vater! Ist Euer Tagwerk vollbracht? Oder wollt Ihr den herrlichen Stamm, an dem Ihr sitzt, noch fällen?“

„Da sei Gott vor!“ erwiderte der greise Holzschläger und schlug ein Kreuz.

„Wie das?“ fragte ich verwundert.

„Den Baum darf keine Axt berühren, er bleibt ungefällt stehen.“

„Weshalb das, Vater? Mich dünkt, es ist weit umher der stärkste und geradeste Stamm!“

„Freilich! Das wußte der Müller unten an der Blechhütte auch ganz wohl! Darum hätte er ihn gar zu gern gehabt; aber es glückte schlecht damit!“

„Erzählt doch, Alter; hier, trinkt einen Schluck aus meiner Flasche, ich werde mich zu Euch setzen. Erzählt mir, was Ihr von dem Baume wißt.“

„Mir hat es noch der achtzigjährige Pfarrer in Thale erzählt, als ich ein Bube war, so hoch. Der wußte es von Bergleuten, Jägern und Holzfällern, die in seiner Knabenzeit alte Leute waren; und schon damals war es eine Geschichte vom Urgroßvater her. Ihr könnt wol denken, lieber Herr, daß das alles schon vor grauen Jahren geschehen ist!“

„Gewiß! Sagt mir aber nur, was. Ich bin fremd und möchte gern alles erfahren, was es bei Euch Merkwürdiges im Gebirge gibt.“

„Herr, die Sonne steht tief hinter der Achtermannshöhe; hier wird's schon dämmerig. Es ist schauerlich, davon zu reden im Zwielicht.“

„Trinkt noch einmal; der Wein ist gut; — wir sind ja zu Zweien und gottesfürchtige Leute, was soll uns geschehen?“

Der Alte wiegte das silbergraue Haupt auf und nieder, sprach sein gedehntes „Hm“, trank noch einmal aus meiner Feldflasche und hob dann an:

„Unten an der Bude, wo jetzt der Steg unterhalb der Blechhütte über den Bach läuft, stand vor alters eine Mühle. Jetzt sieht man nur noch ein paar Steine von der Grundmauer aus dem hohen Grase hervorragen. Der Müller war ein reicher Mann, wäre aber gern noch reicher geworden; er hatte eine schöne Tochter von sechzehn Jahren, mit langem Goldhaar und rosigen Wangen. Eines Tags

kam ein Fremder in die Mühle, der sah sich die Mahlgänge und Räder genau an und fragte den Müller, wie viel er jeden Tag mahlen könne? Als er's ihm sagte, lachte der Fremde und sprach: «Seht, Eure Mühle ist schlecht gebaut; hättet Ihr einen Wellbaum so viel länger und so stark (er zeigte ihm das genau), so könntet Ihr das Dreifache in derselben Zeit mahlen und ein steinreicher Mann werden.» Der Müller sah es wol ein, aber er lachte und sprach: «Soll ich mir einen solchen Wellbaum aus dem Felsen hauen lassen? Wo gäbe es wol so starke Bäume?» Da lachte der Fremde seinerseits auf und sprach: «Ihr wohnt hier und habt Euch nicht einmal so umgesehen, wie ich? Droben auf dem Berge, an der Hirschenschlucht, steht eine Buche, daraus könnt Ihr den Wellbaum zimmern lassen, oder ich will nicht gesund von der Stelle gehen.» Und damit grüßte der Fremde, ging ins Gebüsch und war mit eins fort, wie verschwunden.

„Der Müller stand noch verwundert vor seiner Mühle und sah ihm nach, als ein junger Holzhauer, Winfried genannt, vorüberging und scharf nach der Mühle' sah. Winfried hatte nämlich die schöne Müllerstochter lieb und sie ihn; doch der reiche Vater wollte von dem armen Holzschläger nichts wissen. Er blickte ihn daher schel an, als derselbe an der Mühle vorüberging und das Auge nicht von den Fenstern verwandte. «He», rief er, «Winfried, siehst du nach mir oder nach meiner Mühle so scharf, daß du auf deinen Weg nicht achtest und fast über das Scheitholz dort gestürzt wärest?» Winfried erschrak, sagte guten Abend und wollte still vorübergehen. Doch der Müller rief ihm nach, zu bleiben und fragte: «Ist es wahr, daß oben im Walde an der Hirschenschlucht eine Weißbuche steht, so groß, daß man einen Wellbaum da-

von zimmern könnte, doppelt so lang und groß wie der in meiner Mühle?»

„«Wohl», antwortete Winfried — «und nicht doppelt, dreifach so groß könnte man ihn zimmern.»

„«Nun, so fälle mir den Baum», sprach der Müller, «du sollst ein gutes Stück Geld verdienen!»

„Doch Winfried schüttelte den Kopf und erwiderte: «Das geht nicht, Meister; der Baum ist gebannt. Wer die Axt anlegte, dem würde es schlecht ergehen!»

„Da schalt ihn der Müller einen Thoren und faulen Knecht, der wol nach den Mägden schauen könne, aber zur Arbeit nicht Lust habe. Und traurig ging Winfried nach Hause.

„Der Müller aber hatte keine Ruhe, weder Tag noch Nacht. Am dritten Tage schloß er seine Mühle zu und die schöne Tochter in ihr Kämmerlein ein, und stieg die Hirschenschlucht hinan, sich den Baum zu besehen. Er fand ihn bald heraus und erstaunte ob der Größe und dem geraden, prachtvollen Stamme. Er maß ihn und fand, daß er dreifach so stark und so lang war, als der stärkste Wellbaum, den er jemals gesehen. Nun gelüstete es ihn erst recht, den Baum zu haben, denn alsdann hätte er die schönste Mühle auf viele Meilen in der Runde gehabt und wäre der reichste Mann geworden. Daher ging er zu Winfried und sprach: «Du bist ein armer Bursch; du kannst dein Glück machen. Fälle mir die Weißbuche an der Hirschenschlucht und ich will dir funfzig mannsfelder Silbergulden dafür zahlen.»

„Winfried aber erschrak, kreuzte sich und sprach: «Laßt ab, mich zu versuchen; es ist ein böses Werk, was Ihr begehrt. Der Baum ist gebannt, so haben wir's von Vater auf Sohn gehört und kein Holzfäller im ganzen Gebirg wird ihn mit der Axt anrühren!»

„Der Müller wurde böse und höhnte und verlachte Winfried. Er sprach hierauf mit zwei andern Holzschlägern, aber auch diese kreuzigten sich und wiesen ihn mit seinem Ansinnen weit von sich.

„Erbittert ging der Müller nach Haus; er überdachte sich's unterwegs, ob er den Baum nicht selbst fällen könne; doch er hatte Furcht und wollte lieber, ein anderer möchte es wagen.

„So kam er zu Haus und als er seiner Tochter Kämmerlein aufschloß, fand er das schöne Mädchen in Thränen vor dem Crucifix. Er befragte sie und sie gestand ihm ihre Liebe zu dem jungen Winfried, und fiel ihm zu Füßen, daß er doch in die Heirath willigen möge. Da kam ihm ein Gedanke; er schickte einen Knecht hinaus zu Winfried und ließ ihn zu sich entbieten. Als der Jüngling kam, führte er ihn in seiner Tochter Kammer und sagte ihm: «Winfried, hier steht Elsbeth, meine Tochter, die mir sagt, daß du sie liebst und sie dich wieder liebt. Willst du mir den Baum fällen, so sollst du sie zum Weibe haben und ich schenke euch einen Acker und das Häuschen ober dem Steg nach dem Dorf.»

„Wie das die Jungfrau hörte, fiel sie dem Vater um den Hals und herzte und küßte ihn, und weinte und lachte vor Freude. Winfried aber stand blaß und zitternd da. Endlich sprach er: «Nun denn, ich will's versuchen: Gott sei mir gnädig!»

„So nahm er Axt und Säge und was er gebrauchte, und stieg die Hirschenschlucht hinan. Und wie er droben war, begegnete ihm im Walde ein Mann, der hatte einen weiten, schwarzen Mantel um; es war der Fremde. Er sprach Winfried an: «Guten Abend! Glück zum Werk!» Dabei lachte er, daß es Winfried durch das innerste Mark

schauderte. Doch ging er weiter und erreichte den Baum. Es war Abend geworden und dämmerte; schauerliche Stille rings umher; Winfried hörte sich athmen und fühlte, daß seine Zähne aneinander schlugen. Er hob die Axt, doch sein Arm sank kraftlos herunter und der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Schon wollte er umwenden, da sah er die blonde Elsbeth neben sich; sie war ihm nachgelaufen, ganz athemlos, und rief voller Angst: «Winfried, geh rasch ans Werk, denn der Vater hat geschworen, wenn du den Baum bis Mitternacht nicht gefällt hast, so will er mich morgen mit dem wilden Rudhart, dem Förster, deinem Todfeinde, verloben!»

„Jetzt vergingen Winfried die Sinne; er rief laut: «Nun, so sei es denn und komme, was da komme. Mein Schutzpatron mag mir helfen.»

„So sprang er mit geschwungener Axt gegen den Baum und holte zum ersten Hiebe aus. Da fühlte er plötzlich seinen Arm gehalten; er blickte um sich und ein alter, frommer Klausner, der im tiefen Budethale wohnte, stand hinter ihm und war ihm in den Arm gefallen: «Winfried», rief er, «was willst du thun? Der Baum ist heilig!» Da entsank dem armen Holzhauer die Axt; er blickte um sich, Elsbeth war nicht zu sehen; es überlief ihn grausend und er sagte dem frommen Vater alles. Wie er aber gesprochen hatte, brauste es stürmend durch den Wald, daß die Kronen der alten Bäume sich beugten, es wurde finster und mitten im Windsgeheul hörte beide wildes, schallendes Gelächter. Es ward ihnen todesangst; sie knieten nieder und beteten mitsammen einen Rosenkranz nach dem andern. Und wie sie gebetet hatten, wurde es wieder hell, die Sonne ging unter und die rothen Strahlen fielen durch die Zweige. Winfried aber ging heim zu dem Müller und sprach: «Laßt ab von

Euerm freveln Willen, ich kann ihn nicht vollführen; ich muß das Heil meiner Seele bedenken!»

„«Nun», rief der Müller wüthend, «so packe dich von meiner Thür und eher soll ein Bettler meine Tochter freien, als du!» Elsbeth stand dabei, schluchzte laut auf und rief: «So will ich ins Kloster gehen!»

„Nachts hatte aber der Müller keine Ruhe. Er träumte von großen Truhen voller Silber und Gold, die er gesammelt hätte von dem dreifachen Mahlgelde. Er sah seine Mühle vor sich, wie er sie sich künftig dachte, mit ganz neuem Werke und drei laufenden Mahlgängen. Und es klapperte ihm den Kopf ganz wüste! So stand er morgens vor Tage auf, denn die Gedanken ließen ihm keine Ruhe. Still nahm er Axt, Säge und Seile und schlich sich in der Morgendämmerung hinauf, um den Baum selbst zu fällen. Oben auf dem Berge begegnete ihm der Fremde und rief: «Glück zu!» das fuhr ihm wie Eis durch die Glieder, doch er ging weiter. Da sah er den Klausner, der verrichtete sein Morgengebet; er aber achtete nicht des Winkes von Gott, sondern bog seitwärts, um ihm nicht zu begegnen. Jetzt stand er vor dem Baum. Er schlug das Seil um, knüpfte es thalwärts an, trat dann vor den Stamm, schwang die Axt und that den ersten Hieb. Doch sowie das Eisen die Rinde berührte, krachte es furchtbar durch den Wald, als brächen die Felsen zusammen und der Baum borst von oben bis unten auf, eine schwarze Riesenfaust griff heraus, packte den Müller und riß ihn hinein. Dabei wurde es finster, der Sturm brüllte durch den Wald und die Erde bebte.

„Der Klausner, der, Böses fürchtend, dem Müller gefolgt war, hatte alles gesehen und war voller Schrecken in die Knie gesunken. Nachmals hat er die Geschichte auf-

gezeichnet und im Kloster zu Quedlinburg niedergelegt. Hier aber erzählte sich's vom Vater auf den Sohn."

So endete der alte Holzschläger. Es war indessen wirklich tiefe Dämmerung eingetreten und wir freuten uns, diesen Weg mitsammen zu machen. „Noch eins", sagte ich im Gehen. „Was wurde denn aus Winfried und der schönen Elisabeth?"

„Hm! Die werden sich wol geheirathet haben und bei der alten Mühle zufrieden gewesen sein."

„Ich kann mir's denken; wenn Ihr aber künftig jemand die Geschichte erzählt, müßt Ihr's hübsch hinzusetzen."

„Gut, gut", nickte der Alte.

„Und würdet Ihr jetzt auch den Baum für ein gutes Stück Geld nicht fällen?" fragte ich nach einiger Zeit wieder.

„Da sei Gott vor!" rief der Greis und schauderte ordentlich vor mir zurück, als sei ich der versuchende Fremde in seiner Erzählung.

Es ist doch schön, daß noch ein schauerlicher Glaube an das Wunderbare irgendwo in versteckten Gebirgsschluchten lebt. Aberglaube ist, wenn nicht besser, doch wenigstens tausendmal dichterischer, als Unglaube.

Die Victorshöhe. Nanny's Erzählung.

„Du weißt also viele Sagen und Märchen, mein goldlockiges Kind?" fragte ich die blauäugige, funfzehnjährige Förstertochter, die mich auf das Gerüst der Victorshöhe begleitet hatte.

„O tausend", erwiderte sie mit anmuthiger Stimme. „Den ganzen Winter sitzen wir ja und erzählen uns, wenn rings der Schnee so hoch um das Dorf liegt, daß nicht Weg nicht Steg mehr zu finden ist."

„Und möchtest du mir wol auch eine schöne Sage erzählen?" fragte ich. „Setze dich zu mir, Goldtöchterchen, hier die Bank hat eben Raum für zwei." Dabei nahm ich sie bei der Hand und zog sie an meine Seite. Sie setzte sich unverlegen neben mich, sagte aber:

„Wer kann hier erzählen? Hier, wo man so weit um sich schaut; wo der Wind die Worte verweht, die Vögel singen und querüberfliegen und die Wolken dicht neben uns hinziehen. Hier kann man nicht Acht geben! Nein, hier muß man sich umschauen!"

„Du hast recht, Kleine", sprach ich. „Aber drunten im Stübchen am Kamin, wenn die Flamme knistert, dann erzählt sich's gut. Nicht?"

„Ja, dann", nickte sie mit dem blonden Köpfchen.

So wollen wir uns denn hier umschauen. Wir stehen auf der Victorshöhe; ein neuer Name des alten berühmten Rammbergs, mit des höchsten im nördlichen Harz, auf dessen waldbedeckter Höhe die Trümmer der Teufelsmühle liegen. Die Sage berichtet darüber, was in aller Munde

ist, die je den Harz besuchten, daß ein Müller dem Teufel seine Seele verschrieb, wenn er ihm über Nacht auf dieser Höhe, wo steter Wind ist, eine Mühle mit drei Gängen bauen wolle. Der Teufel versprach es und baute eine herrliche Mühle aus Felsblöcken auf. Als sie fertig war, gereuete den Müller seines Versprechens und er hätte den Handel gern rückgängig gemacht. Doch der Teufel hatte seinen Contract erfüllt; die Mühle war fertig, untadelhaft, und somit mußte der Müller auch seine Verpflichtung halten. Er besichtigte, von dem Erbauer geführt, zitternd, unter Tropfen kalten Angstschweißes auf der Stirn, das Werk. Da entdeckte er, daß einer der Mühlsteine fehlte und fröhlich rief er aus: „Der Handel ist ungültig, die Mühle ist nicht fertig.“ Der Schwarze aber war auch ein Rabulist und entgegnete: „Oho! Noch hat der Hahn nicht gekräht, wir wollen dem Schaden schon noch abhelfen.“ Und sausend fuhr er aufwärts durch die Lüfte, um den fehlenden Mühlstein zu holen. Ob er ihn irgendwo fertig gestohlen, oder so schnell behauen, bleibt ungewiß, wie so vieles in der Sage. Jedoch nach wenigen Minuten schwebte er schon wieder hoch in den Lüften heran und hielt, der Müller sah es mit Beben, den gewaltigen Stein in den Krallen. Eben wollte er sich auf die Mühle herabsenken — da krähte der Hahn und der Müller war gerettet. Der Teufel aber schleuderte wüthend den Stein herab, fuhr tosend hinterdrein, riß die riesigen Werkstücke seines Baues auseinander und zerstreute sie über den ganzen Berg. So lagen sie jahrhundertelang, und Gras und Moos, Gebüsch und endlich uralte Waldung wuchs darum und darüber, und der Reisende besuchte den schauerlichen Rammberg nur noch, um die chaotischen Felstrümmer im Walde zu betrachten. Eine Aussicht über das Land hatte er nicht, denn hochstämmige

Buchen, Eichen und Fichten, dichtverwachsenes Gestrüpp und Dornengehürst verdüsterte alles rings umher, daß kaum der Fuß sich Bahn machen, geschweige das Auge frei umherschweifen konnte. Es war aber endlich an der Zeit, des Teufels böses Werk gut zu machen. Das that Herzog Victor von Anhalt-Bernburg; er lichtete den Wald droben, ließ ein geräumiges Rund aushauen und baute nicht eine Mühle, wie der Teufel, sondern einen den Windmühlen im Lande ähnlichen Thurm auf der Höhe, der die weiteste Umsicht gewährt. Weil aber der Sturm ein festes, zusammenhängendes Gebäude, das nicht wie der Bau des Erbfeindes aus Granitquadern bestand, die hundert Pferde nicht fortbewegen, umstürzen würde auf dieser den Wolken nahen Höhe, so bot man ihm keinen Widerstand dar, sondern gestattete ihm freien Durchzug, indem man nur das Balkengeripp mit starken Verzweigungen und Querhölzern durchsichtig hinstellte, es aber nirgend verkleidete. Allein es hebt sich weit über die höchsten Baumgipfel hinaus und das Auge schweift nun in ungemessener Ferne über Berge und Waldung des Harzes hin, bis in die kornreichen Ebenen, wo die weißen Häuser schimmern, die hohen Glockenthürme der Städte stattlich emporragen.

Wohl hatte meine kleine blonde Begleiterin recht, zu sagen, hier muß man sich umschauen.

Und der Augenblick war zu nutzen; mein Irrführer (wie ich meinen Führer aus Thale wol schicklicher nenne) hatte mich um zwei Stunden verspätet; ich konnte die Landschaft nicht mehr im warmen Licht des Spätnachmittags — eine Beleuchtung, die ich so liebe — und ihre Färbung durch den Purpurhauch der untergehenden Sonne genießen, sondern kam nach dieser, als schon der graue Schatten der Dämmerung über die Gebirge gesunken war und der Abend-

himmel nur noch in gedämpften, dunkelvioletten und rosigen Farbenstreifen nachschimmerte.

Ich hatte anfangs gezürnt; jetzt war mir's lieb, daß ich in dieser Tageszeit kam; denn wir nüchternen Reisenden (keine Empfindsamkeit schützt vor dieser Philisterei) wollen nur zu sehr alles genau sehen, und die gemeine Deutlichkeit der Dinge geht uns über ihr dichterisches Verschwimmen, Verschweben und Verhüllen. Ich hatte jetzt ein schöneres Schauspiel, wenn ich auch die Thürme von Quedlinburg und Halberstadt nicht mehr so bestimmt in der graulichen Ebene unterscheiden konnte. Der Wald unter mir lag im tiefsten, schattendunkeln Grün; der Thurm von Harzgerode, der über den jenseitigen Thalrand der Selke hervorragt, stand vom letzten Widerschein des Abends matt angeleuchtet über der grünen Flur und schimmerte wie ein ausglimmender Brand, einsam, wunderbar. Der blaue, duftige Brocken zeigte seine schönen Saumlinien nur unbestimmt und zur Hälfte, denn um sein Haupt hatten sich malerische Nebelzüge gelagert, schwarzgraue Geisterscharen, die ihn zur nächtlichen Behütung umwebten. Das Auge schweifte auf und ab in dem weiten Bergrevier, über waldige Höhen, durch tiefe, langgewundene Gründe, zu blauen Fernen. Nordwärts lag die Ebene mit ihren Städten und Dörfern, grauröthlich im Nebel und rosigen Abglanz des Abends. Die Thurmspitzen hoben sich schwarz aus der Niederung und ließen die Städte mehr errathen als erkennen. Doch zog der Blick gern diesen schwarzen Meilenzeigern nach und überflog die Wege, die der Fuß müh- und langsam durchwandert, mit zauberischer Schnelligkeit.

Ich stand in den Anblick tief versunken. Eine schaurige Abendstille umgab mich, der Wind zog hohlrauschend über den Wald zu meinen Füßen hin, späte Nachtvögel umflat-

terten das Thurmgerüst. Nanny, die blondlockige Kleine, schauerte fröstelnd zusammen und barg die Arme unter ihre Schürze.

Wer erklärt mir die stille, erhabene Macht des Abends, der Einsamkeit, der Höhe, der Fernsicht, des Gebirgs? Ach, was von dem, was unsere Seele im Tiefsten bewegt, ist denn erklärt? Erklärt mir Liebe, Schmerz, Glück, mich selbst — so habt ihr alles erklärt, das Dasein und den Tod, die Zeit und Ewigkeit, und Gott und alle Räthsel, um deren Lösung der Mensch seit Jahrhunderten sich müht und in die er nicht tiefer eingedrungen ist, als in seine Wohnstätte, die Erde, der er — kaum die Haut geritzt.

Wirf noch Reisig ins Feuer! So, nun lodert es hell auf. Das ist ein behaglicher Sessel! Komm, Nanny! Nestle dich dicht an mich! Erst laß dir die frischen Lippen küssen und nun erzähle weiter:

— Gertrud liebte den Jäger Robert so sehr, weil er der Kühnste und Schönste im ganzen Gebirg war; er hatte dunkle, brennende Augen und langes, schwarzes Lockenhaar. Das strich sie ihm mit ihren weißen Händen aus der Stirn, da sie vor ihm stand und er so finster zur Erde blickte. Als er aber endlich unruhig und wild aufsprang, so umschlang sie ihn und bat mit Thränen: „Mein Robert, ziehe nur nicht in die weite Welt hinaus! Es wird uns schon noch gelingen! Bleibe mir nur getreu! Wahre meinen Ring! Sei standhaft!“ Er aber schaute düster und düsterer auf den Boden und rief: „Ja, wenn ich reich wäre! Was kümmerte mich dann der Herzog und die Försterei, die er mir weigert!“ — „Laß das Gold, wir wollen genügsam und glücklich leben!“ — „Gertrud, du weißt nicht, was du

sprichst!" — „Bleib mir nur getreu!" Und er schwur es und drückte sie ans Herz, und er ging fort in den Wald. Da begegnete ihm ein alter Bergmann, mit eisgrauen Haaren und langem Silberbart. Der ging stumm zwischen den Büschen und Felsen umher, und bückte sich, und spähte auf die Erde, und lauschte und horchte. „Was schaffst du?" fragte Robert ihn anredend. „Was willst du spät nach Mitternacht im Walde?"

„Ist's schon weit nach Mitternacht?" murmelte der Bergmann, „ja, dann ist's vorbei. Es wird mir überhaupt jetzt nicht glücken, ich bin zu alt!"

„Was denn?" fragte Robert und horchte gespannt auf.

„Je nun, ich suche das Goldkraut!" erwiderte der greise Bergmann.

„Das Goldkraut? Was soll das heißen? Und ein Kraut sucht Ihr in finsterer Nacht? Erklärt mir das", fragte Robert weiter.

„Nun wahrlich, da sieht man, daß Ihr von dem Goldkraut nichts wißt!" rief der Bergmann aus, „sonst würdet Ihr nicht so fragen. Bei Tage hat es noch kein lebendiges Menschenkind gefunden, denn es blüht nur bei Nacht!"

„Wie wollt Ihr's aber finden ohne Leuchte, da der Mond nicht einmal scheint?" fragte Robert noch verwunderter. „Ist's gleich eine Sommernacht, so ist's doch so finster hier, daß man kaum den Pfad durch den Wald schimmern sieht, geschweige eine kleine Pflanze erkennen kann! Und was wollt Ihr denn mit dem Kraut, daß Ihr Euch in aller Nacht so viel Mühe darum gebt?"

„Hm! Ich bin auch wol ein Thor", hob der Alte nach einigem Stillschweigen an; „ich bin zu alt, mir wird es doch nicht mehr glücken. Hört, Freund Robert —"

„Wie? Ihr kennt mich?" rief der Jäger.

„Ich bin achtzig Jahre im Gebirg, da kann man die Bewohner wol kennen“, antwortete der Alte lächelnd.

„Doch ich sah Euch niemals“, fuhr Robert fort, „und Ihr müßtet als ein so alter Mann, dessen greise Gestalt mit langem, weißem Bart mir sogar beim bloßen Sternenlicht sattsam auffiel, von jedem Kinde gekannt sein!“

„Hm!“ sprach der Greis kopfschüttelnd, „ich komme nur selten in dieses Gehege und nur bei Nacht, denn ich bin weit von hier, am Rammberge zu Haus, und dort verkehre ich mehr unter der Erde, als auf ihr. Also kennen mich wenige und hier vielleicht niemand. Doch laßt das gut sein; ich kenne Euch und vielleicht besser, als Ihr meint. Ich sah Euch, wie Ihr im verwichenen Jahre den Sechzehnender erlegtet, es war ein Meisterschuß und ich verdenke es Euch nicht, wenn Ihr dem Herzog gram seid, daß er die schöne Försterei, die Euch mit Recht zukäme, dem Taugenichts, seinem Leibjäger Brand, geben will, weil der Schuft ihm die eigene Schwester als Buhlerin zuführte. Mir däucht, Robert, die Hand zuckte Euch gewaltig nach der Büchse, als der Schelm gestern hier durch den Wald ritt.“

„Wer seid Ihr?“ fuhr Robert entsetzt zurück, denn er hatte allein im finstersten Gebüsch gestanden, aber wilde Gedanken waren über ihn gekommen, den Feind, der seinem Glück im Wege stand, durch eine rasche That fortzuschaffen; doch Gott lenkte sein Herz zum Guten.

„Ja, Freund“, begann der Alte ruhig wieder, „ich gehe in der Stille durch Wald und Berg und weiß manches, was sich mancher nicht träumen läßt! Doch ich bin müde, ich muß mich setzen. Die Nacht ist warm und schön!“

Unaufgefordert, aber von einem dunkeln Triebe gezogen, setzte sich Robert zu dem Alten; er hätte gern gefragt, was es mit dem Goldkraut für eine Bewandtniß habe, doch eine

Scheu, die er sich nicht erklären konnte, hielt ihn ab. Endlich überwand er sich doch und fragte: „Habt Ihr denn das Goldkraut, das Ihr sucht, schon öfters gefunden?“

„Wenn man es auch nur einmal findet“, antwortete der Greis, „so ist es schon der Mühe werth, die man sich darum gibt, sonst würde ich nicht noch in meinem achtzigsten Jahre so weite, mühselige Wege danach machen. Aber ich wollte Euch schon vorher den Nutzen davon sagen und mit Euch Rücksprache nehmen, nur kamen wir davon ab. Seht, mit dem Goldkraute hängt die Sache so zusammen. Es wächst und blüht nur vom siebenten Tage nach St.-Johannis bis zum dreizehnten. Und das auch nicht jeden Tag, sondern nur an den ungeraden, am siebenten, neunten, elften und dreizehnten, und auch nur dann, wenn der Mond an keinem dieser Tage scheint und auch am ungeraden Tage wiederkommt und verschwunden ist. Von dem Kraut wissen viele, das aber wenige; daher suchen sie ihr Leben lang vergeblich danach. Heuer kann man's finden, noch eine Nacht, übermorgen, denn heute haben wir den elften Tag nach Johannis.“

„Ihr sagtet aber“, fiel Robert gespannt ein, „daß es schon zu spät sei und Ihr zu alt, es zu finden? Wie hängt das zusammen?“

„Ich will's Euch sagen“, antwortete der Alte geheimnißvoll. „Das Goldkraut blüht nur sieben Minuten, von dem Schlage der Mitternacht an. Ist die siebente Minute verstrichen, so ist alles vorbei.“

„Weshalb seid Ihr aber zu alt —“

„St!“ unterbrach ihn der Alte, „das ist das tiefste Geheimniß dabei. Bevor ich Euch das anvertraue, müßt Ihr mir schwören, nachher alle Vortheile, die das Kraut gewährt, mit mir zu theilen, wenn Ihr's gefunden habt!“

„Gern, gern", fiel Robert rasch ein; „das hätte Euch ja schon von selbst gebührt, da ich's Euch doch nur verdanken würde. Doch ich weiß ja noch gar nicht, welche Vortheile es bringt, das Kraut zu finden."

„Ihr sollt alles hören. Seht", erzählte er schauerlich leise weiter, „das Kraut wächst eigentlich nicht, sondern es gehört der Erdnixe, und sie verschenkt es. Aber selten gibt sie es einem Greise, niemals einem Mädchen, am häufigsten einem Jünglinge. Darum seid Ihr tauglicher, es zu finden, als ich."

Robert überschlich es schauerlich. „Ist denn Gefahr dabei?" fragte er halblaut.

„Gefahr?" sprach der Alte lächelnd, „die Erdnixe ist eine wunderschöne Jungfrau. Heil dem, der ihr Angesicht schaut! Andere Gefahr ist nicht dabei!"

„Und wie mache ich's, um das Kraut zu suchen? Wo wächst es, woran erkenne ich's?"

„Das alles will ich Euch lehren. Auf dem ganzen Harzgebirge wächst es nur in diesem Walde und nur hier in der Gegend, wo wir sitzen. Hier müßt Ihr Euch eine Stunde vor Mitternacht einfinden; seht Ihr Leuchtwürmchen auf der Erde, so verweilt Ihr hier; seht Ihr keine, so geht Ihr immer gerade nach Norden — Ihr müßt Euch nach den Sternen richten —, bis Ihr Leuchtwürmchen fliegen oder im Grase sitzen seht. Das ist denn der Ort, wo Ihr suchen könnt. Aber merkt Euch den Spruch:

Dreimal harr' ich sieben Jahr!
Wachse Kräutlein wunderbar,
Blühe goldig, sternenklar,
Funkle in der Nixe Haar.
Dreimal harr' ich sieben Jahr!

Und sowie es Mitternacht schlägt im Dorfe drunten, so sagt den Spruch leise gegen die Erde hin und dann geht stockstill, gebückt, immer nach Norden vorwärts, aber schaut Euch weder zur Rechten noch zur Linken um, sonst ist alles verloren, und beileibe wendet Euch ja nicht zurück, bevor die Zeit verstrichen ist, das könnte Euch gar übel gerathen."

„Und woran erkenne ich das Kraut?" fragte Robert abermals, da der Alte jetzt schwieg.

„Ich darf Euch nicht mehr sagen! Doch laßt Euch deshalb nicht bange sein!" antwortete der alte Bergmann.

„Und wenn ich es nun gefunden habe? Was soll es mir nutzen, welche Vortheile soll ich mit Euch theilen?"

„Wir werden beide genug haben, auch an der Halbscheid", lächelte der Alte. „Seht, erstlich trifft den, der das Kraut besitzt, in dreimal sieben Jahren, bis es wieder wächst, keine Krankheit und er altert nicht; und jedem, der es eine Nacht auf der Brust trägt, verleiht dasselbe Gesundheit und Jugendkraft. Und zweitens, in jeder siebenten, neunten, elften und dreizehnten Nacht nach dem Vollmond leuchtet es für den, der es in der linken Hand trägt, tief in die innerste Erde hinein, daß man sehen kann, wie die Metalle und Gesteine lagern, und die reichen Erzadern streichen, und fast alle verborgene Schätze entdeckt. Begreift Ihr nun, weshalb ein alter Bergmann noch im achtzigsten Jahre die Mühe nicht scheut, danach zu suchen? Nun müßt Ihr mir schwören, daß Ihr redlich mit mir theilen und nicht Schätze suchen wollt ohne mich. Aber dreimal, das sage ich Euch, ist der Schatz nur zu heben! Habt Ihr dreimal die Tiefe der Erde beschaut und die Wahl dessen getroffen, was Ihr begehrt, so ist die Kraft vorbei. Darum heißt es sorgfältig prüfen und vorsichtig wählen."

Robert schlug mit Freuden in die dargebotene Hand des

Bergmanns und rief aus: „Wie gern gelobe ich Euch das, guter Alter! Ja, wenn ich das Kraut nur finde!"

„Es wird Euch nicht fehlen, oder alles müßte mich trügen", sprach der Bergmann.

„Und ich will ja nur einmal wählen", rief Robert, „und ganz mäßig. Wenn ich ein kleines Haus und Garten und ein Stückchen Feld habe, und ein Revier, wo ich jagen kann, so sind alle meine Wünsche erfüllt!"

„Noch eins!" sprach der Bergmann. „Ihr dürft keiner lebendigen Seele ein Wort von dem, was Ihr vorhabt, vertrauen, sonst ist alles vergeblich!"

„Mit Freuden!" gelobte Robert.

„Nun, so schwört jetzt!" sprach der Bergmann feierlich und stand auf.

Robert erhob die Hand und streckte die drei Finger, wie beim Schwur gebräuchlich ist, aus. Doch der Greis faßte ihn so heftig beim Arme, daß es Robert durch den ganzen Körper zuckte. „So schwört nicht", rief er rasch, „ich verlange einen andern Eid!"

„Wie das?" fragte Robert betroffen.

„Es ist so bräuchlich bei uns Bergleuten, wenn wir Geheimnisse der Naturkräfte mittheilen. Ihr müßt den Zunfteid schon leisten. Legt die Hand an diesen tausendjährigen Eichstamm, tretet auf seine Wurzeln und sprecht mir nach:

Bei der Tiefe dunkler Nacht,
Die des Gold und Silbers Pracht
In der Erde Schos bewacht,
Schweigen will ich wie die Nacht!
Wurzel reicht in tiefen Schacht,
Hat es drunten kund gemacht.

Robert schauerte, als er den Eid gesprochen hatte. Es war ihm, als fühle er sich jetzt in die Gewalt verborgener Mächte gegeben, als hätten unsichtbare Hände ihn am Fuß gehalten, während er auf der riesigen Wurzel stand und den Schwur that. Gern hätte er ein Kreuz geschlagen und ein frommes Gebet gesprochen, doch er wagte es nicht, denn es schien ihm jetzt wie Lästerung in der Kirche. Der Alte aber faßte ihn ebenso rauh wie zuvor bei der Hand und sprach mit ganz verändertem, wildem Tone der Stimme: „So, nun hast du uns geschworen! Sei zur Stelle, übermorgen, und bedenke, daß es dich in ewiges Unheil stürzt, wenn du deinen Eid auch nur mit einer Miene brichst, die das Geheimniß verräth! Gute Nacht für heut!"

Mit diesen Worten trat er ins Gebüsch und war in wenigen Augenblicken verschwunden. Robert blieb wie angewurzelt stehen und starrte ihm nach, doch er konnte sich des verheißenen Glücks nicht erfreuen.

Am folgenden Tage, als er mit Gertrud zusammenkam, war er still; sie ahnte nichts Böses, sondern wähnte nur, es sei die alte Ursache seines Kummers. Sie war doppelt freundlich zu ihm, allein je mehr sie ihn schmeichelte und liebkoste, je finsterer wurde er. Die Nacht konnte er kein Auge zuthun. Am folgenden Tage schweifte er so weit er konnte in Fels und Gebirg umher. Erst spät abends kam er zu Gertrud. Sie verwunderte sich betrübt, daß er so spät kam. „Ich hatte mich so nach dir gebangt, Robert, weil böse Träume mich in verwichener Nacht geängstigt haben", sprach sie, „nun ängstigst du mich noch, daß du so spät kommst."

Er antwortete nicht, küßte sie aber herzlich.

„Soll ich dir meinen Traum erzählen?" fragte sie, und der Ton ihrer Worte sagte, daß sie es wünsche.

„Nein, nein“, entgegnete Robert. „Die Nacht ist finster, da kommen böse Träume. Ich selbst träume oft wildes, verworrenes Zeug; — erzähle nichts, es könnte uns beiden die Nacht stören!“

Sie schwieg betrübt. Doch setzte er sich mit ihr auf die Bank vor das Haus und schlang den Arm um sie und drückte und herzte sie liebreich. Da wurde ihr süß und bang zugleich ums Herz und sie mußte unaufhörlich weinen. Endlich war es ganz finster. Da drückte Robert noch einen Kuß auf ihren Mund und sprach: „Nun lebe wohl, Gertrud, und denke an mich diese Nacht.“ So riß er sich los und eilte dem Walde zu; Gertrud rief ihm noch nach, doch er hörte nicht und wandte sein Gesicht nicht mehr zurück. Traurig ging die arme Gertrud zu Bett; aber schlafen konnte sie nicht; wilde Träume ängstigten sie: sie sah Robert bald im Walde von einem grimmigen Wolfe verfolgt, bald auf der höchsten Felsenspitze, wo er am Abgrund kletterte, ausglitt und stürzte. Verstört fuhr sie auf aus ihrem Halbschlummer und rief: „Robert! Robert!“ Da war es ihr ganz deutlich, als höre sie seine Stimme: „Gertrud, Gertrud, komm und hilf mir!“ Und eine unerträgliche Angst kam über sie. Sie mußte auf vom Lager, sie kleidete sich an, doch ihre Angst wuchs mit jedem Augenblicke. Ganz verstört eilte sie vor die Hütte, da sie glaubte, Robert riefe draußen; allein es war still und finster und nur der Wind zog durch die Bäume und der Waldbach rauschte. Da war es wieder, als höre sie seine Stimme matt und verklingend aus dem Walde um Hülfe rufen. Sie eilte dem Schalle nach, doch sie fand niemand, und so neckte und zog es sie immer tiefer in den Wald hinein.

Robert war vor Mitternacht auf dem bestimmten Fleck

im Walde. Der alte Bergmann stand an die Eiche gelehnt, wo Robert geschworen.

„Du bist pünktlich, das ist wacker“, sprach der Greis; „nun gedenke deines Schwurs. Bisjetzt hast du ihn männlich gehalten. Befolge treu, was ich dir gesagt, sonst ist die Mühe umsonst und es würde dir außerdem zum furchtbaren Unheil gerathen, von dem keine menschliche Macht dich erretten könnte!“

Robert antwortete nichts; sein Herz schlug, seine Knie zitterten.

„Nach Norden!“ sprach der Alte und wendete ihn an den Schultern gegen Mitternacht. „Keinen Blick zurück, kein Wort gesprochen.“

Robert schritt vorwärts; er wußte nicht, ob der Greis ihm folge oder nicht. Es war todtenstill um ihn her, noch finsterer als gestern, kein Laub, kein Grashälmchen regte sich, man hätte die Eidechse im Grasche rascheln hören.

Kein Leuchtwurm zeigte sich, weder fliegend, noch im Grase sitzend. Da war es Robert, als ginge jemand hinter ihm, er hörte Schritte, es athmete schwer, fast gewaltsam zog es ihm den Kopf zurück, doch er ermannte sich und ging vorwärts. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Es murmelte dicht neben ihm, mit tiefer, schauerlicher Stimme; etwas Kaltes streifte an seine Wange; die Sinne vergingen ihm fast; er lief rastlos weiter, immer nordwärts, einem trübröthlichen Sterne nach, der tief am Horizont durch die Zweige schimmerte und ihm von Anbeginn zum Zielpunkte gedient hatte. Jetzt lachte es spöttisch hinter ihm, dann klang es wie Aechzen; das Grausen sträubte sein Haar hoch empor. Endlich verging ihm der Athem, er wollte still stehen; da schien es ihm, als ob der trübe Stern vor ihm sich bewege. Er täuschte

sich nicht. Es war kein Stern, dem er gefolgt war, sondern ein anderes Licht. Sollte es ein Irrlicht sein, das ihn in die Sümpfe führte? Wahrscheinlich, jetzt sah er zwei Lichtpünktchen, jetzt drei, noch mehrere — es waren Leuchtwürmchen! Also traf des Alten Wort zu. Ein Schimmer von Hoffnung zuckte durch seine Brust; es wurde ihm leichter, er stand still, die Leuchtwürmchen ließen sich auf das Gras nieder. Nun hörte er auch kein Geräusch mehr hinter sich; er mußte sich zuvor, durch das Grauen aufgeregt, getäuscht haben. Da war es ihm plötzlich, als vernehme er den angstvollen Ruf einer weiblichen Stimme fern hinter sich aus dem Walde her. Er lauschte — wahrlich, er täuschte sich nicht — noch einmal — wiederum — er kannte die Stimme — seine Sinne bebten — ein leichter Windhauch trug ihm jetzt den Schall deutlicher zu — es war Gertrud, welche rief, er hörte seinen Namen! Hastig wollte er umwenden, doch in demselben Augenblick hörte er hinter sich wieder das schwere Athmen und ein kaltes Grausen lief ihm über den Rücken. Er dachte an seinen Schwur, an des Alten Drohung, die Leuchtwürmchen im Grase vor ihm flogen auf, als winkten sie ihm, zu folgen — er drang weiter vor. Da hörte er Gertrud's Stimme näher und bestimmter: „Robert! Robert! wo bist du?" rief sie ihm nach. Ihm war zu Muthe, als packe es ihn bei den Haaren, um ihm das Haupt zurückzudrehen, doch er preßte beide Hände dagegen und stürzte sich gewaltsam vorwärts. Aber es schien ihm, als wurzle sein Fuß am Boden, er vermochte die Knie kaum zu heben, als hingen schwere Gewichte an seinen Gliedern. Keuchend, in Angstschweiß gebadet, drang er vorwärts. Gertrud hinter ihm kam immer näher; sie mußte ihn jetzt sehen, denn sie rief: „Robert, was eilst du so, höre mich

doch — halt an — ich vermag nicht mehr — ich sinke zusammen."

Er kämpfte sich weiter; als müßte er einen steilrechten Fels hinan, so arbeitete er mühevoll, und kam doch kaum von der Stelle. Jetzt schlug es drunten im Dorfe Mitternacht und er stand wie eingewurzelt am Boden fest. Da fühlte er sich von hinten durch sanfte Arme ergriffen; „Robert", rief seine Gertrud, „mein Robert, bist du es — ach — ich kann nicht weiter!" und so that sie einen Schrei und sank hinter ihm zu Boden. Jetzt hielt er sich nicht mehr, er wollte sich zurückwenden, um die Unglückliche emporzuheben, da stand plötzlich der alte Bergmann riesengroß vor ihm, mit ingrimmigem Antlitz und erhob drohend eine ungeheuere Faust. Robert entsetzte sich, daß er in die Knie sank und das Antlitz mit beiden Händen bedeckte. Alles um ihn her schien sich zu drehen und zu wanken, wie bei einem Erdbeben. Die Schläge der Mitternachtsstunde donnerten furchtbar darein; jedoch mit dem letzten Schlage war alles still, die Hände sanken ihm von den Augen, er fand sich im Grase liegend, und vor ihm im niedern Gebüsche leuchtete ein silberklarer Stern, als wäre eine Flocke des Mondes im Laube hängen geblieben. Der Schimmer glänzte ihn lieblich an, die Angst wich von ihm, seine Brust hob sich leichter, er neigte sich vorwärts. Da gedachte er auch des Spruches, den ihn der Alte gelehrt und der ihm bisher ganz aus dem Sinne gekommen war. Er fürchtete, ihn in der Betäubung völlig vergessen zu haben, doch, als flüstere ihn ihm jemand ins Ohr, fand sein Gedächtniß ihn plötzlich ganz wieder. Eingedenk der Lehre des Bergmanns, sprach er, gegen die Erde und das wunderbare Licht gebeugt, leise vor sich hin:

Dreimal harr' ich sieben Jahr!
Wachse Kräutlein wunderbar,
Blühe goldig, sternenklar,
Funkle in der Nixe Haar.
Dreimal harr' ich sieben Jahr!

Da schien es ihm, als wachse die Blume nach den leise gesprochenen Worten; sie erhob sich höher und höher, entfaltete sich reicher und reicher, und es ging ein strahlender Glanz von ihr aus, der rings umher alles umfloß.

Jetzt stieg es wie perlende Silberquellen auf, jetzt wehte es wie lichte Flügel, es wallte auf und ab, war bald Blume, bald Springquell, bald verwehender Hauch oder Nebel. Endlich schimmerte es wie blitzendes Silber aus den Lichtwellen herauf, die leise herunterzufließen schienen, die Nebel gestalteten sich und mit Staunen sah Robert eine wunderholde Frauengestalt von Silberschleiern umwebt, mit dunkel herabfließendem, lockigem Haar, in dem ein Kranz von leuchtenden Blüten strahlte, heranschreiten, die ihn mit holdem Blicke begrüßte.

Verschwunden war alles Grausen, nur eine süße Beklemmung erfüllte ihm die Brust. Er sank in die Knie und erhob staunend das Auge zu dem wunderholden Wesen. Sie aber reichte ihm die Hand dar, und als er sie berührte, als er die Lippen darauf drückte, durchschauerte es ihn mit ungeahnten Wonnen. Sie sprach, aber es waren nicht Worte, es waren Töne des Himmels, die er verstand, ohne sie zu kennen, die seine Brust wie eigene Gedanken aufnahm. Sie zog ihn sanft näher, legte den Arm um ihn, eine selige Berauschung umfing seine Sinne, er folgte der Wunderbaren, die ihm unwiderstehlich winkte.

Da stand er plötzlich mit ihr am jähen Felsenrand; unter ihm klüftete sich der Abgrund in unergründlicher,

nachterfüllter Tiefe, drüben stieg die steile Felsenmauer empor. Die süße Schöne blickte ihn flehend, angstvoll an. Er fühlte, daß sie ihm sage: „Hast du Muth, hast du Liebe, so fürchte diesen Abgrund nicht, wirf dich mit mir hinab!“ Sie umschlang ihn mit den weißen Armen, Himmelsseligkeit durchströmte ihn, er preßte die Holde gegen seine Brust und that den entschlossenen Schritt vorwärts. Da strahlte der Lichtschein von ihrer glänzenden Blütenkrone in das dunkle Thal hernieder und leuchtete die wilden Felsen an. Sie erschienen durchsichtig und drüben hinter den granitenen Thürmen und Säulen sah Robert ein Wunderland sich öffnen, tief im Innern der Erde. Goldene Paläste, funkelnde Gesteine, Blumengefilde, rieselnde Wasser, Wiesenfluren, Wäldchen, zauberische Vögel im lichtblauen Aether — ein Reich der Seligen sah er vor sich im Innern des Gebirgs.

Die Nixe lächelte ihn an, ihr Auge sagte ihm: „Du hast die Schrecken des Abgrundes nicht gescheut aus Liebe zu mir, komm jetzt mit mir in meine Wunderheimat!“ Es drängte ihn, sich hinabzustürzen in die Klüfte. Mit kühner Umarmung hob er die Holdselige empor und schwang sich vorwärts. Da tönte es noch einmal wie Gertrud's Angstruf „Robert“ an sein Ohr, doch er hörte und sah nichts mehr, sondern stürzte sich, die süße Begleiterin fest an das Herz gepreßt, hinab in den Abgrund.

In der Frühe gingen Holzschläger durch den Wald dicht an der felsigen Oede des Hexentanzplatzes vorüber. „Halt, was ist das dort im Grase?“ rief der Vorderste — „schläft dort jemand oder ist's ein Leichnam?“ Sie traten hinzu und fanden ein Mägdlein auf dem Antlitz am Boden liegend, noch schwach athmend, aber fast am Tode. „Hilf Himmel“, rief der erste, als er sie emporgerichtet hatte, „das ist Gertrud, des Jägers Robert Braut!“ Die Arme

war bleich und erstarrt; der Thau hatte ihr aufgelöstes Haar durchnäßt, daß es ihr schlaff über Schultern und Nacken hing, ihre Lippen bebten im Fieberfrost. Die Leute machten mitleidig eine Bahre und trugen sie hinab. Als sie im Thale ankamen und unten an den Felsklippen vorbeigingen, die unter dem schroffen Felsen des Hexentanzplatzes liegen, rief der eine: „Seht, dort oben an dem Felszacken, hängt da nicht ein Hut im Gestrüpp?“ Alle blickten hinauf und schauderten. „Den kann nur der Teufel dort aufgehangen haben“, rief einer von ihnen, „ein Mensch vermag dahin nicht zu klimmen!“

Der Wind spielte mit den Zweigen der Gebüsche, wehte den Hut herab und trug ihn über Felsspalten und Abgründe, bis er wieder im Gesträuche hängen blieb.

„Bei meinem Schutzpatron“, rief jetzt ein anderer, „das ist der Jagdhut Robert's; ich kenne ihn an der grünen Feder und der rothen Schleife.“

„Hm! Robert's Hut? Wahrhaftig!“ rief der andere; „und sein Mädchen droben zwanzig Schritt vom Abgrund halb todt! Das kommt mir bedenklich vor!“

Grausender Vermuthungen voll trugen die Holzschläger das arme Mädchen nach Haus. Dann eilten sie mit vielen Landleuten und Gefährten an den Fels zurück, um nach Robert zu forschen, der über Nacht nicht zu Haus gekommen war. Sie drangen auf Leitern so weit vorwärts, als es menschlichen Kräften möglich war; andere ließen sich an langen Seilen oben vom Fels herab und spähten in die Klüfte hinunter. Doch es war keine Spur von Robert's Leichnam zu entdecken. Die Felsspalten gähnen dort so tief und dunkel hinab in den Bauch der Erde, daß nie ein Lichtstrahl hineinfällt; dort, so glaubte man, mochte der Unglückliche liegen.

Gertrud erholte sich, doch ihr Geist war irre geworden. Sie redete wunderliche Dinge, bisweilen klang es wie Weissagungen, als wenn eine unbekannte Macht aus ihr spräche. Daraus entnahmen die Leute, was Robert begegnet sein möchte und erzählten es weiter, wie Gertrud berichtete. Denn oft sagte sie, sie wisse alles, nachts erzählten es ihr die Bäume; und wenn der Geist über sie kam, redete sie, als ob sie mit Robert selbst spräche und rief häufig aus: „Ich erlöse dich!"

Doch so irre die Unglückliche war, so mild und wohlwollend war sie allen. Sie spendete allen Armen, ja sie gab reiche Geschenke für die Kirchen und Klöster, wenn fromme Mönche durch das Thal zogen. Jedermann erstaunte, denn sie war ein armes Mädchen, und niemand wußte, woher sie die Spenden nahm. Wenn man sie fragte, lächelte sie seltsam und sprach: „Sie geben es mir in dunkler Nacht!" So verbreitete sich die Sage, sie habe nachts in den Bergen Zusammenkünfte mit ihrem Bräutigam und er bringe ihr das Gold aus der Tiefe der Erde herauf, zu frommen Werken, damit sie ihn erlöse aus den zauberischen Banden. Gertrud war aber auch selten nachts daheim, sondern ging in die Wälder, Felsklüfte und Bergschluchten; sie verirrte sich nie und that an den gefährlichsten Abgründen keinen Fehltritt. Köhler, die spät aus dem Walde kamen, haben sie oft auf den vorspringenden Zacken der Felsen sitzen sehen, wo ihr Geliebter verschollen war, und niemand begriff, wie es möglich sei, daß sie diese unersteiglichen Klippen erreichte.

In diesem irren, wilden Leben alterte sie rasch; ihr schönes, braunes Lockenhaar wurde nach wenigen Jahren grau. Die rosigen Wangen bleichten aus, fielen ein und scharfe Runzeln furchten ihre Stirn. Noch waren nicht zehn Jahre

vergangen, da sah sie einer Matrone gleich; und wieder zehn Jahre, so war sie grau, gefurcht, gebeugt, wie achtzig alt. Die Leute sagten, sie altere dreifach mehr als andere, damit sie die Büßezeit ihres Geliebten abkürze. Freundlich und mild blieb sie aber stets und niemand erschrak vor ihr; denn sie that keinem etwas zu Leide und den Kindern war sie wie eine hütende Mutter, daß keines je in den Bergen zu Schaden kam. Sie sprach immer weniger und erzählte auch nicht mehr vom Goldkraut und der schönen Fee und dem alten Bergmanne; zuletzt nickte sie nur, wenn jemand sie grüßte und ging stumm, leise wie ein Schatten, vorüber.

So verstrichen einundzwanzig Jahre. Da, am dreizehnten Abend nach St.-Johannis, sah man sie spät im Dunkeln durch das Thal gehen; und sie grüßte alle, die ihr begegneten, freundlich, und sprach wieder, und ihre Stimme klang wie in ihrer Jugendzeit. Im Walde, bei der Kapelle, betete sie still, und als der Klausner, der dort wohnte, sie anredete, erwiderte sie: „Frommer Vater, der Tag der Erlösung ist da. Der Herr ist mild und barmherzig und verzeiht den Fehlenden um der Buße willen. An mir wird es sich bewähren!“

So ging sie in den Wald hinein und winkte dem Klausner, daß er ihr nicht folgen möge. In der Nacht kam ein furchtbares Gewitter herauf; der Donner rollte unaufhörlich durch die Berge und der Blitz schlug in die Felsen ein, daß die Trümmer krachend herabstürzten. Am Morgen war das Wetter vorüber und die Sonne ging klar auf. Holzschläger zogen durch den Wald an ihre Arbeit. Da rief der eine von ihnen plötzlich: „Halt! Was ist das? Seht her! Hier auf derselben Stelle, wo wir vor einundzwanzig Jahren die arme Gertrud fanden, liegt ein Mädchen im Grase!“

Alle standen still, der Athem stockte ihnen in der Brust,

sie wagten kaum näher zu treten. Auf dem Rasen lag im weißen Kleide ein Mädchen; sie ruhte mit der Stirn auf ihrem Arme, als schlummere sie sanft, und die Knie waren eingebogen, gleichsam als sei sie im Gebet entschlafen und sanft nach vorn hinübergesunken. Die Leute richteten sie empor und da sahen sie, von heiligem Schauer erfüllt, Gertrud's jungfräuliches Antlitz, so hold und schön, wie sie jemals gewesen war, und in ihrem Haar grünte ein Myrtenkranz, und eine fremde, weiße Blume darin leuchtete wie ein silberner Stern.

„Sie ist eine Heilige geworden, die Engel haben sie so gekleidet!“ sprachen die Männer und knieten nieder. Dann flochten sie eine Bahre aus grünen Zweigen und trugen sie sanft hinab. Wie sie aber durch die Schlucht ins Thal wollten, unten am Fels vorbei, wo sie damals Robert's Hut entdeckten, war der Weg durch mächtige Granitblöcke gesperrt, die über Nacht von einem durch den Blitz gespaltenen Felsen herabgerollt waren. Die Männer mußten einen Umweg nehmen, weit in die Felsen hinein, welche durch die Zersplitterung zugänglich geworden waren, wo sonst niemand hinkommen konnte. Plötzlich stockte der Zug. „Bei meinem Heiligen“, rief der voranschreitende Greis, „das ist Robert's Leichnam, der hier vor mir liegt!“ Er war es; in dunkler Felsspalte hatte er die langen Jahre hindurch gelegen, bis die herabgeschlagenen Blöcke dem Licht und dem menschlichen Fuß einen Weg dahin bahnten. Auch Robert trug die Züge des Jünglings, als hätte die kalte Steinluft sie unversehrt erhalten.

Und alle erkannten, wie der Herr des Himmels gewaltet hatte. Sie legten Robert's Leiche zu Gertrud's, die Bahre war ihr Brautbett, und sie wurden mitsammen eingesenkt zur Ruhestatt des ewigen Friedens. — —

Das Feuer war fast verglimmt, die Wanduhr tönte einförmig, der Wald draußen rauschte. Nanny sah mich mit ihren blauen Augen groß an, als wollte sie fragen: „Nun, was meinst du zu dem Märchen?“ Ich strich ihr das blonde Haar zurück und küßte sie auf die weiße Stirn. „Und weißt du noch mehr solche Sagen, Kind?“ — „O viele, viele, wol hundert“, rief sie aus, „und in jedem Winter höre ich neue.“

„Du hast mir aber doch wol die allerschönste erzählt?“

„Ei, bei weitem nicht!“

„So, und weshalb denn nicht?“ fragte ich, mich böse stellend.

„Nun, wenn Ihr nun eine zweite hättet hören wollen“, erwiderte das Kind, „so hätte ich ja dann eine schlechtere erzählen müssen.“

„Sieh, sieh, das kluge Kätzchen! Ordentliche Autorpfiffe kennt sie! Nun, du sollst den schönsten Dank haben, Nanny! Möchtest du diesen Ring wol tragen?“

Sie blickte ihn mit den hellen Augen freudig staunend an, als ich im Widerschein des Feuers seine Farben vor ihr spielen ließ. „Ach, das ist ein schöner Stein! Der ist auch gewiß tief aus den Bergen gegraben!“

„Ja wohl, Nanny, jetzt soll er aber auf deiner Hand blitzen; es ist ein Granatstein!“

Ihr Auge blitzte noch heller auf; sie wollte freudig davonspringen, doch ich hielt sie fest und sprach: „Du mußt mir aber noch einen Kuß geben und noch ein Märchen erzählen.“

„O zehn, wenn Ihr wollt“, rief sie und flog mir fröhlich an den Hals; dann aber sprang sie hinüber zu den Aeltern, um ihnen das köstliche Kleinod zu zeigen — einen silbernen Ring, den ich in Halberstadt für acht Groschen

kaufte! Der Jude glaubte, er habe mich betrogen, doch ich behaupte, niemals einen bessern Handel gemacht zu haben.

Aber es ist finstere Nacht draußen, und raffe ich mich jetzt nicht auf, um nach Alexisbad zu gehen, so hängt sich noch ein ganzes Erzgebirge an diese Erzstufe, die schon viel zu groß ist.

Nachtintermezzo.

Es war ganz finster! Der Herbstwind sauste in den alten Buchen. Aber Nanny hatte doch ihr Mäntelchen umgeworfen und wollte mit, um die Nacht drunten in Alexisbad bei der Muhme zu schlafen und morgen, am Sonntage, zeitig im Badehause zu sein, wo jetzt, da die Badegäste fort waren, die Hüttenbeamten, die Förster, die Harzgeroder und das ganze fröhliche Völkchen der Umgegend im großen Saale tanzen wollten. Da durfte Nanny nicht fehlen.

Sie hing sich in meinen Arm und rief meinem Führer, der den Weg mehr vermuthete als wußte, zu: „Ich werde Euch schon führen! Hundertmal bin ich bei Tag und Nacht den Weg gegangen."

Ein herrlicher Spaziergang, denkt der Leser, nachts im Walde mit dem hübschen Mädchen! Geht doch! Mädchen! Sie ist ein Kind! Aber ein unbeschreiblich anmuthiges. Ich bin stolz darauf, daß sie mich so lieb gewonnen hat!

Schüchtern ist sie, trotz ihres Wandermuthes, wie ein Reh. Es raschelt im Gebüsch, gleich nestelt sie sich ängstlicher an mich; ein Kauz flattert über uns weg, sie schreckt zusammen.

„Ich höre und erzähle gar gern unsere Märchen", spricht sie zu mir, „aber erleben möchte ich um alles in der Welt keinen Spuk!"

„Wenn nun hier plötzlich der alte Bergmann hinter dem schwarzen Baumstamm hervorträte?" neckte ich sie.

„Pfui doch! Nicht so etwas!" Und sie drängte weit abwärts von dem Stamm.

„Aber wenn die schöne Fei in Silberschleiern aus dem Boden stiege?"

„Ich hätte den Tod vor Schreck!" rief sie, und schmiegte sich (das wollte ich nur) dichter an mich. Sie war leichtfüßig wie ein Elfenkind, lieblich plaudernd, reizend schüchtern und noch reizender muthig, wo es blos Weg und Steg und irdische Gefahren galt.

„Was scheint dort unten Weißes, Nanny?" fragte ich. — „Das ist der Nebel aus dem Wiesenthal!" antwortete sie fröhlich. „O, nun sind wir bald hinab, am Mühlbach. Der plätschert einmal lustig! Siehe, da ist auch der Mond."

Im Thaleinschnitt stieg sein silberner Schein empor und warf zauberisches Licht in das Laubdach der Waldung. Er strahlte gerade in Nanny's freundliches Gesicht; sie lächelte mit frischen Lippen. Welch ein holdes, romantisches Nachtbild.

Selige Stille war um uns her, der Wind schwieg; es flüsterte nur leise in den Zweigen. Wir standen und lauschten. Mein wegunkundiger Führer aus Thale, der mit einem andern Führer voranging, welchen ich ihm oben auf der Victorshöhe, bevor ich wußte, daß Nanny unser freundlicher Leit-

stern sein werde, angenommen hatte, blieb gleichfalls stehen, als er uns verweilen sah, und bildete einige Schritte von uns mit seinem Kameraden eine Gruppe im Mondenlicht, die die landschaftliche Romantik noch erhöhte. Kein Laut unterbrach das Schweigen dieses Nachtstücks; hehre Gefühle hoben und bewegten die Brust. Da hob der schlichte Landmann aus Thale an:

„Herr, die Hammel wollen heuer gar nicht fett werden, wie mag das zugehen?“

„Mit dem Teufel!“ rief ich wild und borst fast vor Wuth, und Nanny, deren Naivetät bei der Frage nichts ahnte, schreckte zurück über den rauhen Ton meiner Stimme.

Aber alles Romantische und Poetische war zum Henker; der plumpe Stein, den der Klotz aus Thale mitten unter die zarten Duftgestalten geworfen hatte, scheuchte sie auf, wie eine leichte Vögelschar. Das Teufelsei war nun einmal ins Nest gelegt und das Unheil heckte fort.

„Vorwärts!“ rief ich, und drang ungestüm vor; deshalb stieß ich auch mit dem Fuß an einen Stein, daß ich aufschrie vor Schmerz und Sprünge machte, als wäre mir (einem meiner Freunde ging es einmal so) eine glimmende Cigarre in den Stiefel gefallen. So kamen wir auf die Wiese hinunter, wo ich aus dem Pfade wich, um auf dem Rasen weicher zu gehen. Doch ich trat in ein Sumpfloch, stolperte und fiel, so lang und dick ich war, ins nasse Gras. Ein infames Bett! Doch immer noch besser als das der armen Nanny, die mich halten wollte, dabei ausglitt und sich platt niedersetzte in einen — — ich mag's nicht schreiben! Wie kann's aber anders sein, wo Rindvieh hausirt? Ich schalt mich selbst aus und half dem armen, weinenden Dinge in die Höhe, die mit ihrem schimpflich lächerlichen Anhang jetzt die kläglichste Figur spielte. Ein Elfenkind

im — — Es ist zu nichtswürdig vom Schicksal! Jeder Schritt war jetzt bei mir ein Fußstampfen der Wuth; wir geriethen auf einen abschüssigen Lehmweg, schlüpfrig und weich vom Vormittagsregen. Es fehlte noch, dachte ich, als ich an den zehnpfündigen Lehmklößen schleppte, die sich mir an die Sohlen hingen, es fehlte noch, daß ich hier ausglitte und mich niedersetzte — und da saß ich, noch ehe ich's ausgedacht hatte! Der Fluch des Lächerlichen, den der Sohn des Thales — nicht der des Weisen aus Milet, auch kein Zacharias Werner'scher Sohn des Thales, sondern der aus dem Dorfe Thale, mein verdammter Führer — uns mit seinem magern Hammelbraten aufgeladen hatte, wich nicht von uns.

Aller Reisezauber war zertrümmert, verschwunden, wie die Bilder in einem plump zerschlagenen Spiegel! Das Licht der Wirklichkeit war uns so hell aufgegangen, daß alle romantischen Gemälde unserer innern laterna magica ausblaßten bis auf die letzte Spur und wir nichts vor uns hatten, als eine nackte Kalkwand. Nun fühlte man auch alle Beschwerden des Leibes und der Erde. Blasen unter den Füßen, steifgewordene Knie, Nässe, Hunger, miserable Müdigkeit, kurz, alles Reiseelend empfindsamer Schlucker! In solchen Zuständen bleibt einem wenig Wahl. Man wünscht die Reise zu allen Teufeln und sich selbst dazu. Doch es half mir nichts, denn weder die Reise noch ich gelangten dahin, sondern nur nach Alexisbad!

Alexisbad. Die Josephshöhe. Das Roulette.

Unter allen veränderten und veränderlichen Gesichtern ist das eines Abends das auffallendste, oder vielmehr das eines Morgens, oder vielmehr das, was der Abend zuvor am andern Morgen macht, oder — nun zum Teufel, der Leser versteht mich und die Sache läßt sich einmål nicht recht präcis ausprägen mit dem gewählten Gleichnißstempel. Genug, es war so! Abends verschluckte ich ein Rebhuhn und meinen Dreimännerwein mit Wuth, bezog mein Zimmer mit Ingrimm, legte mich knirschend in mein Bett — morgens lächelte ich meinen Kaffee heiter an, stand wohlgemuth vom guten Lager auf und fand mein Zimmer so traulich, daß ich es — sogleich zu verlassen beschloß, nämlich um weiter zu wandern. Die Füße waren ausgeruht, die Kleider trocken, der Körper erquickt, mithin meine Seele bei bester Laune.

Ich habe noch manches Versprechen auf mir sitzen, was ich dem Leser halten muß. Eins davon ist das, die Josephshöhe zu besteigen. Der Harz wird nämlich, ich muß es hier bemerken, erst jetzt recht zum Christenthum bekehrt. Jedermann weiß, daß die Blocksbergssagen sich von dem heidnischen Götzendienst herschreiben, der dort am tiefsten eingenistet war und seine Rauchaltäre und Flammenopfer nicht loslassen wollte. Wenige aber wissen es, daß das Heidenthum dem alten Gebirge noch heute in den Knochen steckt — in den Felsen nämlich — und erkennen daher die Verdienste tugendhafter christlicher Fürsten nicht genug an,

die dem Unwesen steuern. Alles Christenthum fängt mit der Taufe an und in der Taufe bekommt man einen Namen. Es ist daher billig, daß man mit den Harzbergen denselben Weg einschlage. So ist denn der Heide Rammberg schon umgetauft in eine christliche Victorshöhe, und kürzlich hat sich auch der starrköpfige Waldgötze bei Stolberg, der Auersberg (ob von Auerochsen oder Auerhähnen so genannt, liegt im heidnischen Mythendunkel verhüllt), endlich zur Taufe bequemt und den echt christlichen Namen Joseph, d. h. Josephshöhe, angenommen. Und das ist keine Scheinbekehrung, sondern der Berg hat statt des Druidendienstes in seinen wilden Wäldern wirklich das Kreuz genommen und es so hoch, stolz und majestätisch aufgepflanzt, wie seit Constantinus' Zeiten nicht in der Weltgeschichte zu vernehmen gewesen.

Für ganz trockene, dürre Geographen und Reisende, die keinen Blick in tiefere Geheimnisse des Weltlebens besitzen und daher auch von dieser riesenhaften Gebirgsbekehrung nichts fassen, muß ich diese schöne neue Aera christlicher Geschichte philistermäßig dürr so abfassen: „Auf dem Auersberg bei Stolberg ist jetzt, nach dem Beispiele der Victorshöhe, gleichfalls ein Belvedere erbaut; aber in Gestalt eines riesenhaften, 130 Fuß hohen Kreuzes, das hoch über die höchsten Buchengipfel hervorragt und von weitem wie ein kolossales eisernes Kreuz, oder wie ein aus Basaltmassen gehauenes aussieht. Unten am Fuße des Kreuzes ist ein sauberes Lustschlößchen mit mehreren Salons für den Grafen erbaut und der Platz rund umher geebnet, ingleichen ein gutes Wirthshaus angelegt, um Fremde aufzunehmen."

Wie trivial eine solche Darstellung ist, sieht jeder ein, der nur einen Funken empfindsamen Reisegeschmacks besitzt.

Genug, ich beschloß nach diesem neuen Tempel des Chri-

stenthums zu wallfahrten. O Freunde! Was ist ein heiterer Herbstmorgen werth! Der Himmel ist blau, die Sonne klar, das Thal und der Bach dampfen, leichte, weiße Nebelstreifen lagern auf der Wiese, ziehen am Walde hin! Sie flattern verduftend auf vor dem Sonnenstrahl. Das Laub färbt sich bunt; nur die Tanne bleibt schwarzgrün, ernst, unter dem falben, röthlichen Gebüsch der Birken und jungen Buchen stehen. Der Rauch steigt gerade auf; die Sonnenstrahlen, die uns treffen, grüßen uns so mild, so behaglich! Kein Glühen, kein Brennen und Versengen mehr, kein erstickender Staub, kein verschmachtendes Versiegen der Gewässer. Alles kräftig und doch so milde; das Herz wächst muthig, die Brust wird voll und groß!

Es wäre gar hübsch, wenn Nanny neben mir hüpfte; doch Märchen dürfte sie mir jetzt nicht erzählen, wo rings umher alles so deutlich im Sonnenlicht dasteht, alles so reizend von blau durchsichtigem Aether begrenzt ist. Was sollten die Geistererscheinungen am hellen Tage? Nein, Körper fühle ich mich jetzt und will es sein.

Die anmuthigen Bilder des Selkethals ziehen an mir vorüber, während mein Führer (der alte Kriegsheld aus der ersten Erzstufe) mir seine Abenteuer erzählt. Hier klappert und braust die Mühle — dort hämmert das Pochwerk — hinter jenem buntbebuschten Hügel liegt die Silberhütte, deren Rauch wir schon über den Wald jenseits ziehen sahen, wo der Gifthauch des Arseniks alle Blätter und Blüten getödtet hat, daß die Stämme als nackte Gerippe dastehen — jetzt schlägt sich ein Steg über die brausende Selke — da kommt der Kirchthurm von Straßberg hervor, der etwas kleiner ist als der Münster von Straßburg, weil Straßberg ja nur ein Harzdorf ist, keine Rheinstadt — nun leitet uns der Pfad auf die Höhe, dann durch den Wald,

in dem große, grüne Wiesenplätze ausgehauen sind — bald kreuzen wir die Chaussee — sehen englische Parkanlagen — zierliche Gebäude, Bänke im Schatten angelegt — dann wieder dichten Urwald — aber er lichtet sich und wir stehen auf der Josephshöhe!

Daß der Teufel die Harzwirthe reite, die ihre Gäste immer mit verfluchten kläffenden und nach Gelegenheit beißenden Hunden empfangen! Dem Spitz auf der Josephshöhe will ich's gedenken, daß er mich in die Waden kniff! Aber was vermag ein Recensent wider einen Hund — wenn er nicht vielleicht Künstler ist und sich dem Theater gewidmet hat, sodaß man ihm einmal bei einer verfehlten Rolle zu Leibe gehen kann, wo er etwa (ich sah das einmal in Berlin) die Wurst zu früh gefressen, was das ganze Stück aus den Fugen rückte. Aber der verwetterte Spitz am Josephskreuz hat mich gebissen und ich konnte ihn so wenig beißen wie das harte Rebhuhn, das mir sein Herr vorsetzte.

Der Unterschied zwischen einem Harzreisenden auf der Josephshöhe und einem Ehemanne ist der, daß dieser sein Kreuz trägt, jener vom Kreuz getragen wird, wenn er die etwelche und hundert Stufen überwunden hat, die ihn auf die Zinnen führen.

Der Brocken ist der höchste Thurmgipfel des Harzes. Die Victors- und Josephshöhe und einige andere Berge sind wie die Vor- und Nebenthürme an griechischen Kirchen; sie gewähren einen Theil des Ueberblicks, den man von oben ganz hat. So die Josephshöhe. Ein unermeßliches Waldmeer breitet sich grün zu unsern Füßen aus. Andere Hauptabschnitte des Vordergrundes entdeckt der Reisende kaum, selbst nicht mit der größten Empfindsamkeit. Aber reich gewirkt ist der Teppich des M i t t e l g r u n d e s. Ein Theil Stolbergs, Harzgerode, das Jägerhaus auf dem Meisberg, viele

bunte Dörfer, Kirchthürme sind sichtbar. Weiterhin zieht sich der tiefblaue Kranz fernerer Höhen und Wälder um das frische, grüne Eiland in der Mitte. Alle Harzaussichten haben etwas Großartiges; diese mehr als andere, weil sie eintöniger ist. Die Wüste, das Meer, ja der Himmel selbst, sind auch eintönig; aber diese mächtige, ununterbrochene Unermeßlichkeit bewirkt den Eindruck des Erhabenen. Aehnlich ist es mit diesen weiten Waldgehegen, die sich thalauf, thalein ausdehnen und in denen man die unterbrechenden Punkte der Häuser, Thürme, Flecken aufsuchen muß, weil sie sich, wie Segel auf der weiten See, verlieren. Ueber alles prachtvoll aber ist das Spiel des Lichts auf diesen Waldgebirgen, der Schatten des Gewölks, die fliegenden Blitze der Sonnenblicke; jetzt weiden sich Auge und Herz an dem hellsten, saftigsten Maigrün; dann streift plötzlich der nächtliche Flügel einer finstern Wolke darüber hin und die Schauer des wilden, düstern Forstes rühren uns an.

Liebe Josephshöhe! Du hast einen christlichen Namen, aber doch noch ein heidnisches Antlitz. Die wildgewachsene Freiheit kühner Urväter blickt uns in dir weit lebendiger an, als die fromme Demuth christlicher Priester und die Schmiegsamkeit eines zahmen Menschengeschlechts, dessen ganzes Leben, ja dessen von Großvätern zu Enkeln durchlaufendes Stichwort und Parole „gehorsamster Diener" heißt. Ich komme hier auf Betrachtungen — hol's der Henker, — ich will nicht darauf kommen! Soll ich mich hängen lassen, weil die große Menschheitsheerde aus Schafen und Eseln besteht? Viel lieber nenne ich sie selbst so, oder fange einen Zank mit dem Wirthe der Josephshöhe an, daß man nicht einmal dort übernachten kann. Ein Frühstück, theuerster Wirth, allenfalls so gut wie ein zähes Rebhuhn, schleppt ein Reisender wol selbst noch den Berg hinauf und ver-

schluckt es oben. Aber eine Lager- und Wohnstatt hat nicht jeder in der Tasche, wie der Fremde in Peter Schlemihl, der ein Zelt und sechs Pferde nebst Stallung daraus hervorzieht. Wer nun hier oben die Fackel der Sonne heraufbrennen sehen möchte am Horizont, und röthliche Glut sprühen über die Waldschluchten und Höhen, — wer gern den Mond sein Silbernetz auswerfen sähe über die grünen Waldwogen, und das Spiel der Nachtnebel, den Elfentanz, das ruhige Sternengewölbe über dem schweigenden Wald, — der bleibt doch immer Mensch und verlangt eine Matratze zum Schlafen und einen Hausknecht zum Aufwecken vor Sonnenaufgang. Nicht wahr, Josephswirth? Darum stelle ich Euch, Theuerster, den nicht minder theuern Brockenwirth wahrhaft zum Muster hin, der zu schmalen Bissen wenigstens schmale Betten und Decken fügt (oder fügte, denn jetzt mag's anders sein), in denen man hinlänglich friert, um den Sonnenaufgang nicht zu verschlafen.

„Vive le Brockenwirth!" rief einst ein Franzose droben in meiner Gegenwart, der naß wie ein Pudel ankam und, wenn nicht die Aussicht auf einen Sonnenuntergang, doch die auf eine Schlafstelle oben hatte; und „Vive le Brockenwirth!" rufe ich ihm nach! Merkt Euch das, guter Josephswirth, und tragt auf einen ausgedehntern Bau an, damit er Euch ausgedehntere Gelder eintrage. Ueberhaupt — jetzt werde ich nützlich für ganz Deutschland und hoffe mir einen Verdienstorden zu erwerben — überhaupt sollte man in Gebirgen mehr auf gute Nachtlager an schönen Punkten halten. Was hat ein Reisender, der so oft ein Großstädter ist, davon, in kleinen Städten seine Abende und Nächte zuzubringen, wo er die Misère seines chez soi nur noch miserabler wiederfindet? Weshalb soll er im Harz, z. B. in Quedlinburg, Blankenburg, Elbingerode, Andreasberg, Nord-

hausen u. s. w. übernachten und manche Mußestunden haben und nicht lieber auf den schönsten Punkten, wie die Victors- und Josephshöhe, die Roßtrappe u. s. w.? Säße man denn nicht lieber abends vor der Thür, oder auf den Belvederes und blickte umher, als in den schlechten Stuben der Städte drunten? Durch diese fliege man inmitten des Tags und werfe einen Blick auf sie, falls es der Mühe werth ist; da aber, wo die freie Natur uns ihre schönsten Gaben bietet, da weile man und husche nicht nach halbstündigem Besuche weiter, oder zurück, wie ich von der Josephshöhe. Der empfindsame Reisende hofft sich hier als einen praktischen gezeigt zu haben und darf erwarten, daß bald nach dem Erscheinen seines Buchs Zimmerleute und Maurer zu Hunderten auf die höchsten Harzberge verlangt werden, um Gasthäuser im Stil des Schwans zu Frankfurt oder der Quatre saisons zu Wiesbaden einzurichten.

Inzwischen lassen wir uns das in Alexisbad gefallen, wohin wir mit einem raschen Sprunge thalabwärts zurückgekehrt sind, um den Abhub einer großen Mittagstafel zu verzehren, die zum Beschlusse der Sommerfreuden und Abzug des Badewirths stattgehabt hatte. Gegen funfzig Personen hatten getafelt, dennoch war das Bad leer. „Wie geht das zu?“ fragte ich den Kellner. — „Alle sGäste aus der Umgegend!“ — „Aber ich sehe niemand im Hause noch auf der Promenade?“ — „O, die Herrschaften sind alle im Roulettezimmer!“

Von jeher habe ich einen Ingrimm gegen die Spielhäuser gehabt und begreife die sittliche Schlaffheit, mit der diese Institute der verderblichsten Verführung geduldet werden, nicht. Einen Spieler von Gewerbe könnte ich kaltblütig aufhängen lassen, denn wenn er gewinnt, ist er ein Vampyr der Menschheit, und verliert er, so bleibt er doch ein

verächtliches Ungeziefer, das auf dem schönen Erdenrunde herumkriecht und seine Lebenstage nur zur schnödesten Vergeudung schleppt.

Ich beschloß, in den Salon zu gehen, um eigenen Auges zu betrachten, wie die Wohlhabenden der Umgegend ganze Tagereisen weit herkommen, um hier zu Dürftigen zu werden, und die armen Bürger der kleinen Harzstädte den mühseligen Ertrag ihres Schweißes unter Angstschweiß verlieren.

Die kleine Räuberhöhle liegt etwas an der Anhöhe hinauf. Mich schauderte, als ich eintrat; es war mir, als hinge in jeder Ecke ein Karl Weiß*) und grinste mit verdrehten Augen in die wahnsinnige Menge hinein, die sich um den grünen Roulettetisch drängte.

Der Bankier hatte eine tückische Habichtsnase, der Croupier eine freche Stutznase; der Bankier schwarzes Negerhaar, der Croupier rothe Borsten; der Bankier große, glühende Eulenaugen, der Croupier gläserne Maulwurfsblinzellöcher; der Bankier ein hohlgelbes, hageres Spitzbubengesicht, der Croupier eine pockengeackerte, verquollene Fratze; der Bankier sah aus wie der Teufel, der Croupier wie des Satans Schuhwichser, — beide aber streckten mehr Krallen als Finger aus nach dem Golde auf dem Tisch.**)

Ja, Gold; das kleine, leere, arme Alexisbad — und doch Gold!

Ein eigenthümlicher Dunst und Rauch zog bläulich durch das Gemach; ich kann mir nicht denken, daß es Tabacks-

---

*) Ein Führer in Alexisbad, der sich in der That im Spielsaal aufgehangen.

**) Die Wirklichkeit muß anders gewesen sein, doch wird es dem Leser bald klar werden, warum alles so spukhaft mit mir umging.

rauch war, denn ich sah niemand rauchen. Es ist, soviel ich weiß, verboten.

Um die Pointeurs besser zu sehen, drängte ich mich selbst an den Tisch und setzte dann und wann den kleinsten Satz, damit ich mein Recht auf den Platz nicht verscherzte. Es war aber merkwürdig, daß ich immer gewann. Inzwischen beobachtete ich mehr als ich spielte. Neben mir stand ein langer, grüner Oberrock; ein gebräuntes Gesicht, blitzende Augen, eine Schmarre auf der Backe. Er verlor viel, anfangs Silber, dann Gold. Um meinen Gewinst einzuziehen, mußte ich mich einmal vor ihn beugen und kam so mit dem Kopfe dicht an seine Brust. Da hörte und fühlte ich, daß sein Herz schlug wie das eines gehetzten Hirsches. Eben setzte er den letzten Friedrichsdor; die Kugel rollte, er verlor. Ich sah ihn die Oberlippe zwischen die Zähne beißen, er wurde blaß wie Marmor, Tropfen standen auf seiner Stirn; hastig griff er noch einmal in alle Taschen, fand nichts, wandte sich um und ging hinaus.

„Gute Nacht, Herr Oberförster!“ rief man ihm nach, er antwortete nicht. Ich weiß nicht, weshalb ich den Blick nicht abzuwenden vermochte von dem Manne! *)

Gleich hinter ihm stand ein junger Mensch; er gewann öfters, doch schien er dabei wie im Fieberfrost zu sein, so klapperten ihm die Zähne gegeneinander. Sein Nachbar spielte unglücklich; er zeigte Aerger, aber keine Verzweiflung.

---

*) Es ist vielleicht ganz dumm von mir, daß ich acht Tage später in Leipzig erschrak, als ich in der dortigen Zeitung las: „Der Oberförster K.... bei Bernburg hat sich wegen eines großen Defects in der Forstkasse erschossen. Er hinterläßt eine Frau mit drei Kindern.“ Wer Teufel will denn behaupten, daß hier der mindeste Zusammenhang stattfindet?

Es zog mich etwas, wie eine Art Wahlverwandtschaft, zu ihm hin; leise fragte ich den Kellner, der mir ein Glas Bischof brachte: „Kennen Sie den Herrn dort im blauen Oberrock?"

„O ja, daß ist Herr * aus *."

„Wie? Der Buchhändler?" rief ich überrascht.

„Derselbe!" erwiderte der Kellner.

Mehrere Autoren Deutschlands! Euer sauerer Schweiß, in Silber verwandelt, wurde hier mit sauerm Gesichte verloren; aber sehr viel schneller, als euch der Erwerb wurde.

Indessen mußte ich wieder einmal setzen, um doch den Anschein eines Spielers zu haben. Ich gewann. Ein zweites mal; ich gewann wieder; abermals; ich gewann nochmals. Man fing an, meinem Satze zu folgen. Plötzlich berührte mir etwas die Hand; es war nicht kalt, nicht heiß, aber es zuckte mir dabei elektrisch durch alle Glieder. Ich wandte mich und sah halb hinter, halb neben mir einen feingekleideten Mann mit scharfen Zügen stehen. „Sie haben eine recht glückliche Hand, Sie sollten höher spielen", sprach er leise. Die Mienen kamen mir schauerlich bekannt vor; ich starrte ihn an, sein Gesicht war ganz tief im Schatten. „Mein Herr", fragte ich, „sollte ich nicht die Ehre haben?"

„O gewiß, wir kennen uns, aber Ihr Gedächtniß ist schlecht! Wollen Sie nicht hoch setzen?" Dabei lächelte er auf eine Weise, daß es ihm für einen Reisepaß gelten konnte.

Jetzt fiel mir's wie Schuppen von den Augen; ein kalter Schweiß rieselte mir über den Nacken. Daher die Spukbilder, der bläuliche Dunst! Also hier mußte ich ihn wieder treffen; freilich hier war er ja am besten an seiner Stelle. Er sagte mir das auch selbst, indem er sprach:

„Nur dreist! Ich will gefällig sein! Ich habe hier etwas zu sagen; das Häuschen habe ich erbaut, und was hier aus- und eingeht, pflegt mich so ziemlich alles über kurz oder lang als Souverain anzuerkennen. Wir sind gute Freunde, wenn ich Ihnen hier dienen kann? Ich gebe Ihnen den Rath", zischelte er leise, „besetzen Sie die 13! Aber schnell, die Kugel rollt schon."

Schwerlich macht sich der Leser einen Begriff von dem Chaos von Bildern und Visionen, die nun in mir vorüberschwirrten. Die Gesichter aller Anwesenden bewegten sich vor mir wie entsetzliche Larven, Karl Weiß ragte riesengroß darüber hinweg und nickte mir mit verdrehten Augen zu; in meinen Muskeln regte sich's, als ziehe mir eine unsichtbare Faust gewaltig die Hand mit meiner ganzen Börse nach der dreizehn hin. Ich kämpfte, schon wollte ich den Satz darauf legen, als die Kugel fiel — auf Nr. 13.

„Nun ist's zu spät", sprach der Fremde trocken und nahm eine Prise Taback. Ich dachte: „Gottlob!" und es wurde mir leicht ums Herz.

Aber, noch sehe ich's vor mir, ein junger Mensch, der neben mir stand, starrte ihn mit offenem Munde und unbeweglichen Augen an; er hatte den leis geflüsterten Rath gehört und wollte in die Erde sinken vor Staunen über den Erfolg.

„Seien Sie kein Thor; was für kindische Furcht und miserable Grundsätze", fuhr der Rathgeber zu mir fort, „haben Sie mich etwa als einen so eigennützigen Schubiak kennen gelernt? Ich gab Ihnen den Rath aus Freundschaft. Setzen Sie jetzt Nr. 7."

„Mein Herr", raffte ich mich zusammen, „was würden Sie sagen, wenn Sie Bankier wären —"

„Da wäre ich etwas Schlimmeres als ich bin", versetzte

er; „oder glauben Sie, ich sollte égards für die beiden mörderischen Nasen haben? Setzen Sie Nr. 7."

Jetzt hatte der junge Mensch den Rath gehört; wie der Blitz fuhr er in die Tasche und setzte ein Goldstück auf Nr. 7. Die Kugel rollte, ich zögerte, sie fiel, Nr. 7 hatte gewonnen, der junge Mensch erhielt seine 35 Louisdor ausgezahlt und sein Gesicht strahlte vor Freude.

„Sie werden's bereuen", sprach mein Bekannter kalt und nahm wieder eine Prise; „jetzt zum dritten und letzten male, eine Zahl, die mir eigentlich fatal ist, Nr. 3."

„Nehmen sie 10 Friedrichsdor auf die einzelne Nummer an?" rief der junge Mensch, welchem die Wangen glühten und alle Pulse fieberten, dem Bankier zu.

„O ja, warum nicht?" sprach dieser hohnlächelnd, in der Sicherheit, jetzt einen Theil seines Verlustes von dem thörichten Spieler zurückzuerhalten.

„Der versteht's besser als Sie", raunte mir mein unheimlicher Bekannter zu.

Der junge Mensch setzte, die Kugel rollte, alles blickte gespannt auf die Scheibe: „Trois, noir, impair, manque!" schnarrte der Croupier, und der Bankier holte zitternd vor Wuth die Goldrollen aus seinem Kästchen und zahlte 350 Friedrichsdor. Der junge Mensch zitterte an allen Gliedern, indem er sie einstrich. Ich bebte in seiner Seele, weil ich wußte, wie er gewann; es drängte mich, ihm zu sagen: „Verlassen Sie den Saal, mein Herr! Sie wissen nicht, an welchen Fäden man Sie hier hält!" Doch mein Bekannter hielt mich zurück und sprach lächelnd: „Das ist wider die Abrede; überdies, das Söhnchen von Milch und Blut habe ich doch wo und wie ich will. Ich frage Sie jetzt, ob Sie Ihre ganze Baarschaft auf Nr. 36 setzen wollen? Ich stehe Ihnen dafür, der Bankier nimmt es an."

„Nein!" sprach ich entschieden.*)

Doch der junge Mensch rief dem Bankier zu: „Nehmen Sie 100 Louisdor auf Nr. 36 an?"

„Ja", rief der Bankier. „Aber nur die Bank dagegen", und zugleich zog er das Goldkästchen heraus und schob alles auf einen Haufen. „Es müßte mit dem Teufel zugehen", murmelte er vor sich, „wenn der Glückspilz jetzt nicht wieder abgezapft würde!"

„Ich bin's zufrieden", stammelte der junge Mensch, der in Hast und Ungeduld am ganzen Körper zitterte, und setzte seine Goldrolle.

Alles hörte auf zu spielen; auch mein Wahlverwandter, der Buchhändler. Aller Augen richteten sich bald auf den Roulettetisch, bald auf den Bankier, bald auf den jungen Menschen, der im abgetragenen schwarzen Reiseoberrocke ganz das Ansehen eines armen Studenten der Theologie hatte.

Der Croupier drehte die Scheibe, warf die Kugel: „Trente six —"

„Teufel!" donnerte der Bankier und stampfte mit dem Fuß auf. „Bravo!" schallte es laut im ganzen Saale. Der junge Mensch aber riß die Mütze ab und scharrte das Geld hinein; alle Glieder flogen ihm dabei und Röthe und Blässe wechselten auf seinem Gesicht. Er stürzte wie wahnsinnig zum Hause hinaus, eine Menge Leute rasch hinter ihm her! Der Bankier schlug mit dem Stock auf die Roulettescheibe, daß sie in Stücken sprang, blies die Lichter aus, drückte sich den Hut auf den Kopf und stürzte ebenfalls fort. Gelächter schallte ihm nach, furchtbares, höhnisches Gelächter, in dem

*) Bei der ganzen Sache ist blos das ärgerlich, daß mir's niemand glaubt, und doch will ich die Geschichte zu Protokoll geben!
Der empfindsame Reisende.

der Ton der Rache zu hören war, der Rache aller derjenigen, denen er das Mark ausgesaugt hatte. Mir lief es eiskalt über den Rücken. Mein bekannter Fremder aber sprach zu mir: „Sie sind doch noch ein Schüler! Daß ich Sie so plump nicht fangen konnte und wollte, konnten Sie doch wol merken; es war mir ja nur um den blonden Theologen. Aber greift man denn da an, wo man siegen will? Noch bin ich doch etwas klüger, als ihr Herren Poeten und Recensenten! Nun, was uns anlangt, wir bleiben gute Freunde, nur vergessen Sie mich nicht in Ihren Memoiren."

„Und der junge Mensch?" fragte ich neugierig und voll Theilnahme.

„Er hat heut Vormittag in einer Dorfkirche nicht weit von hier gepredigt; ich ging an der Kirche vorbei, hörte einen Augenblick zu und lächelte über seine frommen neunzehnjährigen Gesinnungen. Nachmittags kam er durch Alexisbad und ging hier an meinem Salon vorbei. Ich pfiff ihn herein. Er hatte gerade sein bischen silbernes Reisegeld verspielt, als Sie kamen; da wagte er den letzten Louisdor auf Nr. 13, und nun ist er durch mich ein reicher Mann. Durch mich; denn laut Contract muß ich dem Gauner von Bankier doch über kurz oder lang alles doppelt ersetzen; aber geben Sie Acht, wie der Handel mir wuchern wird. Ich wette, der junge Mensch predigt niemals mehr! Sie werden noch von ihm erfahren. Doch gute Nacht! Die Bank ist gesprengt, in Alexisbad nichts mehr für mich zu thun. Kommen Sie nach Leipzig auf die Messe, so sehen wir uns wol noch einmal. Bis dahin Ihr gehorsamster Diener!"

So trat er aus dem Salon und ich wußte nicht, wo er im Finstern geblieben war.

Ganz wüst und erhitzt machte ich einen Mondscheinspazier-

gang durchs Thal. Nach zwei Stunden kehrte ich zurück und fand im Gastzimmer den jungen Theologen mit einem alten Herrn schon bei der dritten Flasche Champagner. „Ei, ei!" dachte ich. Indem ich hinter den Trinkenden meinen Hut aufs Fenster stellte, hörte ich nur die halblaute Frage: „Also glauben Sie wirklich, daß sie mir folgte?"

„Ha, ha, ha!" lachte der Alte. „Wenn Sie zweifeln, können Sie noch zwanzig Louisdor an mich verwetten! Schenken Sie ihr noch ein Glas Champagner ein."

Ich horchte auf. Das sehr artige Stubenmädchen trat gleich darauf ein und brachte den Herren Dessert. Der junge Student streichelte ihr Arm und Hand und bot ihr ein Glas Champagner an. Sie nahm es und dankte. Er wurde zärtlicher, sie wand sich scheinbar sträubend und verschämt los.

„Ha!" dachte ich, „so rasch sollst du recht haben, Mephisto?"

Ich ging zu Bett, blieb aber wachsam. Bis 10 Uhr war Geräusch im Hause; dann wurde alles still. Es schlug 11 Uhr. Ich hörte leise Schritte auf dem Corridor; vorsichtig öffnete ich meine nur angelehnte Thür. Es war der Student, tief in seinen Mantel gewickelt. Ich weiß nicht, wohin er schlich, doch faßte ich Posten hinter einem Pfeiler. Nach wenigen Minuten raschelt's auf der Treppe; ich schleiche näher. Der Student führt eine gleichfalls in den Mantel gehüllte weibliche Gestalt, zärtlich mit umschlungenem Arm die Treppe hinab. Das war seltsam! Ich höre flüstern, der Hausschlüssel wird leise umgedreht — Hm, was soll das?

Andern Morgens erfuhr ich vom Kellner: „Der Herr, der gestern so viel Geld gewonnen hat, ist in der Nacht plötzlich davongegangen, und unser Stubenmädchen Lisette auch! Am Schützenhause hat eine Postchaise gehalten. Der

Postillon hat erzählt, ein Herr und eine Dame seien um 11 Uhr eingestiegen, er hat sie bis Quedlinburg gefahren. Was meinen Sie? Ob das wol eine Entführung war?"

Ich biß mich nur auf die Lippen und sprach: „O Teufel! ich verstehe!"

Nanny's Erzählung. Wiedersehen. Lockspeise.

Was ist das für böses Wetter geworden! Wie jagt der Wind die schwarzen Wolken über das Thal, wie schlägt der Regen gegen die Fenster! Glückliche Fahrt, Herr Student, mit der Mütze voll Louisdor und dem hübschen Mädchen an der Seite! Hätten Sie das gestern geahnt, als Sie auf der Kanzel standen, und — wie denn die Herren Kanzelredner pflegen — der würdigste, friedlichste, edelste unter den Menschen Ihnen immer noch als ein schwarzer Sünder erschien, der nur durch die ewige Gnade und Barmherzigkeit eingehen könne in das Himmelreich! Es ist etwas Herzbrechendes um so eine Predigt! Aber es ist auch etwas Herzbrechendes um solch ein Wetter! Nun bald Mittag und so dunkel wie nach Sonnenuntergang!

Wahrlich, da ist Nanny noch! „Tritt doch herein, Kind! Nun, willst du heute noch hierbleiben bei der Muhme?"

„Ich muß wol", sprach die Kleine trübselig, „denn ich mag meine Sonntagskleider nicht so naß werden lassen. Aber recht Langeweile habe ich hier. Heute ist es ja öder im Alexisbad als droben bei uns, wo doch den ganzen Tag

Fremde kommen. Hätte ich's nur gewußt, ich hätte heute früh um 6 Uhr mit hinauffahren können nach der Victorshöhe, denn es ist gestern Abend noch spät eine Herrschaft hier angekommen, ein alter Herr und eine alte und eine junge Dame, die sind hinaufgefahren. Allein wir kamen erst um 3 Uhr vom Tanze und da hab' ich bis vor einer Stunde geschlafen!"

„Laß dich's nicht gereuen, Nanny; du leistest mir nun heut Gesellschaft. Sieh, ich kann auch nicht fort in dem mörderischen Regen. Vormittag geh du in die Küche und hilf das Essen bereiten, ich will arbeiten. Nachmittag trinkst du den Kaffee mit mir und ich erzähle dir etwas von der großen Stadt Berlin."

„Ach ja", rief sie freudig und schlug in die Hände; „von den herrlichen Schlössern und vornehmen Damen, und von schönen Prinzen!"

„Was du willst, Nanny! Unterdessen wird vielleicht das Wetter heller und wir gehen ein wenig das Thal hinab. So kommt unvermerkt die Dämmerung heran und dann erzählst du mir noch ein Märchen!"

„Gern, gern!" rief sie und war wieder fröhlich. Wir machten es genau wie wir gesagt, nur daß wir nicht spazieren gingen, weil es unaufhörlich regnete. Als die Dämmerstunde kam, setzten wir uns in die Ecke des großen Saales auf das Sofa, ließen das Licht ganz am andern Ende stehen und während draußen der Regen gegen die Fenster prasselte, schmiegte sich die kleine Nanny an mich und begann ihre Erzählung mit der Frage:

„Seid Ihr auf den Rabenklippen gewesen, Herr?"

„Nein!"

„Schade. Dann wüßte ich etwas Schauerliches! Oder vielleicht kennt Ihr das Märchen schon von dem schwarz-

geharnischten Ritter und dem Mönch, die nachts auf brausenden Rappen gegen die Rabenklippe anreiten? Und wenn der Ritter mit dem Speer gegen den Fels stößt, so reißt er sich zum weiten Thore einer Höhle auf, wo Haufen Goldes wie im rothen Feuer glühen. Da sprengen die beiden hinein und krachend schließt sich die Höhle. Dies sieht ein alter Köhler. Sagt, kennt Ihr die Sage?"

„Nein, Nanny; aber erzähle; mich dünkt, sie sei schauerlich und das hört sich gern an so düsterm Abend!"

„So will ich von den Rabenklippen zuletzt erzählen — zuvor von dem Fräulein auf der Schwarzburg, wenn Ihr die Geschichte nicht etwa kennt!"

„Kein Wörtchen davon, kleiner Schelm; ich glaube, du willst mich nur neugierig machen?"

„Ja, das ist ein wunderbares Märchen! Oder es ist eigentlich kein Märchen, denn es geht alles ganz natürlich zu; aber es ist eine grausige Geschichte!"

„Nun, so fang an, Nanny, ich bin gespannt!"

„Auf der Schwarzburg, ich glaube sie lag im wilden Ockerthale, wohnte ein Raubgraf, der war der Schrecken der Umgegend. Noch mehr aber war es seine Tochter, die schöne Wallhaide; denn so schön sie war, war sie doch noch viel stolzer und grausamer. Sie verachtete die Frauen und haßte die Männer, aber männliches Thun sagte ihr doch noch mehr zu als weibliches. Stets begleitete sie ihren Vater auf die Eber- und Wolfsjagd, und dann trug sie ein prachtvolles Jagdkleid, einen Helm und einen Speer in der Hand. Auch auf des Grafen Raubzügen, wenn er Kaufleute fing und Ritter niederschlug und beraubte, würde Wallhaide ihm gern gefolgt sein, aber das duldete er nicht, sondern alsdann mußte sie in der Schwarzburg herrschen und das Schloß verwalten. Die Diener und Mägde zitterten

vor ihr, denn sie kannte kein Mitleid noch Erbarmen, und den geringsten Fehl bestrafte sie fürchterlich. Im Schloßhofe war ein nicht mehr benutzter, tiefer, schauerlicher Brunnen, bei dem man langsam bis zwölf zählen konnte, bevor man einen hinabgeworfenen Stein im Wasser plätschern hörte; in diesen hatte sie schon viele Mägde und Knechte hinabstürzen lassen, nur weil sie morgens die Zeit verschlafen oder sonst ein ähnliches kleines Versehen begangen hatten. Und wenn der Vater Gefangene mit heimbrachte, so mußten alle Jünglinge vor sie geführt werden, und sie stieß sie oft mit ihrem eigenen Dolche nieder. Längst wäre sie daher gewiß von der empörten Dienerschaft ermordet worden, aber es lag ein Zauber in ihrer Schönheit, daß keins zu athmen wagte in ihrer Nähe, und die Verurtheilten und Gemarterten selbst es nicht vermocht hätten, sich durch die Ermordung der Herrin zu retten. Es ging auch ein Gerücht im Volke um, daß ihre Schönheit durch Zaubermittel erhalten werde; denn so manches Jahr hindurch kannte man sie schon und sie blieb immer gleich jugendlich und reizend. Blendend weiß, wie der edelste Marmelstein, waren ihre Arme und ihr Nacken; auf den Wangen blühte das zarteste Roth, das Haar wallte ihr in dunkeln Ringellocken lang unter dem Helm hinab und die Augen glühten wie schwarze Edelsteine, die Lippen wie Granatäpfel. Man erzählte sich leise, sie wüsche sich mit dem Blute der ermordeten Jünglinge, das erhalte sie jung, und jährlich siebenmal trinke sie das Herzblut eines Säuglings. Nachts halte sie geheime Zusammenkünfte mit einem Zauberweibe und ihre Seele habe sie nach hundert Jahren dem Erbfeinde verschrieben.

„In der Burg diente ein junger Knappe, der hieß Benno; sein Vater war ein armer Köhler im Burgbann und dem Grafen von der Schwarzburg unterthan, deshalb hatte er,

wiewol bekümmerten Herzens, den Sohn auf die Burg liefern müssen als Dienstmann des Raubgrafen. Benno hatte unter den Knappen, die mit ihm dienten, einen Freund, Egbert, den er wie seinen Bruder liebte und dem er sein ganzes Herz offenbarte. Diesem hatte er gestanden, daß eine unbezwingliche Leidenschaft zu der schönen Wallhaide ihn ergriffen habe. Egbert schlug voll Entsetzen die Hände über dem Haupt zusammen und rief: «Benno, das ist dein Unheil! Wehe dir, wenn du das stolze Weib mit einem Blicke beleidigst! Der martervollste Tod würde dich treffen.» Doch Benno lächelte geheimnißvoll und sprach: «Das habe ich nicht zu fürchten!»

„An dem nämlichen Tage, es war zur Winterszeit und lag hoher Schnee, ritt der Raubgraf auf die Wolfsjagd. Als die Jäger mitten im Dickicht waren, brach plötzlich ein grimmiger Wolf aus dem Busch und warf sich auf Wallhaide's Roß. Es bäumte sich, stürzte, die schöne Reiterin lag hülflos am Boden und das Unthier packte sie, um sie zu zerfleischen. Sie war verloren, wenn nicht Benno vom Pferde gesprungen wäre, den Wolf mit den Händen an der Kehle gepackt und so mit ihm gerungen hätte; denn das Schwert zu ziehen, oder den Kolben vom Sattel zu henken, war keine Zeit gewesen. Doch Wallhaide raffte sich indessen schnell auf und, kühn wie sie war, durchstieß sie das grimmige Thier mit dem Speer. Dann schwang sie sich wieder zu Roß, ohne dem treuen Benno auch nur mit einem Blicke zu danken. Er aber war dennoch voller Freude.

„Drei Tage später kehrten die Jäger eines Abends wiederum von der Jagd heim. Als Wallhaide vom Pferde steigen wollte, sprang Benno hinzu, ihr den Bügel zu halten. Im Absteigen verlor sie einen Handschuh und Benno

sah ihre weiße Hand. Da riß ihn die Glut seiner Liebe hin und er wagte es, im Vorbeistreifen sie mit den Lippen zu berühren. Doch Wallhaide stieß ihn zürnend zurück und rief: «Frecher Knecht, du wagst es, an deiner Herrin zu freveln?» Da schauderten die Umstehenden zurück, denn sie wußten, daß Benno nun verloren sei. Er bebte und wagte keinen Laut von sich zu geben. Wallhaide aber ließ ihn an Händen und Füßen binden und ihm dann einen breiten Riemen fest um den Mund schnallen, daß er keinen Laut von sich geben konnte. Als dies geschehen war, sprach sie: «Die niedrigen Lippen dieses Knechts, die meine Hand besudelt haben, sollen von nun an weder von Trank noch Speise, noch von einem Hauch oder Laut berührt werden. Er soll stumm bleiben in seinem Leib. Jetzt reißt ihm die Kleider herab, werft ihn auf den Schnee und peitscht ihn, bis er in seinem strömenden Blute an den Boden friert. Das wird ihm die freche Glut schon kühlen!»

„Zufällig war der alte Köhler, Benno's Vater, im Hofe, als Wallhaide diesen gräßlichen Befehl gab; er fiel ihr zu Füßen und bot sein Haupt an für das seines Sohnes. Doch die Grausame rief: «Thut ihm desgleichen!» Und der Greis wurde gebunden und, entblößt wie der Sohn, zu Boden geworfen. Hier ließ sie beide peitschen, daß das Blut in den Schnee floß und zu Eis gefror. Da befahl sie aufzuhören, damit die Marter länger dauere. So mußten die Unglücklichen in der Winternacht nackt auf dem Schnee liegen; nur Stroh ließ Wallhaide über sie schütten, daß sie nicht erfrören, sondern am andern Tage wieder gepeitscht würden!

„Aber die Rache blieb nicht aus; denn Egbert, als er diese That sah, schwur Vergeltung an dem Ungeheuer zu üben. Er allein wußte nämlich um ein entsetzliches Geheimniß, welches die Ursache zu Wallhaide's Erbitterung war.

Ihr Männerhaß war erheuchelt; denn nicht nur Benno, sondern auch Egbert selbst hatten" — — — — — — — —

„Aber Nanny's Erzählung muß doch auch ein Ende haben!"

„Lieben Freunde, gewiß; allein wir wurden hier durch ankommende Reisende für den ganzen Abend gestört, Nanny ist mit Tagesanbruch nach der Victorshöhe zurückgekehrt und ich kann ihr nicht nachlaufen."

„Aber wir verlangen durchaus das Ende! Nur das Ende wollen wir wissen!"

„Ich weiß es auf Ehre selber nicht! Hat euch aber, theuerste Leser, meine Lockspeise (seht nur die Ueberschrift des Kapitels an) geködert, so verspreche ich euch das Ende noch vor aller Tage Abend."

„So also sollen wir zum Besten gehalten werden, Herr Autor! So soll Ihn ja —!"

„Gemach, Verehrteste! Ich täuschte euch nicht; denn als ich in die Ueberschrift des Kapitels das Wort Lockspeise setzte, wußtet ihr, woran ihr wart und hättet nicht zugreifen sollen. Die Harzbilder konnten mit Lisettens Abenteuer vortrefflich schließen; hättet ihr da aufgehört, so hinget ihr nicht am Angelhaken. Jetzo reißt euch blutend los, oder kauft mir die ganze Auflage weg, damit ich in der neuen die Geschichte zu Ende erzählen kann. Nanny darf es doch, wie jeder schon rathen kann, wahrhaftig nicht thun!"

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

